

# saarbrücker hefte

Frühjahr 2004  
EUR 7,80

91 *Die saarländische  
Zeitschrift für Kultur  
und Gesellschaft*

#### Konsequenz eines Rechten

Der Weg des Dr. Erwin Albrecht  
durch die politischen Systeme

#### Renitenz eines Linken

Ein kommunistischer  
Journalist an der Saar

#### Delinquenz im Saarland

Kriminalberichterstattung in  
Zeitungen 1870-1900

#### Indolenz in Saarbrücken

Kulturpolitik in der Ära  
Rainer Silkenbeumer

#### Präsenz einer Heiligen

Ziel von Pilgern und Touristen -  
Mont Ste. Odile

#### Musik

Die Komponistin  
Zeynep Gedizlioglu  
Orchestergeschichte Teil III

#### Literatur

Alfred Gulden zum  
60. Geburtstag  
Shakespeare auf saarländisch

#### Galerie

Klangkunst von Frauke Eckhardt

#### Rezensionen

Sibylle Knauss, Fabian Lemmes,  
August Gottlieb Meißner, Adele  
Thelen, Simon Werle, André  
Weckmann und andere mehr

#### Des Rätsels Lösung



**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

**Redaktion:**

Bernhard Dahm, Achim Huber, Uwe Loebens, Dietmar Schmitz,  
Herbert Temmes, Herbert Wender (v.i.S.d.P.), Reinhard Wilhelm

**Redaktionsadresse:**

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telephon / Fax: 06 81 / 58 54 18,  
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

**Postadresse:**

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

**Internet:**

www.saarbruecker-hefte.de

**Verlag:**

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,  
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

**Herstellung:**

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

**Layout:**

Uwe Loebens

**Verkaufspreis:**

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Margot Behr, Georg Bense, Hansjürgen Blinn, Hermann Burkhardt, Wilfried Busemann,  
Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Sebastian Hanusa, Christine Hohnschopp,  
Uwe Loebens, Angela Mense, Gerhard Sauder, Heike Schinnenburg, Dietmar Schmitz,  
Erich Später, Herbert Temmes, Peter Wettmann-Jungblut, Gert Wiebe

**Abbildungen:**

Archiv Saarbrücker Hefte, Archiv Saarländisches Staatstheater, Ausstellungskatalog des  
Regionalgeschichtlichen Museums Saarbrücken *Von der Stunde Null zum Tag X*,  
aus: *Wunder an der Saar* von Heinrich Schneider, Marga Burkhardt, Frauke Eckhardt,  
Zeynep Gedizlioglu, Sebastian Klöckner, Robert-Hahn-Archiv Saarbrücken

**Titelabbildung:**

Frauke Eckhardt, *RaumKlangRezeptoren*, 10/2001

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,  
unseren Sponsoren Friedrich von Oppeln, Sparkasse Saarbrücken und Saarland Sporttoto GmbH,  
sowie unseren Werbepartnern.

*saarbrücker*  
**hefte**

*Frühjahr 2004*

**91**

*Die saarländische  
Zeitschrift für Kultur  
und Gesellschaft*

PFAU-Verlag

Postfach 102314

D 66023 Saarbrücken

Fon +49 681 4163394

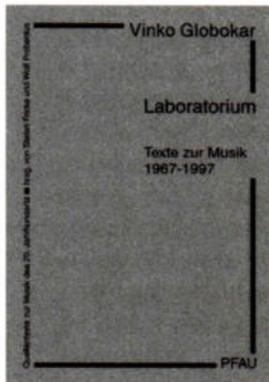
Fax +49 681 4163395

e-mail: info@pfau-verlag.de

# Vinko Globokar

Composer in residence bei Musik im 21. Jahrhundert 2004

## Laboratorium



Texte zur Musik 1967-1997  
hrsg. von Sigrid Konrad  
(Quellentexte zur Musik  
des 20. Jahrhunderts, Band 3.1)  
466 S., Abbildungen, broschiert  
ISBN 3-930735-23-7, EUR 35,30

Welche Funktion hat Musik? – Warum noch komponieren? – Für wen soll man komponieren? Diese drei Fragen – abgeleitet aus der Debatte um engagierte Literatur und direkt beziehbar auf Jean-Paul Sartres «Qu'est-ce que la littérature?» (1948) – stehen im Zentrum von Vinko Globokars musikalischem Denken. In seinen Texten diskutiert er die politische Bedeutung von Musik und seine Konzeption einer verantwortlichen und bewußtseinsbildenden Musikausübung. Diese, ob kreativ oder interpretativ/reproduktiv, erläutert er an Aspekten des Verhältnisses von Komposition und Interpretation, Komposition und Improvisation, Interpret und Instrument sowie Musik und Sprache.

## Individuum ↔ Collectivum

Heft 1, Bestell-Nr. 330-040  
ISMN M-50085-003-8, EUR 8,20  
Heft 2, Bestell-Nr. 330-041  
ISMN M-50085-004-5, EUR 8,20  
Heft 3, Bestell-Nr. 330-043  
ISMN M-50085-005-2, EUR 8,20

1979 begann Vinko Globokar eine Sammlung, die jede geschlossene Konstitution oder deutliche Funktionsbezeichnung eines musikalischen Werks vermeidet: eine Sammlung von entweder streng musikalischen, Reaktions- oder Kommunikationsmodellen oder Modellen, die den Übergang von Musik in andere Kunstformen ermöglichen sollen. Es wird keinerlei ästhetische Position, keine musikalische «Sprache» vermittelt oder gar vorgeschrieben. «Individuum ↔ Collectivum» kann als pädagogisches Unterrichtsmaterial, als Arbeitsmaterial für kollektive Improvisationen, als Grundlage für das Komponieren anderer oder einfach als Lesetext dienen.

<b>Editorial / Preisrätzel</b>	
Durchatmen	4
<b>Kulturpolitik</b>	
<i>Gert Wiebe</i> Einer gegen alle. Rainer Silkenbeumers Kulturpolitik	5
<b>Asylpolitik</b>	
<i>Bernhard Dahm</i> Flüchtlinge und Menschenrechte im Saarland	9
<b>Zeitgeschichte</b>	
<i>Erich Später</i> Mord nach Paragraphen. Die NS-Vergangenheit des CDU-Politikers Dr. Erwin Albrecht	13
<i>Hermann Burkhardt</i> Verkaufte Provinz. Erinnerungen an die saarländischen Nachkriegsjahre	19
<b>Mediengeschichte</b>	
<i>Peter Wettmann-Jungblut</i> Blut und Druckerschwärze. Gewaltdelikte in der Saarbrücker Presse 1870-1900	35
<b>Galerie</b>	
<i>Frauke Eckhardt</i> Klangkunst	50
<b>Kunst</b>	
<i>Stefan Fricke</i> Sichtbares hörend wahrnehmen. Zur Klangkunst von Frauke Eckhardt	55
<b>Fenster nach Frankreich</b>	
<i>Georg Bense</i> Wunder über Wunder. Odilienberg - Landschaft um eine Heilige	57
<b>Musik</b>	
<i>Sebastian Hanusa</i> Zwischen strukturellem Wandel und engagierter Aufführungspraxis. Die Geschichte des Saarländischen Staatsorchesters, Teil III	65
<i>Angela Mense</i> I do it my way. Die Nachwuchskomponistin Zeynep Gedizlioglu	84
<b>Medien</b>	
<i>Uwe Loebens</i> Ein Sender ohne Format. Radio Salü in der Krise	87
<b>Literatur</b>	
<i>Christine Hohnschopp</i> Lieber Vogelscheuche als Gärtner. Alfred Gulden zum 60. Geburtstag	95
<i>Hansjürgen Blinn</i> „Ich hann die Flemm . . .“ Shakespeares 66. Sonett auf saarländisch	97

## Rezensionen

---

<i>Dietmar Schmitz</i> Zerrissenes Leben, zerrissenes Land (André Weckmann)	99
<i>Gerhard Sauder</i> Hexenjagd (Sibylle Knauss)	100
<i>Herbert Temmes</i> Gelebtes Leben – widerfahrene Geschichte (Adele Thelen)	102
<i>Dietmar Schmitz</i> Gescheiterte Lebensläufe, verworrene Seelenlandschaften (Simon Werle)	103
<i>Margot Behr</i> Die Kraft des Wortes (Reden an die saarländischen Abiturienten)	105
<i>Peter Wettmann-Jungblut</i> Die Seele des Verbrechers (August Gottlieb Meißner)	107
<i>Wilfried Busemann</i> Diskretion Ehrensache! (Manfred Pohl, Angelika Raab-Rebentisch)	109
<i>Wilfried Busemann</i> Zum Profit der Stadtverwaltung (Fabian Lemmes)	110
<i>Heike Schinnenburg</i> Chancenmaximierung als erste Regel im Arbeitsleben (Christian Scholz)	111

## Autorinnen und Autoren

---

### Durchatmen

#### Statt eines Editorials – Die Lösung des Preisrätsels aus Nr. 90

Diesmal hat's nun geklappt. Das Preisrätsel der letzten Nummer erwies sich als lösbar, besonders leicht fiel es offenbar denjenigen Leserinnen und Lesern, die dabei das Internet zur Hilfe nehmen konnten. Dort findet sich eine kurze Beschreibung des saarländischen Örtchens Oberlimberg, aus der wir im Rätsel wörtlich zitiert hatten – Google sei Dank! Da war es für die meisten auch nicht mehr schwierig, den boshaften Kosenamen für den neuen Wohnsitz von Deutschlands berühmtestem Pensionär zu finden; unter anderem stand er letzten Herbst in einer Meldung des SPIEGEL: „Palast der sozialen Gerechtigkeit“ werde er genannt.

Denen, die klagten, man könne doch nicht unbedingt SPIEGEL-Leser werden, nur um unser Rätsel zu knacken – und in ihrer Not teils originelle Varianten vorschlugen; am besten: „Palast zur letzten SPD-Träne“ –, ihnen würden wir gerne als Trostpreis ein Kurzabo des Magazins ..., na, aber das können wir uns natürlich nicht leisten. So bleibt es beim ausgelobten Gewinn, einem Exemplar des Buches *Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken*, der an Frau Ingetrud Sick aus Saarbrücken geht. Herzlichen Glückwunsch!

In dieser Nummer gibt es leider kein neues Preisrätsel. Sie dürfen natürlich ohne Gewinnaussichten raten, ob dies eher der Einfallslosigkeit der Redaktion oder dem Mangel an schönen Preisen geschuldet ist, ob sich gar im Kleinen schon große Veränderungen bei dieser Zeitschrift ankündigen – oder ob wir an dem Juniwochenende, an dem diese Zeilen geschrieben wurden und gleichzeitig Münte und Lafo sich erstmals wieder zögerlich die Hände reichten, nur schlicht auch nicht wissen, wie es mit der sozialen Gerechtigkeit, mit Gewinnern und Verlierern weitergehen wird in diesem Land.

# Einer gegen alle

## Rainer Silkenbeumers Kulturpolitik in Saarbrücken

Von Gert Wiebe

Ende Juni endete die 18jährige Amtszeit Rainer Silkenbeumers als Kultur- und Schuldezernent der Landeshauptstadt Saarbrücken. Damit geht möglicherweise nicht nur eine persönliche Ära zu Ende. Denn seit Wochen wird in den Stadtratsfraktionen über die künftige Ausgestaltung des Dezernats gestritten. Die SPD-Fraktion favorisiert seine Stärkung, indem sie die von der *Perspectives-GmbH* gemanagten Festivals *Perspectives du théâtre* und *Max-Ophüls-Filmfestival* wieder in die Verantwortlichkeit des Dezernats zurückführen möchte. Dahinter mag eine letzte Rache an dem ungeliebten ausscheidenden Kulturdezernenten stecken, der jetzt schon in der GmbH federführend tätig ist und dies auch bleiben will – nicht gerade zur ungeteilten Freude der Kulturschaffenden.

Ganz andere Vorstellungen entwickelt dagegen die CDU-Fraktion. Mit Personen und Namen hält sie sich gar nicht erst auf. Um den leeren Stadtsäckel mit der sensationellen Einsparung von 150.000 EUR jährlich zu entlasten, schlägt sie vor, das Kulturdezernat mit dem ebenfalls neu zu besetzenden Sozialdezernat zusammenzulegen. Sie ist der (merkwürdig sozialdemokratisch anmutenden) Überzeugung, „daß man Kultur im weiten Sinn verstehen muß. D.h. Kultur ist neben Kunst und Bildung auch das Verhalten der Menschen sowie als menschliches Vermögen und dessen Entwicklung zu verstehen. Als Konsequenz daraus räumt die CDU der Kultur eine herausgehobene Stellung ein, indem sie ein Dezernat für Kultur, Bildung, Soziales und Integration einrichten will. In diesem Dezernat werden die Bereiche Kultur, Schule, Soziales, Kinder und Jugend sowie Integration organisiert.“ (Pressemitteilung vom 20.01.04) Zur Deregulierung des Saarbrücker Kulturbetriebs schlägt sie zudem eine *CityKulturGmbH* als Erweiterung und Weiterentwicklung der *Perspectives-GmbH* vor. Bevor das multifunktionale und -kompetente Wunder eines Dezernenten, der die Saarbrücker Kultur fördert und zugleich die schweren und drängenden Probleme der Landeshauptstadt löst, möglicherweise sein Amt antritt, baten die SAARBRÜCKER HEFTE den langjährigen Vorsitzenden der SPD-Stadtratsfraktion, Gert Wiebe, um einen Rückblick auf „18 Jahre Silkenbeumer“.<sup>1</sup> (Die Red.)

**D**ie SAARBRÜCKER HEFTE – wohlwissend um das spannungsreiche Verhältnis zwischen dem Kulturdezernenten und dem langjährigen SPD-Fraktionsvorsitzenden im Rat der Stadt – wünschten eine Würdigung gemeinsam erlebter 15 Jahre Kulturpolitik in Saarbrücken.

Heute, wo Drahtwürmer sich in meine Frühkartoffeln bohren, einem Schäfchen das Fell abfällt wie Putz von der Wand, die Wasserläufer auf der Teichoberfläche mit ihren Knickbeinen ihre Individualsphäre signalisierende Wellenkreise schlagen und Skulpturen der jungen Künstlerkolonie *Artopie* in Meisenthal auf der Wiese hinter meinem Lothringer Bauernhäuschen mein Gesichtsfeld be-

stimmen, unternehme ich eine Gedankenreise in vergangene Saarbrücker Kulturzeiten.

Kann es sein, daß die Redakteure der SAARBRÜCKER HEFTE ein trojanisches Pferd aufzäumen, ein schnaubendes Dampfroß über kulturpolitische Gleise rumpeln lassen wollen? Erwarten sie auch Aufklärung in eigener Sache, was im schummrigen Bierdunst von *Lolas Bistro* nicht aufzuhellen war? Schaufelten zwei am Grab der SAARBRÜCKER HEFTE? Führte nur einer den Spaten? Wer?<sup>2</sup>

„Meiner Seel, nun kann ichs sagen.“ „Sapperment, ich kanns doch nicht sagen.“

1986 verschlug es Rainer Silkenbeumer aus dem Land der aufsteigenden Rösser und haken-schlagenden Mümmelmänner an die Saar.

Reinhard Klimmt, der leidenschaftliche Sammler antiquarischer Erstaussagen und originärer afrikanischer Kunst, aus der norddeutschen Tiefebene zu saarländischen Höhen aufgestiegen, hatte beide Pfoten – um bei Herrmann Löns zu bleiben – in diesem Transfer. Silkenbeumer erhielt einen 10-Jahres-Vertrag als Schul- und Kulturdezernent der Landeshauptstadt Saarbrücken.

Inhalt des Vertrages war die ziemlich unbestimmte Vorstellung, der neue und erste sozialdemokratische Kulturdezernent in Saarbrücken und ehemalige Kultursprecher der niedersächsischen Landtagsfraktion könne sozusagen als eierlegende Wollmilchsau kulturelle Stadtteilarbeit definieren und umsetzen, kulturelle Spitzenangebote vermitteln und fördern und beides über Bildungsarbeit – worunter sich Sozialdemokraten *ex origine* mehr vorstellen können – verbinden. Das Lassalle'sche Wort von der „verdammten Bedürfnislosigkeit der Arbeiterklasse“ sollte nach Hilmar Hoffmann oder Herrmann Glaser auch in Saarbrücken in der Kultur als überholt abgelegt werden. Befürchtungen, ein tiefländischer Hang zu Melancholie und Dröghheit könnte mit saarländischer Palaverlust und Lebensfreude unhaltbar kollidieren, erwiesen sich schon bald als unbegründet. Nicht nur, daß der Neue sich parteipolitisch an der schwierigen Dudweiler Basis erfolgreich einbrachte, er übertrug die bodenständige Reit- und Schützenvereinskultur in das Saarbrücker Vereinsleben, was nicht unwesentlich die Empfindlichkeiten vor allem in den früher selbständigen Gemeinden glätten half.

Es entstand ein dicker Wegweiser durch alle Vereine und es konnten, getreu der Devise „Kulturarbeit ist Sozialarbeit“, zudem neue Initiativen vor Ort gestartet werden: Ateliers für bildende Künstler/innen, Geschichtswerkstätten, Rock-Bunker, kulturelle Kinder- und Jugendarbeit, um nur einige zu nennen. Silkenbeumer kämpfte für die Errichtung einer neuen Stadtbibliothek im Zuge der Rathauscarreebebauung, leistete aber ebenso hinhaltenden Widerstand gegen die Schließung einiger kleiner Ausleihungen, was die immer stärker unter Sparzwang gestellten Stadtverordneten vor Ort unter Druck geraten ließ. Ähnlich verhielt es sich bei der Abgabe der Volkshochschule an den Stadtverband. Mit organisatorischem Geschick setzte er jedoch die Neuordnung der Schullandschaft in Saar-

brücken gegen die zunächst aufgebrachte Lehrer- und Elternschaft durch.

Dennoch kam es am Ende der ersten Amtszeit von Silkenbeumer zu einem – auch für die Öffentlichkeit – unerwarteten Eklat. Die zahlreichen Einzelmaßnahmen und Projekte waren immer weniger finanziell überschaubar und inhaltlich durchschaubar geworden. Die in Saarbrücken aufeinander treffenden, kaum koordinierten drei Kulturverwaltungsebenen (Land, Stadtverband, Stadt) trugen das ihre dazu bei. Das erwartete kulturpolitische Konzept war ausgeblieben, sein Fehlen wurde nun überdeutlich.

Das Konzept war beileibe nicht ein Teufelchen in der Kiste regelungswütiger Sozialdemokraten. Erfahrungsgemäß ist einem einmal sozusagen *ex cathedra* verabschiedeten Programm ein recht dauerhaftes Leben beschieden. Änderungen, Abweichungen und Fortschreibungen müssen parteidemokratisch legitimiert sein. Verstöße pflegen heftigen solidarischen Unmut zu erzeugen. Für die Genossen geben Transparenz und Beständigkeit des Handelns Sicherheit und Vertrauen nach innen und nach außen. Ohne ein innerparteilich abgestimmtes Programm mit Bestandsaufnahme, Leitlinien und Handlungskonzeption gerät ein gestandener Sozialdemokrat, der traditionsgemäß viel von Sekundärtugenden und Mehrheitsdisziplin hält, in gefährliche Nähe eines „freischwebenden A...“ (Herbert Wehner). Ohne Programm können Improvisationskünstler, Spontan-Strategen und Individual-Aktiven auf dem Schlachtfeld des gemeindlichen Haushalts unüberschaubare Einzelgefechte führen.

Und tatsächlich fochten bei den fraktionellen Haushaltsberatungen Sozialarbeiter aus Malstatt gegen Kulturanhänger aus St. Johann, Grametschler aus Dudweiler gegen Vereinsmeier aus Brebach – und mitten im Getümmel die Dezernenten. Aus dem Friedensruf: „Kulturarbeit ist Sozialarbeit“, wurde der Schlachtruf: „Sozialarbeit frißt Kulturarbeit“. Ein beziehungsloses Wüten von Rotstiften mußte also angesichts der auch von der Rechtsaufsicht oktroyierten Sparzwänge unbedingt verhindert werden.

Zwar übernahm das Land den städtischen Anteil am „Bildungstempel Staatstheater“, was den Haushalt um jährlich über 20 Mio. DM entlastete. Des Dezernenten Forderung jedoch, diese Entlastung, zumindest aber einen

größeren Teil davon, zur Erhöhung des Kulturhaushaltes zu verwenden, mochte man ohne kulturpolitisches Handlungskonzept nicht entsprechen.

Die wohlfeilen Ratschläge von Ministerpräsident Oskar Lafontaine, ehemals kulturbeflügelter Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Saarbrücken in besseren Tagen, waren vor allem Schläge. Der Gegenschlag, er könne es als OB eines „Stadtstaats Saar“ ja wieder selber richten, entlockte ihm nur das Schmähwort: „Dummbreddler.“ Aber auch Lafontaine schien Klärungsbedarf darüber zu haben, was in Zukunft an kulturellen Spitzenangeboten wie und mit welchem Aufwand über die Mauern der Stadt (und des Saarlandes) ausstrahlen sollte.

„Do schmeisse die ä Haufe Dachlatte uff de Johanner Markt und wie ich eni rausziehe will, wo ich fier dehemm brauche kennen ded,“ – und weiter in reinem Hochdeutsch – „da werde ich als Kulturschänder beschimpft,“ beschwert sich ein als Büttnerredner bekanntes Fraktionsmitglied und empfiehlt Streichung der Mittel für die *Stadtgalerie*.

Die *Stadtgalerie* mit Bernd Schulz, das *Max-Ophüls-Preis-Festival* mit Christel Drawer, die *Sommerszene* mit Charly Bick, die *Perspectives du théâtre* – ja mit wem eigentlich – die Produktionen der Saarbrücker Szene, ja, auch die SAARBRÜCKER HEFTE können als kulturelle Spitzenangebote gelten. Erstaunlicherweise entwickelte der Kulturdezernent für diese *Highlights* nur gebremstes Interesse. Sei es, daß er organisatorische Mittel oder personelle Maßnahmen inhaltlichen Diskussionen mit den vom Sinn ihrer Arbeit Überzeugten vorzog, sei es, weil andere sich bereits den Lorbeerkränze flochten.

Nachdem die geachtete Kultursprecherin der Fraktion, Hildegard Redicker, das Handtuch geworfen hatte, mußte der Fraktionsvorsitzende mit an die Kulturfront. Mit Hilfe von Werner Klumpp und Kurt Bohr konnte die *Stadtgalerie* unter das Dach der *Stiftung Saarländischer Kulturbesitz* schlüpfen, für die *Sommerszene* konnte eine rettende, eigene Haushaltsposition festgezurrert werden, die Grubenfahrt der SAARBRÜCKER HEFTE wurde verhindert, das *Max-Ophüls-Preis-Festival*, stets in Frage gestellt von CDU und Grünen, schaukelte sich mit sparsamsten Mitteln über die Runden – erst heute angemessen finanziert mit der Bestellung einer neuen Festivalleitung

– und die gegen den Kulturdezernenten aufgebrauchte freie Kulturszene konnte nur „gebändigert“ werden mit dem als bedrohlich empfundenen Angebot des Fraktionsvorsitzenden, den als „Ausschuß der Ahnungslosen“ apostrophierten Kulturausschuß aus der Verantwortung für die Verteilung von Zuschüssen herauszulösen und diese Aufgabe bei angemessener Zuschußerhöhung der autonomiebewußten Szene selbst zu überlassen. Dieses „unsittliche Angebot“ wurde prompt mit dem Hinweis abgelehnt, darüber könne man nachdenken, wenn die Zuschußmittel mindestens eine halbe Million DM betrügen.

Der Eklat, ausgelöst durch die in der Öffentlichkeit mit dürren Worten erklärte Absicht, Silkenbeumers Vertrag nicht zu verlängern, geriet unerwartet zu einem großartigen *Polit-Show-Down*. Die Sprachlosigkeit beruhte auf der Überlegung, persönliche Beschädigungen vermeiden zu wollen und vor den Kommunalwahlen auch nicht öffentlich einzuräumen, die SPD habe ihren kulturpolitisch hohen Anspruch in zehn Jahren weder definieren, noch umsetzen können.

Unerwartet traf sie das folgende Polit-Spektakel: Der SPD-Führungsriege fehlte gänzlich die Vorstellungskraft, ein Verantwortungsträger aus den eigenen Reihen werde sich bockbeinig und mit großem öffentlichen Nachdruck ihrem Diktum widersetzen.

Während wacker nach einer geeigneten Nachfolge Ausschau gehalten wurde, sammelte der widerspenstige Silkenbeumer seine Kohorten. Dabei kam ihm seine Rührigkeit vor Ort ebenso zugute, wie die Verwendung des von ihm verwalteten Topfes nicht zweckbestimmter Sponsorengelder außerhalb ausgewiesener Haushaltspositionen. Die Traditionsvereine, die Initiativen, genüsslich auf dem Laufenden gehalten vom Feuilleton der SAARBRÜCKER ZEITUNG (wo seinerzeit noch nicht so scharf zwischen Meldung und Meinung unterschieden wurde) und durch nicht verantwortlich gezeichnete Flugblätter, konnten nicht verstehen, warum man Silkenbeumer nicht mehr wolle. Selbst die „freie Szene“, die ihm kurz vordem noch das blanke Hinterteil gezeigt hatte, drückte ihn bei einer Solidaritätsveranstaltung in *Le Garage* nun an die Brust.

Der mit seinem vermenschlichten Rottweiler Juanita den St. Johanner Marktbrunnen wie weiland Diogenes seine Tonne besetzen

de, selbsternannte Dr. K.O. griff mit Leserbriefen ein, die nicht einmal die SAARBRÜCKER ZEITUNG abdrucken mochte.

Kurzum: Die Auseinandersetzung geriet zu einem „mit machiavellistischer Eleganz“ inszenierten Polit-Schauspiel nach einem Drehbuch, in dem Horst Eberhard Richters *Flüchten oder Standhalten* hätte Grundlage sein können. Am Ende wurde Rainer Silkenbeumer mit den Stimmen aller Fraktionen mehrheitlich wiedergewählt.

Die insgesamt 18jährige Amtszeit des Dezernenten geht nun zu Ende. Hält man keine *De-Mortuis*-Rede, so bleibt zu resümieren: Es wird Rainer Silkenbeumer nicht nachgesagt werden können, er habe die Autonomie von Kultur und Kunst inhaltlich eingeschränkt. Die Garantie einer solchen Autonomie, vornehmste Aufgabe einer Kulturverwaltung, setzt meines Erachtens jedoch auch Autonomie in der Kulturverwaltung selbst voraus. Das verlangt ein Aushalten von Eigenverantwortung, Spontaneität und Kooperationsbereitschaft innerhalb der Verwaltung zum Nutzen konzeptioneller Kulturpolitik. Silkenbeumers anfängliche Bereitschaft hierzu fand allerdings schon 1990 mit dem Rauswurf seines Kulturamtsleiters Knödler-Bunte ein jähes Ende.

In der Folge kompensierte er seine mangelnde Bereitschaft oder Fähigkeit zu inhaltlicher Auseinandersetzung durch den Rückzug auf administrierende und organisatorische Maßnahmen. Eine zukunftsweisende Kulturkonzeption für die Landeshauptstadt Saarbrücken kam nicht mehr zustande. Der kommunale Kulturhaushalt, über den immerhin ein Großteil aller Kulturaktivitäten finanziert wird, sargte sich ein, immer in der Gefahr, vom Hobel der Einsparnotwendigkeit weiter abgeschliffen zu werden. Nicht wenige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen tauchten murrend oder frustriert in die Isolation des institutionalisierten Systems ab oder mußten sich andere Wirkungsfelder suchen. Damit wurden Anstoßgeber aus der Verwaltung und Ansprechpartner in der Verwaltung für Kulturschaffende rar.

Fehlt eine Kulturperspektive, kann auch keine Kulturentwicklung stattfinden, es können weder Schwerpunkte gesetzt noch innovative Kreativität gefördert werden. Damit wird die Autonomie von Kultur und Kunst aber mittelbar eingeschränkt.

Die Privatisierung kommunaler Kulturpolitik hilft da wenig. Was für gewinnorientierte oder kostendeckend arbeitende städtische Einrichtungen denkbar und machbar ist, verbietet sich für eine Kulturpolitik, nach der die Stadt wieder zu einem Ort gemacht werden soll, „an dem die Zukunft der Gesellschaft in der Gegenwart vorausgestaltet wird“ (Ryan).

Kulturpolitik ist immer auch Sozialpolitik. Sie hat die Aufgabe, Vielfalt auszuhalten, Kommunikationsprozesse, auch interkulturelle, in Gang zu setzen, neuen Gemeinsinn zu schaffen, Chancengleichheit anzustreben und dabei der Kunst und dem Kulturschaffen eine zentrale autonome Rolle zuzuerkennen. Es muß nicht die eierlegende Wollmilchsau sein, wohl aber sollte auf eine Neubesetzung des Kulturdezernats nicht verzichtet werden.

#### Anmerkungen

1 *Mehrfache Versuche der SAARBRÜCKER HEFTE, Rainer Silkenbeumer zu einem eigenen Rückblick auf 18 Jahre Amtszeit zu bewegen, scheiterten an dessen allzu knapp bemessener Zeit. (Die Red.)*

2 *Wie jede Zeitschrift hegen auch die SAARBRÜCKER HEFTE ihre Mythen. Neben jener legendären Linsensuppe, die anlässlich der Gründungsfeierlichkeiten der HEFTE den Gästen in Unmengen angeboten und inzwischen erzählerisch weit häufiger als nach der Festivität im Topf aufgewärmt wurde, zählt ein lange Jahre zurückliegender Zwischenfall während eines Ophülsfestivals in Lolás Bistro zu den sorgsam gepflegten Heldensagen. Damals, so die inzwischen auch von Gert Wiebe bestätigte Mär, soll der kaum zu bändigende SPD-Stadtratsvorsitzende den beiden zu jener Zeit führenden HEFTE-Redakteuren, die bei einem Bier an der Theke stehend die Krise des jungen deutschen Films genüßlich erörterten, massiv Prügel angedroht haben. Leider liefert die Legende keinen Hinweis auf Anlässe und Gründe des Zorns, noch erklärt sie, warum eigentlich der Fraktionsvorsitzende aus seinen Absichten nicht handgreifliche Tat hat werden lassen. (Die Red.)*

# Flüchtlinge und Menschenrechte im Saarland

Von Bernhard Dahm

**A**mnesty International kommt im Jahresbericht 2004 zu dem Ergebnis, daß die Menschenrechtssituation nach dem Zweiten Weltkrieg noch nie so schlecht war wie heute. *Guantanamo* und *Abu Ghraib* sind zu Synonymen für die Verletzung fundamentaler Menschenrechte geworden. Weltweit muß festgestellt werden, daß Regierungen die im Verlaufe langer geschichtlicher Prozesse erreichten sozialen Errungenschaften und juristischen Standards aushöhlen. Menschen werden zu Objekten staatlichen Handelns degradiert. Gerade das Flüchtlingsrecht ist ein empfindlicher Gradmesser für die Haltung gegenüber den Menschenrechten; an ihm kann abgelesen werden, in welchem Zustand sich Staaten und Gesellschaften befinden. Flüchtlinge werden heutzutage nicht mehr als schützenswert, sondern als lästiges, zu bekämpfendes Übel betrachtet. So hat der britische Außenminister Jack Straw als einer der Protagonisten des Irakkrieges verlangt, Flüchtlingen den Zutritt zur EU zu verweigern und sie in Lagern an den Grenzen der EU zu konzentrieren.

Schon seit Jahren werden Flüchtlinge in der BRD im Regelfall in Lagern untergebracht. Dies dient der Abschreckung. Weltweit soll potentiellen Flüchtlingen deutlich gemacht werden, daß Deutschland nicht das Land ihrer Träume ist. Deshalb hat bereits zu Beginn der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts das Prinzip „Lager“ Aufnahme im deutschen Asylrecht gefunden. Im Saarland ging man ab März 1994

dazu über, Flüchtlinge in der Landesaufnahmestelle für Flüchtlinge und Vertriebene, Lebach, und ihren Dependancen aufzunehmen. Angesichts des merklichen Rückgangs an Zugangszahlen werden die Nebenstellen jedoch zunehmend geschlossen. Derzeit existiert nur noch die Unterkunft „Lappentascher Straße“ in Homburg als Außenstelle, die in diesem Sommer jedoch ebenfalls geschlossen wird.

## Flüchtlingslager Lebach

Die Landesaufnahmestelle in Lebach wurde Ende der 50er Jahre für Aus- und Umsiedler errichtet. Ihre Straßennamen – Schlesierallee, Pommernstraße, Oderring, Ostpreußenstraße – sind Reminiszenzen an Großdeutschland. Die Flüchtlinge sind in 53 Wohngebäuden mit jeweils 4-6 Wohnungen untergebracht. Die Wohnungen ihrerseits bestehen aus Zimmern, auf denen sich zwei bis fünf, oftmals sich vollkommene fremde Personen, über Jahre aufhalten müssen. Menschen, die zehn Jahre und länger in einer solchen „Wohnung“ leben, sind keine Seltenheit. Die Zimmer sind kärglich eingerichtet. In der Regel sind sie mit zwei Etagenbetten, einem Spind, einem Tisch mit vier Stühlen sowie einem Kühlschrank ausgestattet. Eine weitere Möblierung ist laut Hausordnung nicht vorgesehen. Gekocht wird in Gemeinschaftsküchen, die für bis zu 20 Personen vorgesehen sind.

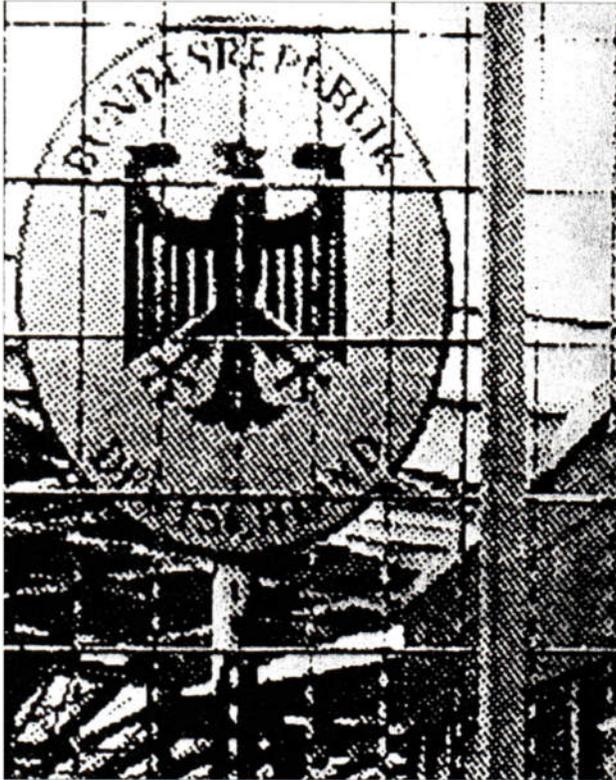
Bereits diese Darstellung der Verhältnisse läßt erahnen, wie deprimierend das Leben auf engstem Raum ist. Privatsphäre findet nicht statt. Konflikte mit den Mitbewohnern sind vorprogrammiert. Kinder können sich in einer solchen Atmosphäre nicht ausleben und auch nicht ihre Hausaufgaben für die Schule zufriedenstellend erledigen.

## Das Prinzip „Lager“

Die Ernährung der Bewohner der Unterkünfte erfolgt auf der Grundlage von Lebensmittelpaketen, die dreimal wöchentlich ausgegeben werden und für die die Flüchtlinge ebensooft stundenlang anstehen müssen. Gekocht und gegessen werden kann nur das, was sich in den Paketen findet, nicht aber das, was die Menschen gerne essen würden. Ordnungspolitische Erwägungen führen zu einer Verwal-

tung des Individuums ohne Berücksichtigung seiner Bedürfnisse.

Die Körperreinigung ist nur zu bestimmten Zeiten möglich, nämlich wenn die Duschen geöffnet sind. Die Waschmaschinen sind in gesonderten Räumen aufgestellt, wer darin seine Kleidung reinigen möchte, muß sich zunächst einmal eine Terminkarte abholen und hierfür im Zweifelsfall wiederum – und zwar frühmorgens – Schlange stehen. Für einen Erwachsenen gibt es monatlich ein Taschengeld von 40 EUR, pro Kind 20 EUR. Auch hier heißt es zur Entgegennahme des Geldes Schlange stehen.



Ein probates Mittel, den Flüchtlingen das Leben so unangenehm wie möglich zu gestalten, ist das für sie geltende Arbeitsverbot. Während des ersten Jahres ihres Flüchtlingsdaseins dürfen Asylbewerber auf keinen Fall arbeiten. Danach nur dann, wenn es keine bevorrechtigten deutsche, europäische oder sonstige Arbeitnehmer mit legalem Aufenthaltsstatus gibt, die eine vorhandene Arbeitsstelle besetzen können. Damit verbleibt den Flüchtlingen im Lager Lebach nur die Möglichkeit, im Freien oder auf ihren beengten Zimmern die Zeit totzuschlagen.

Ein weiteres Mittel, die Flüchtlinge zum Objekt staatlichen Handelns zu degradieren, ist, ihnen weder die freie Wahl eines Arztes, noch eine umfassende Krankenbehandlung zu gewährleisten. Vielmehr müssen sie Ärzte aufsuchen, die von der Lagerverwaltung ausgesucht sind und mit denen die Betroffenen oftmals nicht zufrieden sind, da sie den Eindruck haben, als Menschen zweiter Klasse behandelt zu werden. Zudem bekommen die Flüchtlinge lediglich dann ärztliche Leistungen bezahlt, wenn dies der Linderung akuter Erkrankungen und Schmerzzustände dient. Wer unter einer chronischen Krankheit leidet, hat Pech gehabt. Er muß ja nicht unbedingt in Deutschland um Schutz nachsuchen. Darüber hinaus werden die von Ärzten unter diesen eingeschränkten Bedingungen verordneten Maßnahmen dann auch noch von der Leistungsabteilung der Landesaufnahmestelle für Flüchtlinge und Vertriebene Lebach auf ihre Notwendigkeit hin überprüft. Gegebenenfalls wird schließlich das Gesundheitsamt eingeschaltet, das – oftmals auf Grund der Aktenlage – entscheidet, ob denn nun eine ärztlich verordnete Maßnahme finanziert wird oder nicht.

### **Entfremdung und fehlende Selbstbestimmung**

Unter den geschilderten Bedingungen, unter denen die Flüchtlinge vollkommen entfremdet bzw. mit nur geringen Möglichkeiten der Selbstbestimmung leben müssen, kommen naturgemäß Orientierungs-, Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit auf, zumal auch die Frage, ob man denn überhaupt in Deutschland verbleiben kann, weiterhin über Jahre ungewiß bleibt. Die vom saarländischen Innenministerium während der letzten Jahre oftmals medienwirksam inszenierten Abschiebungen von im Asylverfahren erfolglos Gebliebenen bewirken das ihrige. Die Abschiebungen, die in aller Regel in den frühen Morgenstunden zwischen 4.00 Uhr und 5.00 Uhr mit großer Polizeipräsenz durchgeführt werden, reißen die Menschen immer wieder aus dem Schlaf. Insbesondere Kinder, aber auch viele Erwachsene werden so in Angst und Schrecken versetzt. Finden die Menschen bereits auf Grund der beengten Verhältnisse nur schlecht Schlaf, haben sie auch ständig Angst vor der eigenen

Abschiebung, und zwar auch dann, wenn es hierfür überhaupt keinen Anlaß gibt.

Dies gilt in besonderem Maße für Flüchtlinge, die in ihrem Heimatland Schreckliches erlebt haben und die deshalb unter physischen und psychischen Erkrankungen leiden. Oftmals handelt es sich um Personen, die an einer posttraumatischen Belastungsstörung erkrankt sind und die nach ihren Erlebnissen nichts dringender benötigten als Ruhe, um das Erlebte auf- und verarbeiten zu können. Angesichts der im Lager ständig vorhandenen Unruhe ist hieran aber nicht zu denken. Zudem werden die Erkrankten ständig mit Menschen aus ihren Herkunftsländern konfrontiert, die sie bereits allein auf Grund ihrer Präsenz an Folter und Mißhandlungen im Heimatland erinnern. Auch sind im Lager oft verschiedene Personengruppen untergebracht, die im Heimatland enorme Probleme miteinander haben. So gibt es im Lager in Lebach immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Kosovo-Albanern und Minderheitsgruppen wie Roma, Ashkali und Ägyptern aus dem Kosovo. Diese Minderheiten müssen im Kosovo um ihr Überleben kämpfen und sollen im Flüchtlingslager Wand an Wand mit ihren potentiellen Verfolgern leben. Was dies für die Betroffenen bedeutet, dürfte leicht nachvollziehbar sein.

Ebenfalls leicht nachvollziehbar dürfte sein, daß unter den geschilderten Bedingungen Wut und Aggressionen unter den Bewohnern des Lagers aufkommen. Wer ständig frustrierende Erlebnisse hat, sucht ein Ventil. Dieses stellen im Zweifelsfall die Mitbewohner dar. So kam es im Sommer 2002 zu einem Vorfall, in dessen Verlauf ca. 50 bis 100 kurdische Bewohner des Lagers Lebach – genaue Zahlen konnten auch im Verlaufe eines Gerichtsverfahrens nicht geklärt werden – über vier algerische Mitbewohner in äußerst grausamer Weise hergefallen sind. Auslöser für den massiven Aggressionsausbruch war der Umstand, daß einer der algerischen Asylbewerber bei der Ausgabe der bereits erwähnten Lebensmittelpakete versucht hatte, sich vorzudrängen. Bei den folgenden Auseinandersetzungen wurde auf die Algerier mit Messern eingestochen, wobei ein Stich knapp die Lunge eines der Opfer verfehlte. Auch wurde versucht, einem der Opfer die Augen auszudrücken. Von der vielköpfigen Angreifergruppe konnten letztendlich fünf Personen

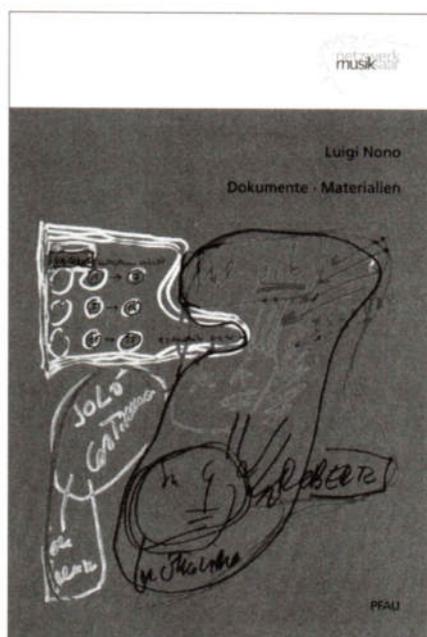
dingfest gemacht werden. Neben der eigenen Verantwortlichkeit der jugendlichen Täter hat das Landgericht Saarbrücken, dessen Entscheidung zwischenzeitlich vom Bundesgerichtshof bestätigt wurde, die Lebensumstände im Lager für die Straftaten mit verantwortlich gemacht!

Zu diesem Vorfall und weiteren ähnlichen Ereignissen im Lager Lebach hat man seitens des saarländischen Innenministeriums nichts gehört. Dies kann allerdings auch nicht erwartet werden, da die Konsequenz aus solchen Vorfällen eigentlich nur heißen kann, die Unterbringung von Flüchtlingen in Lagern zu beenden, da sie in massiver Weise gegen den Grundsatz der Menschenwürde verstößt.

### **Lager verhindern Integration**

Die Unterbringung von Flüchtlingen in Lagern ist Bestandteil der zunehmend feststellbaren Mißachtung der Menschenrechte. Diese Art der Unterbringung diskriminiert und stigmatisiert die Betroffenen. Ihnen wird die Möglichkeit der Integration im Aufnahmeland genommen. Zu den Äußerungen von CDU/CSU-Politikern wie dem saarländischen Ministerpräsidenten Peter Müller, die bei der Diskussion um das Zuwanderungsgesetz so großen Wert auf die Integration von Ausländern in die hiesigen Lebensverhältnisse legen, steht die Ghettoisierung von Flüchtlingen in Lagern in krassem Widerspruch. Bewußt wird die Entwurzelung und die damit einhergehende soziale Desintegration der Flüchtlinge nicht nur hingenommen, sondern angestrebt. Angesichts dessen, daß der Grundsatz der Menschenwürde im Grundgesetz der BRD obersten Rang einnimmt, ist eine solche Politik der institutionalisierten Entmenschlichung allerdings verfassungswidrig.

Pfau-Verlag  
 Postfach 102314  
 D 66023 Saarbrücken  
 Fon +49 681 4163394  
 Fax +49 681 4163395  
 e-mail: info@pfau-verlag.de



## Luigi Nono Dokumente · Materialien

hrsg. von Andreas Wagner  
 im Auftrag von Netzwerk Musik Saar  
 192 S., Abb., br., 2003  
 ISBN 3897272407, EUR 6,50

Wie kaum ein zweiter Komponist nach 1945 steht Luigi Nono (1924–1990), dessen Geburtstag sich am 29. Januar 2004 zum achtzigsten Mal jährt, für eine Verbindung von musikalischer Avantgarde und gesellschaftspolitischem Engagement.

Nono selbst tritt dem Leser auf unterschiedliche Weise in mehreren Erstveröffentlichungen gegenüber. Als Interviewpartner von Enzo Restagno hat er 1987 die wohl ausführlichsten autobiographischen Äußerungen gemacht, wobei er auf eindringliche Weise seine Entwicklung als Komponist und politisch engagierter Künstler darstellte. Dieser Text liegt hier erstmals in deutscher Sprache vor. Ein bislang unpubliziertes Uraufführungsgespräch zu Nonos Streichquartett «Fragmente – Stille, An Diotima» ermöglicht einen ganz unverstellten Blick auf das bei weitem am stärksten rezipierte Werk Nonos. In weiteren Beiträgen, u.a. von Erika Schaller (Archivio Luigi Nono) und Interviews mit Heinz-Klaus Metzger, Rainer Riehn, Max Pommer und Nuria Schoenberg Nono wird ein Spektrum höchst unterschiedlicher Formen der Auseinandersetzung mit Luigi Nono entfaltet.

[www.pfau-verlag.de](http://www.pfau-verlag.de)

# Mord nach Paragraphen

## Die NS-Vergangenheit des

### CDU-Politikers Dr. Erwin Albrecht

Von Erich Später

**E**s war kein guter Tag für Dr. Erwin Albrecht. Am 13. Juni 1960 stimmten die Abgeordneten des saarländischen Landtages für die Aufhebung seiner Immunität. Lediglich die 13 Abgeordneten der DPS (*Demokratische Partei Saar*) stellten sich auf die Seite des von einem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren bedrohten Albrecht. Heinrich Schneider (s. auch SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 89, S. 95ff.), der ehemalige Gau-Propagandaredner der NSDAP und Parteivorsitzender der DPS wurde während der Debatte so wütend, daß er Zeit und Raum vergaß und so redete wie er immer noch dachte: „... dann würden auch diejenigen angeklagt, die die Bombenschächte geöffnet und Millionen deutscher Frauen und Kinder auf dem Gewissen haben. Dann würden auch die angeklagt, die zehn Millionen Deutsche vertrieben haben, wobei drei Millionen umgekommen sind. Meine Damen und Herren, das sind alles Verstöße gegen die Haager Landkriegsordnung, und das sind alles Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Leider Gottes, das sage ich hier, gibt es weder in Deutschland noch in England noch in Amerika solche Gesetze, die ein solches Verhalten unter Strafe stellen.“

Der Saarbrücker Prozeß gegen die Alliierten Hauptkriegsverbrecher konnte deswegen nicht stattfinden. Aber auch das Ermittlungsverfahren gegen Erwin Albrecht wegen „Rechtsbeugung“, begangen während seiner Tätigkeit als Richter am deutschen Sonderger-

icht Prag in den Jahren 1942-45, wurde nach kurzer Zeit von der Staatsanwaltschaft Saarbrücken ohne verwertbare Ergebnisse eingestellt.

## Gegen Tschechen und Juden

Am 18. Mai 1943 wurde vor dem Sondergericht in Prag eine Gruppe von achtzehn Personen verurteilt. Den fünf jüdischen Angeklagten wurde vorgeworfen, sich ihrer Deportation durch Flucht entzogen zu haben, die anderen hätten sich der kriminellen Beihilfe schuldig gemacht. Die Widerstandsgruppe war im November 1942 von der Prager Gestapo zerschlagen worden.

Die Gruppe hatte sich bemüht, verfolgten Menschen jüdischer Abstammung zur Flucht zu verhelfen und sie mit Geld unterstützt. Die aus Wien stammende Operettensängerin Marianne Goltz-Goldlust galt als die „Rädelsführerin“ der Gruppe. Sie wurde zusammen mit neun Mitangeklagten zum Tode verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es: „*Ein Jude, der sich der Evakuierung entzieht, ist ein Reichsfeind. Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland stellen eine Gesamtheit politischen Gepräges dar. Sie sind Bestandteil des internationalen Judentums, das dem Deutschen Reich als eine Feindmacht gegenübersteht ...*

*Ein wesentliches Mittel, um der Gefährdung, die von dem Judentum ausgeht, zu begegnen, ist die Evakuierung und Konzentration der Juden an bestimmten dafür eingerichteten Orten.*

*... Der flüchtige Jude kann Hilfeleistung nur von Elementen erwarten, die auch ihrerseits staatsfeindlich ausgerichtet sind. Eine solche Staatsfeindlichkeit liegt auch schon dann vor, wenn der Helfer sich die staatspolitischen Notwendigkeiten, die für die Evakuierung der Juden sprechen, gleichgültig sein lässt und sich nicht darum schert. Auch diese Gleichgültigkeit ist schon ein politisches Verbrechen.“*

Das Todesurteil für Marianne Goltz, deren „arische“ Abstammung auch ein anderes Urteil erlaubt hätte, ist für die Richter vollkommen gerechtfertigt „aus der Tatsache, daß die Angeklagte Goltz-Goldlust durch ihre verschiedenen Ehen mit Juden selbst geistig vollständig verjudet ist, freundschaftlichen Verkehr mit Juden, Halbjuden und Judenfreunden pflegt,

kann geschlossen werden, daß die Angeklagte Golz auch für die Zukunft anderen ihr bekannten Juden bei dem Versuch, sich staatlichen Maßnahmen durch Emigration zu entziehen, behilflich gewesen wäre ...“ Die Todesstrafe für die Flucht vor den Gaskammern wurde verkündet von der 4. Kammer des Sondergerichts in Prag. Unterzeichnet wurde das Urteil von Landgerichtsrat Hartmann, Landgerichtsrat Dr. Odehnal und Landgerichtsrat Dr. Erwin Albrecht.

Erwin Albrecht, der am 21. Februar 1900 in Düsseldorf geboren wurde, hatte nach einer kaufmännischen Lehre 1924 in Saarbrücken sein Abitur bestanden. Von 1926 bis 1929 arbeitete er als Angestellter beim radikal antisemitischen *Deutschnationalen Handlungsgelhilfenverband* (DNHV) in Berlin und Hamburg. Der DNHV hatte bereits im Kaiserreich die Mitgliedschaft von Menschen jüdischer Herkunft per Satzung ausgeschlossen („Arieparagraphen“). Von 1929 bis 1931 studierte Albrecht Rechtswissenschaft in Marburg. 1932 folgte die Promotion. Von 1936 bis 1938 war er Assessor bei der Staatsanwaltschaft und den Gerichten in Saarbrücken und Koblenz. 1936 erfolgte auch der Eintritt in die NSDAP und die SA.

Als Erwin Albrecht am 1. Juli 1942 seine Tätigkeit als deutscher Jurist am Sondergericht in Prag antrat, hatte der deutsche Terror im sog. *Protektorat Böhmen und Mähren* einen neuen Höhepunkt erreicht. Nach der Zerschlagung der tschechoslowakischen Demokratie durch die deutsche Aggression in den Jahren 1938/39 und der territorialen Zerstückelung des Landes wurde das verbliebene Territorium des tschechischen Teils der Republik mit der Hauptstadt Prag am 15. März 1939 zum staatsrechtlichen Bestandteil des deutschen Reiches erklärt.

Die Tötung des „Stellvertretenden Reichsprotektors“ und Chef des SS-Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich am 27. Mai 1942 durch Mitglieder der tschechoslowakischen Auslandsarmee hatte den deutschen Terror weiter radikalisiert.

Bis zum 1. September 1942 wurden nach offiziellen deutschen Angaben 1.400 Menschen hingerichtet. Das Bergarbeiterdorf Lidice wurde dem Erdboden gleichgemacht; die Männer erschossen, die Frauen nach Ravensbrück deportiert. Die als „nichteindeutschungsfähig“ klassifizierten Kinder im Alter



oben: Dr. Erwin Albrecht  
rechts: Vorder- und Rückseite von Albrechts  
NSDAP-Mitgliedskarte

bis 14 Jahre wurden im Massenvernichtungslager Chelmo durch Gas erstickt. Zehntausende bewaffnete Deutsche, Wehrmacht, Gestapo und SS, durchkämmten systematisch Städte und Dörfer. In der historischen Erinnerung des tschechischen Volkes ist der Massenterror der deutschen Besatzer als „Heydrichade“ lebendig. Neben den Massenhinrichtungen und Deportationen beinhaltet der Begriff auch die allgegenwärtige Todesangst der tschechischen Bevölkerung.

Zu Ehren des getöteten Reinhard Heydrich wurde die Ermordung von zwei Millionen Menschen jüdischen Glaubens im polnischen „Generalgouvernement“ *Aktion Reinhard* benannt. Ein neuer Lagertypus entsteht: Sobibor, Belzec, Treblinka sind reine Vernichtungsstätten für viele Hunderttausende Menschen, deren Funktion ausschließlich darin besteht, alle ankommenden menschlichen Wesen zu töten, ihr verbliebenes Eigentum für die „Deutsche Volksgemeinschaft“ nutzbar zu machen und ihre Körper restlos zu beseitigen.

Mit der Bildung des *Protektorats Böhmen und Mähren* beginnt der deutsche Vernichtungsfeldzug gegen die Bürger der CSR jüdischen Glaubens. Am 21. Juni 1939 werden Verordnungen analog den *Nürnberger Rassegesetzen* erlassen. Im Protektorat wird der jüdischen Bevölkerung seit September 1939 das

Name: <b>Albrecht Erwin</b>	Wohnung: <b>Düssin</b>
Nachnamen: <b>Schieden</b>	Ortsg.: <b>Brahstorf</b>
Geb.-Datum: <b>19.10.99</b>	Veranlassig. Ort: <b>Nachb. N.41/2 Medlerberg</b>
Geb.-Ort: <b>Parohin</b>	St. Nr.: <b>7570483</b>
Stufe: <b>1.6.36</b>	Wohnung: <b>Hagenow</b>
Einwohner befragt am: <b>29.10.39</b>	Ortsg.: <b>Hagenow</b>
Einwohner befragt am: _____	Veranlassig. Ort: _____
Eintritt: _____	St. Nr.: _____
Geöffn.: _____	Wohnung: _____
Verföhl.: _____	Ortsg.: _____
Weggefahren: _____	Veranlassig. Ort: _____
Geblieben wegen: _____	St. Nr.: _____
Surückgenommen: _____	Wohnung: _____
Wegang per: _____	Ortsg.: _____
Zugang von: _____	Veranlassig. Ort: _____
Verlassen: _____	St. Nr.: _____
Bemerkungen: _____	Wohnung: _____
	Ortsg.: _____

Name: <b>Albrecht Erwin</b>	Wohnung: <b>Koblenz</b>
Nachnamen: <b>Asendor</b>	Ortsg.: <b>Koblenz</b>
Geb.-Datum: <b>1.10.00</b>	Veranlassig. Ort: <b>Koblenz</b>
Geb.-Ort: <b>Düsseldorf</b>	St. Nr.: <b>6921749</b>
Stufe: <b>1.6.36</b>	Wohnung: <b>M. Puchner Str. 56</b>
Einwohner befragt am: <b>15.6.36</b>	Ortsg.: <b>München - Stadtteil</b>
Einwohner befragt am: _____	Veranlassig. Ort: _____
Eintritt: _____	St. Nr.: _____
Geöffn.: _____	Wohnung: _____
Verföhl.: _____	Ortsg.: _____
Weggefahren: _____	Veranlassig. Ort: _____
Geblieben wegen: _____	St. Nr.: _____
Surückgenommen: _____	Wohnung: _____
Wegang per: _____	Ortsg.: _____
Zugang von: _____	Veranlassig. Ort: _____
Verlassen: _____	St. Nr.: _____
Bemerkungen: _____	Wohnung: _____
	Ortsg.: _____

Betretten von Hotels, Schwimmbädern und Gaststätten verboten. Sie verlieren ihr Eigentum, ihre Möbel, selbst einen großen Teil ihrer Kleidung und werden aus ihren Wohnungen vertrieben. Die deutsche Bevölkerung des „Protektorats“ und des NS-Mustergaus Sudetenland profitiert vor allem von der totalen Entrechtung und Ausplünderung. Allein in Prag gelangen Tausende Wohnungen, Geschäfte und Fabriken in deutschen Besitz. Die „Arisierung“ sollte das Ziel der Besatzungsmacht, einen breiten deutschen Mittelstand als Basis für die Germanisierung des Landes zu schaffen, vorantreiben. Die jüdischen Bürger des „Protektorats“ werden nach der Organisation ihres „sozialen Todes“ im Konzentrationslager Theresienstadt konzentriert. Zehntausende sterben allein hier an den von den Besitzern geschaffenen mörderischen Lebensbedingungen.

Theresienstadt ist die Zwischenstation auf dem Weg in das deutsche Massenvernich-

tungslager Auschwitz Birkenau, wo die meisten der deportierten 78.000 tschechoslowakischen Bürger jüdischen Glaubens des „Protektorats“ ermordet werden. Innerhalb von vier Jahren werden 260.000 Tschechoslowakische Staatsbürger jüdischen Glaubens (in den Grenzen von 1937) ermordet.

Für die tschechische Bevölkerung erscheint die brutale Entrechtung und systematische Ermordung eines Teiles der Bevölkerung, die brutale Vergeltung für jede elementare menschliche Anteilnahme für die ausnahmslos zum Tode verurteilten jüdischen Männer, Frauen und Kinder als Vorwegnahme ihres eigenen Schicksals im Falle eines deutschen Sieges. Hinzu kommt, daß die Debatten über Lösungsstrategien der „Tschechenfrage“ innerhalb des deutschen Machtapparates in der Bevölkerung in Umrissen bekannt waren.

Noch im April 1944 wurden auf einer Konferenz hoher Funktionäre des deutschen Besatzungsapparates in Karlsbrunn Szenarien für die endgültige Vernichtung der tschechischen Nation diskutiert.

„Das Fernziel nationalsozialistischer Reichspolitik in Böhmen und Mähren muß auf die Wiedergewinnung des Bodens und der auf ihm siedelnden Menschen für das deutsche Volkstum und für die Reichsidee gerichtet sein. Um dies erreichen zu können, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder die totale Aussiedlung der Tschechen aus Böhmen und Mähren in ein Gebiet außerhalb des Reiches.“

Bei Verbleib des Großteils der Tschechen in Böhmen und Mähren die gleichzeitige Anwendung vielfältigster der Assimilation und Umvolkung dienenden Methoden nach einem X-Jahresplan. Dabei können drei Grundlinien verfolgt werden:

1. Die Umvolkung des rassisch geeigneten, also blutmäßig für uns erwünschten Tschechen.

15./ den Juden Boris B. B. B. B. aus Prag, geboren am 4. Juni 1884 in Prag, slowakischen Staatsangehörigen,

16./ die Ehefrau Maria B. B. B. B., geb. Schorbogen aus Prag, geboren am 20. Dezember 1900 in Berlin, slowakische Staatsangehörige,

17./ die Jarmila G. L. V. I. N. A., geb. Štroukal aus Wien, geboren am 12. März 1921 in Londonberg, italienische Staatsangehörige,

18./ den Versicherungsangestellten Erben M. A. C. H. L. E. I. C. I. aus Prag, geboren am 5. Mai 1909 in Waltham, dt. Reichsangehörigen.

städtliche a. St. in der deutschen Untereuchungshaftanstalt in Prag-Fankratz.,

w e g e n Verbrechen gegen Art. 1, 2 der Mischlingsverordnung pp.

hat die 4. Kammer des Sondergerichts bei dem Deutschen Landgericht in Prag in der öffentlichen Sitzung vom 18. Mai 1943, an der teilgenommen haben:

Landgerichtsrat Hartmann als Vorsitzender,  
Landgerichtsrat Dr. Odehnal und Landgerichtsrat Dr. Albrecht als Beisitzer,  
Staatsanwalt Dr. Zeynek als Beisitzer der Staatsanwaltschaft

für Recht erkannt:

I / Es werden zum T. O. G. O. und Inkredent Verlust verurteilt:

die Angeklagten Walter Lewit, Yvonne Lewit und G. O. L. S. H. E. I. T., als Saboteure und Reichsfeinde weil sie sich der Wehrkraft zugehörig haben, und nach unbefugten Grenzübertritt verurteilt sind, den Angeklagte G. J. L. S. H. E. I. D. nach wegen Begünstigung von Reichsfeinden, die Angeklagten K. A. L. P. A. R. O. V. Á., F. L. U. S. K., D. L. O. S. K., O. I. L. A., D. V. J. A. K., P. A. T. E. K. und G. V. I. S. T. A. N. O. V. Á. als Reichsfeinde wegen Begünstigung von Reichsfeinden.

II / Wegen Begünstigung von Reichsfeinden in leichten Fällen werden verurteilt:

Allen bisherigen Warnungen und Strafandrohungen zum Trotz haben in letzter Zeit wiederum einige verantwortungslose und verbrecherische Elemente die Parolen des Londoner und Moskauer Rundfunks befolgt und versucht, sog. „Nationalauschüsse“ zu bilden, Waffen zu beschaffen und durch Flugblattagitation friedliche Kreise des tschechischen Volkes im Staatsfeindlichen Sinne zu beeinflussen oder sogar zur Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufzurufen.

Diese Veräter haben sich durch ihren Versuch, die bestehende Sicherheit und Ordnung im Protektorat zu stören und dadurch über ihre Mitbürger namenloses Unglück zu bringen, selbst aus der Gemeinschaft ihres Volkes ausgeschlossen.

Folgende von den Sondergerichten bei den Deutschen Landgerichten in Prag und in Brünn wegen ihres reichsfeindlichen Verhaltens zum Tode Verurteilten sind hingerichtet worden:

Josef Běloušek	aus Radotín	geb. am 20. Januar 1918	Josef Běloušek	z Radotín	nar. 20. ledna 1918
Jan Bureš	aus Bolewetz	geb. am 21. Juli 1913	Jan Bureš	z Bolevec	nar. 21. července 1913
Karel Bureš	aus Pilsen	geb. am 14. April 1901	Karel Bureš	z Pízně	nar. 14. dubna 1901
Ludmila Bureš geb. Feifer	aus Pilsen	geb. am 17. September 1904	Ludmila Burešová roz. Feiferová	z Pízně	nar. 17. září 1904
Ánka Doležal geb. Mach	aus Doležalitz	geb. am 18. Februar 1896	Ánka Doležalová roz. Machová	z Dvoračkov	nar. 18. února 1896
Vítězslav Dvořák	aus Prag	geb. am 15. Dezember 1910	Vítězslav Dvořák	z Prahy	nar. 15. prosince 1910
Antonie Dudla	aus Pilsen	geb. am 29. September 1905	Antonie Dudlová	z Pízně	nar. 29. září 1905
Augustin Friedl	aus Prag	geb. am 7. Januar 1898	Augustin Friedl	z Prahy	nar. 7. ledna 1898
Josef Javůrek	aus Alt-Kolin	geb. am 14. September 1918	Josef Javůrek	z Starého Kolína	nar. 14. září 1918
Hugo Jonáš	aus Chrudim	geb. am 30. Mai 1896	Hugo Jonáš	z Chrudimi	nar. 30. května 1896
Stanislav Kalpar	aus Bolewetz	geb. am 1. Mai 1902	Stanislav Kalpar	z Bolevec	nar. 1. května 1902
Štěpánka Kalpar geb. Sillinger	aus Bolewetz	geb. am 23. Dezember 1907	Štěpánka Kalparová roz. Sillingerová	z Bolevec	nar. 23. prosince 1907
Jaroslav Klail	aus Pilsen	geb. am 17. Mai 1906	Jaroslav Klail	z Pízně	nar. 17. května 1906
Josef Kus	aus Ober-Wostrowetz	geb. am 1. September 1907	Josef Kus	z Hor. Ostrovců	nar. 1. září 1907
Bohumír Láška	aus Prag	geb. am 1. Juli 1883	Bohumír Láška	z Prahy	nar. 1. července 1883
Bedřich Linhart	aus Prag	geb. am 9. April 1886	Bedřich Linhart	z Prahy	nar. 9. dubna 1886
Bedřich Mareš	aus Prag	geb. am 22. Dezember 1909	Bedřich Mareš	z Prahy	nar. 22. prosince 1909
Alois Neliba	aus Klein-Dörfel	geb. am 29. Oktober 1906	Alois Neliba	z Malé Visky	nar. 29. října 1906
Margit Oswald geb. Friedrich	aus Pilsen	geb. am 26. September 1909	Margit Oswaldová roz. Friedrichová	z Pízně	nar. 26. září 1909
Josef Plánek	aus Prag	geb. am 17. September 1907	Josef Plánek	z Prahy	nar. 17. září 1907
Marta Plánková geb. Nasner	aus Prag	geb. am 12. Mai 1907	Marta Plánková roz. Nasnerová	z Prahy	nar. 12. května 1907
Věroňka Dušp	aus Pilsen	geb. am 21. Juli 1911	Věroňka Dušp	z Pízně	nar. 21. července 1911
Miloslav Šára	aus Prag	geb. am 20. September 1901	Miloslav Šára	z Prahy	nar. 20. září 1901
Václav Tůma	aus Dobachowitz	geb. am 24. Oktober 1901	Václav Tůma	z Dobřichovic	nar. 24. října 1901
Emanuel Votruba	aus Birken	geb. am 10. Mai 1911	Emanuel Votruba	z Březové	nar. 10. května 1911
Antonín Zadníček	aus Pibrans	geb. am 9. Januar 1896	Antonín Zadníček	z Píbrami	nar. 9. ledna 1896
Václav Zeman	aus Stanow	geb. am 27. September 1892	Václav Zeman	z Stanově	nar. 27. září 1892
Josef Ženíšek	aus Tschernitz	geb. am 6. Mai 1909	Josef Ženíšek	z Černic	nar. 6. května 1909
Barbora Ženíšková geb. Místerová	aus Tschernitz	geb. am 18. Januar 1909	Barbora Ženíšková roz. Místerová	z Černic	nar. 18. ledna 1909
František Ženíšek	aus Tschernitz	geb. am 18. Juli 1920	František Ženíšek	z Černic	nar. 18. července 1920

Prag, den 21. Oktober 1944. Der Deutsche Staatsminister für Böhmen und Mähren **K. H. Frank**

V Praze dne 21. října 1944. Německý státní ministr pro Čechy a Moravu **K. H. Frank**

oben: Todesurteile unter Mitwirkung Albrechts vom 18.5.1943 gegen eine Gruppe von Bürgern jüdischer Abstammung, die sich der Deportation entzogen hatten, und gegen diejenigen, die ihnen dabei Hilfe geleistet hatten.

unten: Öffentliche Bekanntmachung von Todesurteilen in Prag (21.10.1944).

2. Die Aussiedlung von rassistisch unverdäulichen Tschechen und aller destruktiven Elemente der reichsfeindlichen Intelligenzschicht.  
 3. Die Neubesiedlung dadurch frei gewordenen Raumes mit frischen deutschen Blut.“

Der in der Sprache der „Endlösung“ formulierte Plan hatte zu diesem Zeitpunkt keine Chance mehr zur Realisierung. Der deutsche Terrorapparat blieb aber bis zur Befreiung des Landes im April/Mai 1945 weiter intakt.

Seit seinem Dienstantritt am 1. Juli 1942 bis zu seiner Flucht im April 1945 hatte Erwin Albrecht nachweisbar an der Verhängung von 31 Todesurteilen mitgewirkt. Neben „Juden“, die sich ihrer Deportation in die deutschen Vernichtungslager entziehen wollten, waren

tschechische Widerstandskämpfer und „Wirtschaftsaboteure“ seine Opfer. Drei Beispiele:

Marie Kamenicka aus Prag, geb. 11.10.1905 wurde am 2.12.1943 zum Tode verurteilt, weil sie einem von der Gestapo verfolgten Widerstandskämpfer Unterkunft und Unterstützung gewährt hatte.

Karl Rauer aus Prag, geb. 10.3.1923 wurde am 14.12.1943 wegen Diebstahls von Kleinvieh unter Ausnutzung der Verdunkelung zum Tode verurteilt.

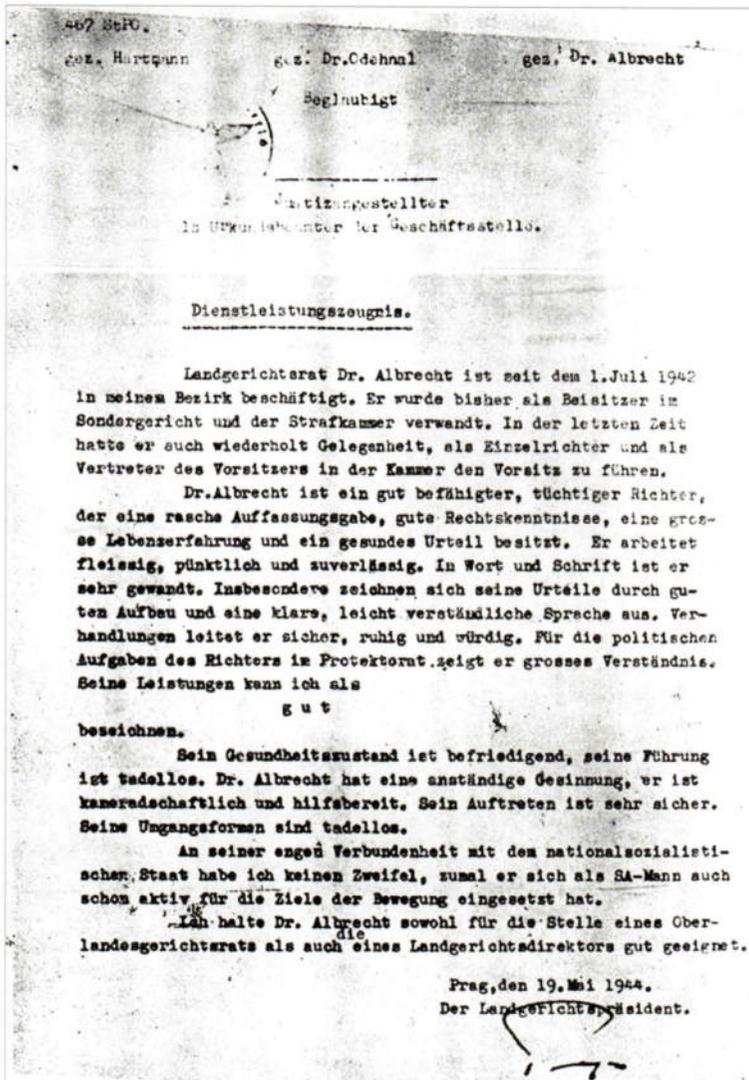
Noch am 8. März 1945 wurde Karel Vonašek, geb. 24.12.1898 wegen Beiseiteschaffens von Getreide zum Tode verurteilt.

Am 19. Mai 1944 schreibt Albrechts Vorgesetzter in einem Dienstleistungszeugnis über den Landgerichtsrat: „Für die politischen Aufgaben des Richters im Protektorat zeigt er großes Verständnis ... An seiner engen Verbundenheit mit dem nationalsozialistischen Staat habe ich keine Zweifel, zumal er sich als SA-Mann schon aktiv für die Ziele der Bewegung eingesetzt hat.“

In seiner Stellungnahme vom 30. Mai 1948 widersprach der „Entnazifizierungsausschuß der Justiz für den Landgerichtsbezirk Mönchengladbach“ dieser dienstlichen Beurteilung mit Entschiedenheit. Der Ausschuß bescheinigte Erwin Albrecht: „Seinen Beruf hat er objektiv und gewissenhaft ausgeübt, unabhängig und unparteiisch gegen Jedermann.“

Natürlich fand sich auch ein evangelischer Pfarrer, der ihm attestierte, Mitglied der Bekennenden Kirche gewesen zu sein. Alb-

Dienstleistungszeugnis über Landgerichtsrat Dr. Albrecht mit Beförderungsempfehlung vom 19.5.1944



recht wird ohne nähere Untersuchung als entlastet eingestuft.

### Eine saarländische Karriere

Albrecht zieht nach Saarbrücken und wird 1948 Syndikus der ärztlichen Landesorganisation an der Saar. Ein Prager Haftbefehl, der im Jahre 1952 nach Saarbrücken gelangt, wird vom Saarländischen Justizminister Müller ignoriert, was dieser wohl drei Jahre später bedauert haben mag. Albrecht setzt seinen 1945 unterbrochenen Kampf für Deutschland auf Seiten der „Heimatbundparteien“ im saarländischen Abstimmungskampf von 1955 fort. Diesmal als Gründungsmitglied der CDU, wo er sich unter seinen vielen ehemaligen NSDAP-Parteigenossen und SA-Kameraden nicht unwohl gefühlt haben dürfte. Nach dem Sieg in der Volksabstimmung über das verhaßte „Separatisten- und Emigrantenregime“ der Regierung Hoffmann wird Albrecht im Dezember 1955 in den saarländischen Landtag gewählt und bringt es zum stellvertretenden CDU-Fraktionsvorsitzenden. Wie viele andere Mitglieder der ehemaligen Funktions- und Vernichtungselite der Nationalsozialisten erlangt er nach der „kleinen Wiedervereinigung“ hohe politische Ämter im Saarland und gesellschaftliches Ansehen

Albrecht war unter anderem Vorsitzender des evangelischen Arbeitskreises der CDU und von Mai 1957 bis Juni 1960 Vorsitzender des saarländischen Rundfunkrates. Er verließ die CDU 1958, weil er ihre Fusion mit Teilen der „separatistischen“ *Christlichen Volkspartei* (CVP) als Verrat empfand. Heinrich Schneider und seine Kameraden von der DPS nahmen ihn gerne in ihre Fraktion auf.

Nach der Aufhebung seiner Immunität und dem ergebnislosen Ermittlungsverfahren wegen seiner Tätigkeit am Prager Sondergericht scheidet Albrecht 1961 aus der aktiven Politik aus und arbeitet weiter für die saarländischen Ärzte. Dies sind, wenn man so will, die einzigen negativen Folgen seiner Tätigkeit in der deutschen Terrorjustiz des Protektorats. Auch seine ehemaligen Richter- und Staatsanwaltskollegen beim Sondergericht in Prag wurden nie durch ein Strafverfahren behelligt. Den „Höchstbelasteten“, deren Weiteramtieren den Ruf der Bundesrepublik im Ausland gefährdete, wurde es im Jahre 1961 durch ein vom

Deutschen Bundestag verabschiedetes Gesetz ermöglicht, freiwillig – bei vollen Bezügen – in Pension zu gehen.

Die konnte Erwin Albrecht in seinem verdienten Ruhestand noch bis 1985 beziehen. Es würde ihn sicher gefreut haben, daß viele angesehene saarländische Institutionen und Körperschaften, darunter der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK und die Ärztekammer, anlässlich seines Ablebens am 24. Juni 1985 in großen Anzeigen versprochen, ihm ein „ehrendes Gedenken“ zu bewahren.

### Ausgewählte Literatur

*Marianne Golz-Goldlust*, Der große Tag. Briefe und Kassiber der „Volksfeindin“ Marianne Golz-Goldlust, *Stuttgart 1988*.

*Hellmut G. Haasis*, Tod in Prag. Das Attentat auf Reinhard Heydrich, *Hamburg 2002*.

*Vaclav Kral (Hg.)*, Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933-47. *Dokumentensammlung*, *Prag 1964*.

*Eva Schmidt-Hartmann*, Tschechoslowakei, in: *Wolfgang Benz*, Dimensionen des Völkermordes. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, *München 1996*. (*Es handelt sich um eine der wenigen Arbeiten, welche die Ermordung der tschechoslowakischen Juden in den Grenzen von 1937 behandeln. Ansonsten wird die von Deutschland durchgeführte Zerschlagung und Aufteilung des Landes nachvollzogen und erhebliche Verwirrung gestiftet. Eine wissenschaftliche Monographie, die die Ermordung der jüdischen Bevölkerung der CSR in den Grenzen von 1937 behandelt, wurde bisher nicht publiziert.*)

*Vaclav Kural*, Statt Gemeinschaft ein Auseinandergehen. Tschechen und Deutsche im Großdeutschen Reich und der Weg zum Abschub, 2 Bde., *Prag 2002*.

*Verband der Antifaschistischen Widerstandskämpfer (Hg.)*, Verbrecher in Richterroben, *Prag 1960*.

# Verkaufte Provinz

## Erinnerungen an die saarländischen Nachkriegsjahre

Von Hermann Burkhardt

Wie schon in früheren Ausgaben (s. etwa Nr. 85/2001 oder Nr. 89/2003) befassen sich die SAARBRÜCKER HEFTE einmal mehr mit der spezifischen saarländischen Nachkriegsgeschichte. Neben Erich Späters Artikel (s. S. 13ff.) über den CDU-Politiker Erwin Albrecht werden hier die Erinnerungen des Kommunisten Hermann Burkhardt (1910 – 2003) abgedruckt. Sie entstammen seinen unter dem Titel *Immer unter den Verlierern* abgefaßten, bisher unveröffentlichten *Lebenserinnerungen eines Journalisten* (1991/92). Der nachfolgende Text ist die erheblich gekürzte Wiedergabe dreier Kapitel, die den Zeitraum von 1945–47 umfassen. Bei den Kürzungen wurde darauf geachtet, den anekdotischen Charakter dieses Lebensberichts zu bewahren. Zugleich sollte die Darstellung der nationalistischen Politik der damaligen Kommunistischen Partei, die Burkhardts Lebensbericht widerspiegelt, erhalten bleiben. Frau Marga Burkhardt ist für die Zurverfügungstellung des Typoskripts und der Dokumente zu danken. (Die Red.)

*Hermann Burkhardt wird im Juli 1910 als eines von drei Kindern eines Metallarbeiters im thüringischen Städtchen Eisenberg geboren. Nach Besuch des Gymnasiums nimmt er in Leipzig ein Jurastudium auf, obwohl er sich schon früh für den Beruf des Journalisten entschieden hat. Bald siedelt er nach Berlin um, wohin er nach einem einjährigen Studienaufenthalt in Paris wieder zurückgekehrt und 1931 in die KPD eintritt. Als studentischer Aktivist der Partei geht er 1933 in den Widerstand, in dem er unter anderem Klaus Gysi, den Begründer des Aufbau-Verlags, zeitweiligen Kulturminister der späteren DDR und Vater*

*Gregor Gysis kennenlernt. Als Delegierter eines Studententreffens in Paris erreicht ihn die Warnung, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren, der Beginn seiner zwölfjährigen Emigration und Beteiligung an der französischen Résistance. In dieser Zeit lernt er die polnische Jüdin Marynia kennen, die er bald heiratet. Am Tag des Abzugs der SS aus Marseille werden sie und zwei weitere Mitstreiter beim Verteilen einer Widerstandszeitung angeschossen. Marynia stirbt wenige Tage später im Krankenhaus. Hermann Burkhardt kehrt nach Kriegsende wieder nach Deutschland zurück, wo er in Saarbrücken seine journalistische Tätigkeit und sein parteipolitisches Engagement wieder aufnimmt.*

### Anfang in Saarbrücken

Anfang Juni verabschiedete sich Fritz Nickolay<sup>1</sup> von mir. Vor seiner Abreise in die saarländische Heimat verabredeten wir, daß ich nach Saarbrücken folgen und dort die Verantwortung für die Parteizeitung übernehmen sollte. Auch Niebergall<sup>2</sup>, selbst geborener Saarländer, stimmte zu und erteilte mir den entsprechenden Parteiauftrag. [...] Vorerst erhielten wir Anweisung von der Partei, unsere falschen Papiere zu vernichten und uns zu legalisieren. [...]

Schon einige Tage später schickte mich die Parteileitung nach Saarbrücken. Es erwies sich als praktisch, daß ich meine illegalen Papiere aufbewahrt hatte. Ein letztes Mal reiste ich illegal. Den Großteil meiner Sachen ließ ich in Paris zurück. Mit einem Koffer und möglichst vielen Zigaretten begab ich mich allein zum Gare de l'Est und bestieg den Zug nach Forbach. Ich wollte jedes unnötige Aufsehen vermeiden. Meine Mitreisenden waren ausschließlich Militärpersonen, die nach einem offensichtlich anstrengenden Urlaub die gesamte Fahrt über schliefen. Mein Journalistenausweis ersparte mir jede eingehende Kontrolle. Im Restaurant am Bahnhof von Forbach sprach mich ein grauhaariger Mann an. Die Stichworte stimmten, es war der Genosse, der mich nach Saarbrücken weiter befördern sollte. Er riet, nochmals gut zu essen und teilte die Zeit der Abfahrt mit. Zwei Stunden später half er mir zu meinem Erstaunen auf einen Lastwagen der französischen Armee, der sofort losfuhr.



*Chinabesuch einer kommunistischen Studentengruppe vor Kriegsausbruch*



*Begräbnis von Hermann Burkhardts Gattin Marynia in Marseille*

Unterwegs setzte Regen ein, der die Landschaft in ein niederdrückendes Grau versetzte, das mich mit Bedauern an die Farbenpracht Südfrankreichs denken ließ. Obwohl es Anfang August war, fror ich. Die Kontrolle an der Grenze erledigte der Fahrer. Nach zwölf Jahren und fünf Monaten befand ich mich wieder in Deutschland, vorsichtiger ausgedrückt, auf deutschem Territorium. Weit und breit erblickte ich nur Trümmer, zwischendurch Häuser und halbe Gebäude, die ebenfalls bewohnt waren. Die Brücken über die Saar waren zerbombt, es gab nur eine Behelfsbrücke, die wir im Schrittempo überquerten. Welche Wüste! dachte ich. [...] Endlich gelangten wir in eine Straße, die einigermaßen intakt war. Wir hielten, und der Fahrer rief mich herunter. Mit einer Taschenlampe in der Hand stand vor mir die Genossin Anni Lenz<sup>4</sup>, die mir von Paris her gut bekannt war, eine resolute Frau, die sofort meine ersten Schritte in der Heimat dirigierte. Dennoch vermochte ich das Gefühl einer *malaise* in mir nicht zu überwinden.

Gehemmt, mit einer Vorsicht auftretend, als seien die Straßen mit Glatteis überzogen, durchstreifte ich Saarbrücken, das von Regenschauern gepeitscht wurde. [...] Die Menschen schienen durch die Straßen zu schleichen. Doch waren die meisten besser gekleidet und auch ernährt, als ich erwartet hatte. Ich war bei Genossen untergekommen und lebte in einer freundlichen, bescheidenen Arbeiterfamilie, die sich riesige Mühe gab, mir beim Eingewöhnen in die Verhältnisse volle Unterstützung zu gewähren. Zunächst wußte ich nicht recht, was ich mit der Zeit anfangen sollte. Nickolay vertröstete mich, Arbeit werde es genug, aber erst später geben. Einstweilen

sollte ich mich mit der Lage vertraut machen. Fritz Nickolay gab mir Adressen von Genossen, die ich aufsuchte. Ich lernte den Bürgermeister Detgen<sup>5</sup> kennen, den Leiter des Museums, Karl Pusse<sup>5</sup>, die Leiter von Schlacht- und Milchhof und traf in der Stadtverwaltung Bruno Peterson<sup>6</sup>, später Verlagsleiter von *Volk und Welt* und anderen Berliner Verlagen. Ihn wie einige andere kannte ich von Paris her. Manche von ihnen hatten in Saarbrücken oder im Reich illegal gearbeitet und waren nun zurückgekehrt. Wieder andere kamen aus Gefängnissen oder Konzentrationslagern. Fritz bildete Gruppen von Genossen, merkte sich vor, wen von ihnen er fähig hielt, später in der Parteileitung, in führenden Positionen des Bezirks, der Kreise oder Gemeinden mitwirken zu können.

Überraschend traf Jean-Paul Botti<sup>7</sup>, mein alter Chefredakteur aus Marseille, in Saarbrücken ein. Als Presseoffizier war er inzwischen im Hauptquartier der französischen Streitkräfte in Baden-Baden stationiert. Zunächst bat er mich um eine analytische Beurteilung der NEUEN SAARBRÜCKER ZEITUNG, die von der Militärverwaltung des Saarlandes herausgegeben wurde. Die französische Besatzungszentrale beabsichtigte, außer in Saarbrücken auch in Ludwigshafen und Mainz Zeitungen für die deutsche Bevölkerung erscheinen zu lassen. In jeder sollte je ein Vertreter der christlichen Organisationen, der Sozialdemokratischen und Kommunistischen Partei wie einer liberalen Gruppierung in der Chefredaktion vertreten sein. Um den Trümmern Saarbrückens zu entkommen, packte ich bald darauf mein Kofferchen und all meine Habe, um nach Ludwigshafen und Mainz zu reisen. Doch überall bot sich der gleiche Anblick von

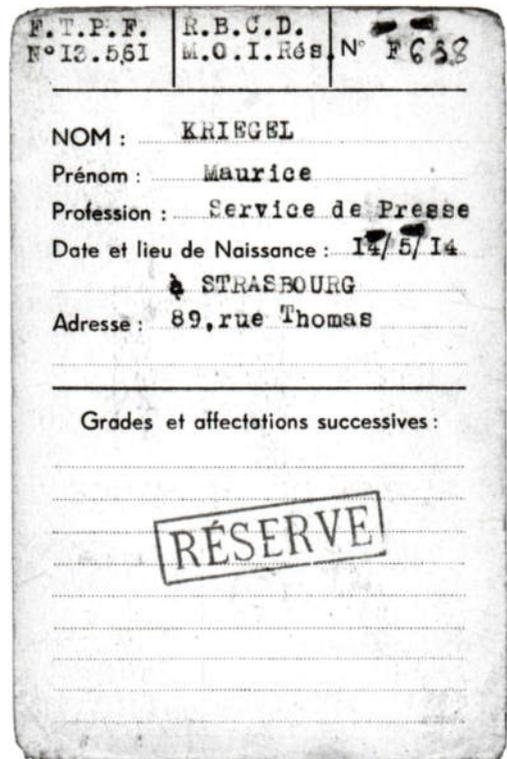
Schutt und Trümmern. Bei der Besichtigung der Orte, an denen eine journalistische Betätigung beginnen sollte, stieß ich auf verwirrte Reden einer verunsicherten Bevölkerung voller Groll gegen die Besatzer und infiziert durch die Verbreitung von Greuelmärchen über die Sowjetsoldaten, was sie um so lieber aufnahm, als es in ihr von Goebbels und Hitler geprägtes Weltbild paßte. [...] Rasch kehrte ich in die Saarmetropole zurück, ich hatte mich endgültig für sie entschieden. Für meine berufliche Tätigkeit schien sie mir attraktiver als die Gebiete am Rhein, zumal ich hier wenigstens einige Freunde besaß.

Das Saargebiet war eines der großen Industriezentren Deutschlands. Mit seinen Kohlengruben und der Stahlindustrie stellte es eine wirtschaftliche Verbindung zu Frankreich, zur lothringischen Minette her, den notwendigen Erzen. Bestimmend aber in meinen Erwägungen war, daß die Partei mich in Paris über Pläne der französischen Regierung unterrichtet hatte, das Saarland in irgendeiner Form Frankreich einzuverleiben. Bereits nach dem ersten Weltkrieg war ja die Saar von Deutschland losgelöst worden. Das hatte in der End-

phase eine solche nationale Welle unter der Bevölkerung entfacht, daß Hitler die Angliederung ans Reich bei der Abstimmung von 1935 mit mehr als 90 Prozent der Stimmen gegenüber allen anderen Parteien zusammen durchsetzen konnte. Der Wunsch, bis zum Sturz des faschistischen Systems in Deutschland den *status quo* beizubehalten, hatte sich als Illusion erwiesen.

Die Saarländer fühlten sich als Deutsche. Die doppelte Ausbeutung durch deutsche und französische Kapitalisten und die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise hatten nach der Resignation der Bevölkerung infolge des ersten Weltkrieges und des Versailler Vertrages [...] den Boden für nationalistische Stimmungen bereitet. D[ies] hatten die Nazis voll genutzt. Für uns Kommunisten stellte sich jetzt die Frage: Soll in der nächsten Generation wiederum ein Konflikt mit Frankreich entstehen, weil nach der Niederringung Deutschlands eine unseres Erachtens kurzsichtige nationalistischen Politik, diesmal jenseits des Rheines, das Saarland einzukassieren wünschte? Wir bemühten uns, es von Anfang an zu verhindern, obwohl wir wußten, daß es schwierig

Gefälschte französische Identitätskarte Hermann Burkhardts



sein würde, über eine neue Welle tiefer Resignation bei der im Kriege arg gebeutelten Bevölkerung des Saarlandes hinwegzukommen.

Bei meiner Rückkehr in Saarbrücken fand Nickolay nun auch rasch Arbeit für mich. Ich wurde beauftragt, aus französischen Zeitungen und Rundfunknachrichten, die mir zugänglich waren, eine Informations- und Pressechau für die leitenden Genossen zusammenzustellen, bis ich an der Zeitung mitwirken konnte. [...]

Anschließend ließ ich mich noch bei der städtischen Verwaltung registrieren, um die Wahlberechtigung zu sichern. Der Beamte füllte auf meine Aussagen hin einen Fragebogen aus. Als wir bei der Rubrik der Religionszugehörigkeit anlangten, sagte ich, keine zu besitzen. Zweimal erteilte er mir den wohl gut gemeinten Ratschlag, besser eine Religion einzuschreiben. Erst da begriff ich, er meinte mit seinem Hinweis, einem ehemaligen Nazi vor der Entdeckung durch Entnazifizierungsausschüsse helfen zu müssen. Als ich ihm frei heraus sagte, ich sei kein Nazi gewesen, stellte er seine Werbung für die Kirche sofort ein. Für

mich war es ein Hinweis, wie schwer der Weg werden sollte, den wir bis zu einer wirklichen Demokratisierung an der Saar noch vor uns haben würden.

Als Vertreter der Militärregierung in Baden-Baden besuchte Jean-Paul Botti erneut Saarbrücken. Er hatte bei General König<sup>8</sup>, dem Hochkommissar für die französische Besatzungszone, seinen Standpunkt durchgesetzt, dem sich nunmehr der Gouverneur des Saarlandes, Oberst Grandval<sup>9</sup>, beugen mußte. Beide Offiziere verhandelten mit den Vertretern der noch nicht autorisierten Parteien. Als erstes wurde eine Veränderung in der Chefredaktion der NEUEN SAARBRÜCKER ZEITUNG bekannt gegeben, die bis zur Autorisierung der demokratischen Parteien und ihrer Presse Gültigkeit haben sollte. Vorläufig mußten alle Gruppierungen in dem einzigen Organ des Saarlandes ihr Sprachrohr finden. Als einer der drei Chefredakteure trat ich in die Zeitung ein. Endlich hatte ich eine fest umrissene Arbeit, die meinen Wünschen entsprach. [...]

*Über die Parteiaktivistin Anni Lenz lernt Hermann Burkhardt die junge Frau Marga ken-*

*Zerstörte Luisenbrücke in Saarbrücken, aus: Von der Stunde Null zum Tag X, Ausstellungskatalog des Regionalgeschichtlichen Museums Saarbrücken*



nen. *Über das gemeinsames Engagement für den Aufbau der kommunistischen Partei im Saarland kommen sie sich näher.*

[Marga und ich] widmeten [...] uns beide mit voller Kraft dem Aufbau der Parteiorganisation. Der Zulauf in ihre Reihen war beträchtlich. Bald wurde eine provisorische Bezirksleitung gebildet, der ich angehörte. Wir tagten oft, reisten in die Städte und Dörfer des Bezirks. Voller Rührung denke ich an die zunächst noch illegalen Zusammenkünfte und die späteren öffentlichen Versammlungen zurück, bei denen die Kumpels ihre Sonderration an Zigaretten und Tabak, die ihnen als Bergarbeiter zustanden, großmütig mit uns teilten. Es herrschte eine optimistische Stimmung in unseren Reihen. Wir alle waren bereit, unsere Kommunistische Partei so stark zu machen, daß sie nie und von niemand mehr verboten werden konnte. [...]

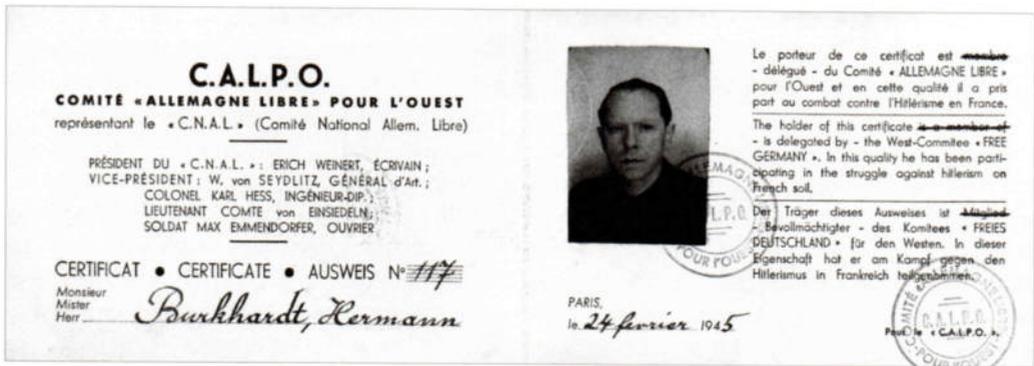
Mein Eintritt in die Chefredaktion dieser Zeitung verdient noch einige Bemerkungen. Offensichtlich hatte Gouverneur Grandval gezögert, mich zu dieser Aufgabe zuzulassen, denn es bedurfte der Überredungskunst Bottis [...], bis er sich dazu durchrang. Einmal war ich kein geborener Saarländer. Zum anderen war das, was ich in Marseille veröffentlicht und worüber man sich gewiß informiert hatte, nicht nach dem Geschmack der Militärregierung. Zwar tolerierte die Pressezensur zunächst alles, was ich über außenpolitische, soziale und kommunale Probleme wie über die notwendige Auseinandersetzung in der Bewältigung der faschistischen Vergangenheit schrieb. Wenn ich mich jedoch zu Aspekten des Verhältnisses Saarland-Frankreich äußerte, blieb kein Wort meines Textes stehen. Aber gerade hier lag der Schwerpunkt der Politik, die von der Militärregierung betrieben wurde.

In der Redaktion mußte ich mit meinen gleichberechtigten Kollegen Johannes Hoffmann und Ernst Roth<sup>10</sup> einen *modus vivendi* finden. Hoffmann hatte bei der Volksabstimmung 1935 ein kleines Häuflein Katholiken für den *status quo* stimmen lassen. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration wurde er Gründer und Chef der katholischen Volkspartei des Saarlandes und führte von Beginn an die von Frankreich inspirierte Politik bis 1955 durch. Ernst Roth kam wie ich aus der französischen Widerstandsbewegung und war einer der führenden Sozialdemokraten an der Saar.

Mir scheint, neben der Tatsache, kein geborener Saarländer zu sein, daß Unentschlossenheit und Inkonsequenz dem begabten und integren Sozialdemokraten hinderlich waren, entscheidenden Einfluß auf die Führung der SPD Saar zu erlangen. Innerhalb dieser Partei, deren übrige Führer sich für die Loslösung des Saarlandes aus dem deutschen und für seine Eingliederung in den französischen Wirtschaftsverband entschieden einsetzten, nahm er zu diesem Kernproblem leider eine schwankende Haltung ein. [...] Eigentlich hatten wir alle drei kein schlechtes Verhältnis zu einander, solange es um das Wegräumen der Trümmer des „Dritten Reiches“ ging. Es war sachlich, und sicher lag es an meiner Zurückhaltung im gegenseitigen Umgang, daß es sich nicht darüber hinaus entwickelte. Meine Kollegen bemühten sich wie ich auch, jedem Streit aus dem Wege zu gehen. Gegen meinen Widerspruch setzten sie aber durch, daß jeder von uns in Reihenfolge eine Woche nach seinem Belieben die Zeitung gestaltete. Das sah dann so aus, daß ich bei Antritt meines Wochendienstes erst einmal den gesamten Stehsatz wegwarf und meine Berichte und Artikel in Satz gab. Im Prinzip hielt das jeder so. Nur Hoffmann, der einige Schwierigkeiten beim Aufbau seiner Partei hatte, weil er keine besonderen Beziehungen zur erzbischöflichen Diözese in Trier hatte, der die katholische Kirche des Saarlandes untersteht, übernahm manchmal einiges von seinem Vorgänger, meist aus dem Kulturbereich, den er wohl als ungefährlich einschätzte. [...]

### Der Nürnberger Prozeß

In einem der langen Gespräche, die Lex Ende<sup>11</sup> und ich in Marseille über die Entwicklung der Welt zu führen pflegten, um über die Tagesmisere hinwegzusehen, haben wir manches Mal erörtert, was wir wohl nach der Niederwerfung der faschistischen Bestie mit deren Führungsgarnitur machen sollten. Wir waren uns einig, daß sie vor ein internationales Gericht gestellt werden mußte. Die blutigen Aggressionen gegen fremde Staaten durften einfach nicht ungestraft bleiben, ebenso wenig wie die Verfolgungen der politischen Gegner und der jüdischen Bevölkerung. Sie mußten hart bestraft werden, wollte man ernsthaft neue Kriegsverbrechen und Ver-



Hermann Burkhardts Mitgliedsausweis beim Komitee Freies Deutschland für den Westen

brechen gegen die Menschheit verhindern. „Wenn diese Verbrecher vor ein Tribunal kommen, will ich dabei sein,“ hatte ich damals gesagt. Jetzt war es soweit.

Die Militärregierung bestimmte, daß im Wechsel einer der Chefredakteure jeweils für sechs Wochen an den Tagungen des *Internationalen Gerichtshofes* in Nürnberg zur Aburteilung der angeklagten Hauptkriegsverbrecher teilnehmen sollte. Seine Berichte würden von allen Presseorganen der französischen Nordzone veröffentlicht werden. Meine beiden Kollegen sträubten sich. Als mit Abstand jüngster sollte ich fahren. Natürlich war ich bereit, zumal auch die Bezirksleitung mich drängte, die Fahrt nach Nürnberg anzutreten. Für mich bedeutete die bevorstehende Teilnahme am Nürnberger Prozeß die Erfüllung eines Lebenswunsches, sah ich doch darin die Sanktionierung des Sieges der demokratischen Kräfte über den Faschismus. [...]

Sobald mir die Militärregierung die notwendigen Papiere aushändigte, fuhr ich los. [...] Für Journalisten war in der Stadt Albrecht Dürers und der großen Handelsleute des Mittelalters alles gut geregelt. Ich bekam ein sauberes Zimmer bei völlig eingeschüchterten Privatleuten. Mir gelang es nicht, sie auch nur zu einer Äußerung zu bewegen, die über übliche Höflichkeiten hinausging. Unsere Essensmarken sicherten den Unterhalt. [...]

In der Zeit meines Nürnberger Aufenthaltes befanden sich die Gerichtsverhandlungen im Anfangsstadium. Über sie will ich auch nicht schreiben, sie sind genügend dargelegt worden, so daß ich mich darauf beschränke, einige persönliche Eindrücke wiederzugeben.

Zunächst konnte ich die Prominenz des Nazistaates, soweit sie sich nicht durch Selbstmord einer gerechten Strafe entzogen hatte, in

aller Maße betrachten. Die Herrschaften wurden alle ausgezeichnet ernährt, erhielten sie doch das Doppelte bis Vierfache an Kalorien im Vergleich zur Bevölkerung. Sie waren auch durchweg elegant gekleidet. Göring trug in seiner Eitelkeit goldschimmernde Knöpfe an einem modisch geschneiderten Anzug. Wie [...] Papen war er quicklebendig. Allein Heß machte einen völlig abgestumpften Eindruck. Schacht und Dönitz verfolgten augenscheinlich mit gespannter Aufmerksamkeit die Verhandlungen, während ich meinte, bei Schleicher die Gemeinheit seines Charakters, die sich in der krankhaften Hysterie seiner Judenverfolgungen ausgedrückt hatte, im Gesicht ablesen zu können. Dagegen machten Leute wie Kaltenbrunner oder Frank auf Anhieb eigentlich einen zivilisierten Eindruck auf mich. Erst nach eingehender Betrachtung [glaubte] ich, ihnen die Kaltschnäuzigkeit und den Fanatismus an[zu]sehen. Mit der Dauer der Verhandlungen wirkten Jodl und Frank recht niedergedrückt. Keitels Auftreten schien mir von der Arroganz der Kaste imperialistischer deutscher Militärs geprägt.

Zweierlei stach hervor: Es war leicht festzustellen, daß sich unter den Angeklagten nur wenige befanden, die mit ihren Nachbarn ab und zu ein Wort wechselten. Wie Raeder und Dönitz drehten sich manche sogar in ostentativer Feindseligkeit den Rücken zu. Deutlich waren Meinungsunterschiede vorhanden. Möglich war auch, daß einige Angeklagte annahmen, wenn sie sich von ihren Spießgesellen distanzieren, [eher] ihre Haut [...] zu retten. Am auffälligsten war jedoch die Feigheit dieser Kerle, die allesamt verantwortlich für den Tod von Millionen Menschen waren. Unter ihnen war kein Dimitroff<sup>2</sup> zu finden. Unentwegt schoben sie die Schuld auf die

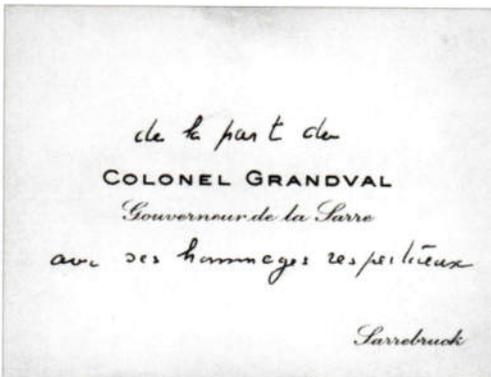
Kumpane ab, die aus Furcht vor Bestrafung ihrer Untaten durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende gesetzt hatten. Himmler, Hitler, Goebbels waren nach Meinung der Nürnberger Angeklagten die einzigen Schuldigen. So plädierten auch die äußerst arrogant auftretenden Verteidiger-Rechtsanwälte, von denen keiner weder die Gesinnung noch den Mut aufgebracht hatte, einen Antifaschisten vor einem Volksgerichtshof Freißlers zu verteidigen. Jedem Angeklagten mußte an Hand der reichlich vorliegenden Dokumente seine Verfehlen nachgewiesen werden. [...]

*Nach seiner von vielen Kriegszerstörungen verzögerten Rückkehr aus Nürnberg ehelicht Hermann Burkhardt seine Frau Marga, nach dem nun endlich die anfängliche Ablehnung der Familie gegen den „Hergelaufenen aus Paris“ gewichen ist. An der Hochzeitsfeier nehmen auch die Mitglieder der Bezirksleitung der Partei teil. „Dank der Hochzeitsgeschenke, die in einigen Litern Milch, einer Wurst oder einem Stück Edamer, zwei Flaschen Wein und anderen rasch verwertbaren Gaben bestanden“, konnte eine angemessene Feier veranstaltet werden.*

### Gouverneur Grandval

Nun begann für mich wieder ein geregeltes Leben. Sollte ich es definieren, würde ich sagen, zu jener Zeit wurde von den Menschen so viel verlangt, daß nur wenig Zeit zur Muße verblieb. Der Kampf um Nahrung, Heizung und Kleidung, für mich zusätzlich um Zigaret-

*Grüßkarte Grandvals zur Hochzeit von Marga und Hermann Burkhardt*



ten, war aufreibend. Mittelpunkt unserer Bemühungen als Kommunisten war nicht allein die Entrümmerung der Straßen und Städte, sondern auch der Hirne der Menschen. [...]

Die Militärregierung autorisierte die Neubildung der demokratischen Parteien. Nach der Redaktionsarbeit war ich beinahe jeden Abend im Einsatz für die Partei. [...] Doch bald entband mich Fritz Nickolay wenigstens zum Teil von diesen Aktivitäten. Ich erhielt die Aufgabe, die Herausgabe der Parteizeitung vorzubereiten. Niebergall kam nach Saarbrücken und übertrug mir offiziell die Chefredaktion der künftigen Zeitung. [Ich] selbst hielt [...] die Herausgabe unseres eigenen Organs für eine immer dringendere Notwendigkeit. Die Partei mußte die Möglichkeit erhalten, klar und deutlich ihre Ansichten darzulegen, denn die NEUE SAARBRÜCKER ZEITUNG wurde mehr und mehr als Propagandainstrument für den Anschluß der Saar an Frankreich mißbraucht. Die Vertreter des *Mouvement pour le rattachement de la Sarre à la France* durften über Kolonnen hinweg ihre Meinung äußern. Im Februar 1946 schrieb ich einen Artikel, in dem ich grundsätzlich die Stellungnahme der KP zu dieser Bewegung und ihren Absichten darlegte. Er wurde erneut ein Opfer der Zensur. So riskierte ich, daß meine Stellung als Chefredakteur mich ins Zwielficht setzen und auch die Haltung der Partei kompromittieren konnte. Nach Aussprache mit der Parteileitung teilte ich der Militärregierung mein Ausscheiden aus dem Blatt mit. Mein Wunsch, die politische Begründung für diesen Schritt zu veröffentlichen, wurde von der Zensurbehörde abgelehnt.

Dennoch gelangte mein Demissionsschreiben an die Öffentlichkeit, wenn auch nicht in dem inzwischen nach allen Seiten hin hermetisch abgeschlossenen Saarland. Bei meinem Aufenthalt in Nürnberg hatte ich Verbindung zu einem Mitarbeiter der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG bekommen. Über einige Stationen gelangte eine Kopie meines Schreibens in die Redaktion dieses renommierten Blattes und wurde gedruckt. Es zeigte sich bald, daß ich damit eine empfindliche Stelle der Militärregierung getroffen hatte. Gouverneur Grandval bestellte mich zu seinem Amtssitz und versuchte, mich mit dem Hinweis einzuschüchtern, ich habe illoyal, ja illegal gehandelt. Doch in dem recht angeregten Gespräch, das wir führten, nahm er die Anschuldigung zurück.

Grandval, über den ich erfahren hatte, daß er ein Industrieller aus Nancy sei, gehörte zu den hochintelligenten und politisch aufgeschlossenen Menschen, wie man sie damals in der gaullistischen Bewegung fand. Auch Kommunisten gegenüber trug er keine Scheuklappen vor den Augen. Er sah uns als Realität an, mit der er zu rechnen hatte. Daß er unsere Partei förderte, war angesichts seiner Klassenbindung wie Stellung nicht von ihm zu erwarten. Dennoch fand ich bei allen Zusammenkünften des Gouverneurs mit den Parteiführungen ein interessiertes Ohr und Aufmerksamkeit für unsere Hinweise. [...]

Die eigentlichen Querelen mit der Militärregierung begannen bei der Namensgebung für unsere Parteizeitung. Wir beabsichtigten, sie als „Saarländische Volkszeitung“ herauszugeben. Diesen Namen vergab die Pressestelle der Militärregierung jedoch an die Katholiken. Auch „Freiheit“ durfte nicht auf dem Kopf unseres Organs stehen. Letztendlich bestimmte die französische Administration den Namen. Die taufte das Kind NEUE ZEIT. Wir waren verärgert. Als ein mir bekannter Kollege, [der Redakteur bei LA RÉPUBLIQUE in Lyon – dem Organ des Radikalsozialisten Herriot<sup>13</sup> – war] Saarbrücken besuchte, um das Neueste zu erforschen, sagte ich ihm – wohl aus diesem Gefühl heraus – wieviele Millionen Mark die Militärverwaltung in die Restaurierung eines

Gebäudes der einst das Saarland beherrschenden Industriellenfamilie von Stumm gesteckt hatte, um „einen würdigen Sitz für den Gouverneur“ zu schaffen. Dem stellte ich gegenüber, wieviele so dringend notwendige Wohnungen mit diesem Geld gebaut oder wieviele Arbeitsplätze geschaffen werden konnten. [...] Der Gouverneur ging hart mit mir ins Gericht und war erstaunt, daß ich meine Haltung verteidigte. Zunächst versuchte er, mich zu überzeugen, daß nicht allein in der französischen, sondern auch in der sowjetischen Zone repräsentative Gebäude für die Militärregierung geschaffen würden. Als ich erwiderte, ich vermöge es nicht zu beurteilen, weil die Nachrichtenpolitik des Saarlandes auf ein Minimum beschränkt sei und dann vorrechnete, was man mit dem Geld in Saarbrücken hätte schaffen können, beendete er die Auseinandersetzung abrupt mit den Worten: „Allez, c'est une bonne guerre.“ Was etwa heißen sollte, belassen wir es dabei, das ist ein guter Krieg!

Dann hatte ich eine Reihe von Reibereien wegen Veröffentlichungen in der Pariser Presse und wegen meiner Kontakte mit französischen Journalisten zu überstehen. Für sie war ich eine Art Quelle sonst verschwiegener Nachrichten und Hintergrundmaterial geworden. Zum Höhepunkt des Ärgers darüber wurde ein Tag, an dem die Parteivorsitzenden und ein Vertreter des separatistischen *Mouvement* zum Sitz der Militärregierung geladen wurden. In einem Gespräch sollten sie etwa 25 Pressevertreter elsässischer und lothringischer Zeitungen über die Lage an der Saar und die Stellung der Bevölkerung zu den Plänen der wirtschaftlichen Angliederung des Saarlandes an Frankreich informieren. [...] Meine ironischen Bemerkungen an die Adresse der saarländischen Separatisten [...] versetzte[n] den Gouverneur – wohl das einzige Mal – fast in Wut. Als ich auf das freundschaftliche Verhältnis zu sprechen kam, das meine Partei wie ich selbst bemüht sind, auf Dauer mit Frank-

unten:

Hermann Burkhardts Pressekarte der Neuen Saarbrücker Zeitung

rechte Seite:

Gouverneur Grandval, aus: Von der Stunde Null zum Tag X, Ausstellungskatalog des Regionalgeschichtlichen Museums Saarbrücken



reich herzustellen, unterbrach er mich schroff. Er hielt mir eine Ausgabe der Pariser Abendzeitung *CE SOIR* entgegen. Unter dem Titel *Was die Militärregierung in Saarbrücken zensiert* hatte ich eine Anzahl von Streichungen zusammengestellt, die die Zensur vorgenommen hatte und die mich am meisten verletzten. An erster Stelle standen Fragen der Entnazifizierung, bei denen wir vor allem die „bevorzugte Behandlung der Scharfrichter im Stehkragen“ beanstandeten. Daß dies schon ein alter Streitpunkt zwischen meiner Partei und der Militärregierung war, durfte ich zu meiner Verteidigung nicht mehr anführen, mir wurde das Wort abgeschnitten. [...]

Gouverneur Grandval, der an der Saar vom Oberst zum General avancierte, hat mir wohl nichts nachgetragen. Er achtete meine Teilnahme am französischen Widerstandskampf. [...] Als einer der wenigen Kommunisten, der nicht im Saarland geboren war, wurde ich nicht ausgewiesen. Als kurze Zeit nach dem Zwischenfall mit den Journalisten der neue „Sitz“ des Militärgouverneurs auf dem Halberg von Saarbrücken eingeweiht wurde, erhielten Marga und ich eine Einladung. Nur vier Vertreter unserer Partei hatten die „Ehre“ [...]

Im Empfangssaal war ein zwar breites, aber angesichts der Menge der geladenen Gäste doch unzureichendes Buffet errichtet. Es befand sich im festen Besitz der hungrigen Christ- und Sozialdemokraten. Für uns anwesende Kommunisten als hoffnungslose Minderheit gab es da überhaupt keine Chance, zu den belegten Broten vorzustoßen. Also benahmen wir uns wie der Fuchs vor der Traube, die zu hoch hing. Als einzige der Gäste setzten wir uns an einen der kleinen Tische, etwas abseits vom Buffet und beobachteten mit knurrendem Magen und heiteren Mienen, wie sich die vornehmen Herren in ihren Fracks und steifen Hemden, die wir erstmals nach dem Krieg wiedersahen, um die belegten Brote stritten.

Unbemerkt war der Gouverneur neben uns getreten. „Nun, wollen Sie denn nichts essen?“, sprach er uns an. „Soweit ich das überblicke, besteht da keine Chance für uns,“ erwiderte ich. Da schritt Gouverneur Grandval zum Buffet. Mit erhobener Stimme sagte er: „Pardon, Messieurs“, glitt durch die sich öffnende Mauer und ließ sich eine riesige Platte mit den begehrten Broten reichen. Wie zur Entschuldigung wandte er sich an die verdutz-

ten Gäste: „Vous comprenez, Monsieur Burkhardt, le représentant du parti communiste, est un aristocrate. Il ne se bat pas pour sa part d'ici.“ (Verstehen Sie, Herr B., der Vertreter der KP, ist ein Aristokrat. Er schlägt sich nicht um seinen Anteil hier.) Dann stellte er uns strahlenden Gesichts die Platte auf den Tisch. Vernehmlich laut bedankte ich mich und fügte hinzu: „Schön wäre, wenn Sie uns auch noch mit Trinken versorgen könnten.“ Da lachte er schallend und holte auch noch zwei Flaschen Moselwein.

Was dem französischen Bürger Grandval nicht gefiel, war Unterwürfigkeit, mit der ihm die nun zu Christdemokraten (von Ausnahmen abgesehen) gewordenen Nazis schmeichelten, ebenso wenig wie das Kriechen von Duckmäusern, denen anzumerken war, daß es mit ihrer Ehrlichkeit nicht weit her war. Grandval zog es vor, sich mit Menschen auseinanderzusetzen, die offen ihre Meinung zum Ausdruck brachten, auch wenn sie der seinen widersprach. Es war wohl seine beste Eigenschaft, daß er zuhören konnte, was im allgemeinen bei Menschen in leitenden Positionen eine Seltenheit ist. Aber das wurde mir erst viel später in der DDR verdeutlicht.

Darum verstand der Gouverneur auch, mit Menschen jeden Schlages umzugehen. Ich erinnere mich des ersten Anstichs der Nachkriegszeit eines Hochofens der Völklinger Hütte, zu dem wir als Vertreter der Presse geladen waren. Seine Rede vor der Belegschaft des ehemaligen Röchling-Konzerns zeigte nicht nur die Vorteile auf, die den Saarländern aus einer festen Bindung zu Frankreich entstehen würden, er verstand es auch, den sozialen Wünschen der Hüttenwerker entgegenzukommen. Seine Aktivität bei der Wiederbelebung dieses wichtigen saarländischen Industriezweiges nach den Kriegszerstörungen stand in erster Linie gewiß im Interesse der französischen Besatzungsmacht, doch viele der einfachen Arbeiter dankten ihm für sein Wirken, das ihnen Arbeit und Brot verschaffte.



Nur zwei seiner Widersacher wußte Gouverneur Grandval nicht für seine Ziele zu gewinnen. Außer der Kommunistischen Partei war es die Führung der katholischen Kirche. In der Periode, in der Johannes Hoffmann als Ministerpräsident im Saarland der Politik des Gouverneurs das Aushängeschild gab, kam es wiederholt zu Mißstimmigkeiten und Reibereien mit dem Episkopat. Sie gingen so weit, daß die Militärverwaltung eine Zeit in Erwägung zog, das Saarland, das zum Erzbistum Trier gehört, der Diözese Metz zu unterstellen. Trier hatte natürlich kein Interesse, diese lukrativen Pfründe abzugeben, die dem Erzbistum traditionsgemäß zukamen. Darum beugte man sich mehrfach den französischen Wünschen und tolerierte zumindest die Politik an der Saar, die mit dem Etikett des Katholizismus an die Wähler verkauft wurde. Doch vor dem Volksentscheid über den wirtschaftlichen Anschluß entschloß sich der Erzbischof, einen Hirtenbrief zu veröffentlichen, in dem er sich von den Wünschen der Separatisten deutlich distanzierte. Ich versuchte, den Hirtenbrief in unserer Zeitung zu veröffentlichen, nicht ohne Widerstand der Parteileitung, und schrieb einen Leitartikel dazu. Das Bemühen, einen Verbündeten für unsere Partei zu gewinnen, die allein sich gegen die Trennung aussprach, war vergeblich. Die Zensur strich unerbittlich alles, was auf die Haltung des Erzbischofs hinwies, unsere Partei blieb in der politischen Isolierung. Zu den Plänen des Episkopats scheint von vornherein gehört zu haben, bei einer wirtschaftlichen und politischen Erstarkung der anderen deutschen Gebiete eine zweite, katholisch orientierte Partei zu schaffen, die ihren Schäfchen den Separatismus vergessen lassen würde. Das ist dann letzten Endes 1955 bei der Saarabstimmung auch geschehen.

## Die NEUE ZEIT

Beim Aufbau der Partei wie der Zeitung drängten sich viele Menschen in unsere Reihen. Sie erblickten in uns die Kraft, die energisch mit der braunen Vergangenheit aufzuräumen würde. Der Umbruch, in dem sich Deutschland in den ersten Nachkriegsjahren befand, führte uns aber auch eine ganze Menge Schwemmgut zu. Unentschlossene wie Karrieristen befanden sich darunter, die uns

bald wieder verließen. [...] Im allgemeinen verleugneten [...] die Menschen die hitlerische Vergangenheit und wollten nichts von einer Mitschuld wissen, die sie als Anhänger oder Mitläufer auf sich geladen hatten. Das Terrorregime und die Kriegereignisse hatten verhindert, daß sie noch rechtzeitig zu Entschlüssen gelangten, um eine innenpolitische Wende herbeizuführen. So begründeten sie die Flucht vor der Verantwortung mit den Worten, man sei ja nur „ein kleiner Mann“ und habe keinen Einfluß ausgeübt. Von Verbrechen habe man zudem nichts gewußt. In feiger Resignation schluckte man alles. Die Bevölkerung, die zu mehr als 90 Prozent zwölf Jahre zuvor noch für die Angliederung der Saar an Hitlers Reich gestimmt hatte, fand sich unter den Schlägen der militärischen Niederlage bereit, mit der gleichen Mehrheit die wirtschaftliche Angliederung der Saar an Frankreich hinzunehmen. Das Bedürfnis von Ruhe und Sicherheit war für sie erstrangig. [...]

In dieser Situation war es nicht leicht, Mitarbeiter und gar Redakteure für die Zeitung der KPD zu gewinnen. Zunächst wurde mir nur Marga zugeordnet. Sie hatte einige Monate in der SAARBRÜCKER als Sekretärin gearbeitet, verfügte jedoch über keine redaktionelle Erfahrung und hatte bis dahin auch nie einen Artikel geschrieben. Doch in kurzer Zeit entwickelte sie sich zu einem ausgezeichneten Redaktionssekretär, bei dem alle Fäden zusammenliefen und der stets über alles auf dem Laufenden war. Sie mauserte sich mit der kühnen Entscheidung, ohne Überprüfung und ohne Rücksprache mit mir einen Kulturredakteur einzustellen. Ich war zunächst entsetzt und bat den Mann um ein Gespräch und einige Proben seines Könnens. Es erwies sich bald, daß er in der Saarpresse einer der besten seines Ressorts wurde. [...] Überhaupt fanden sich gerade für den Kulturteil unserer Zeitung ausnehmend viele gute Mitarbeiter. [...] Zu Schauspielern des wiedereröffneten *Stadttheaters* bekamen wir gute Kontakte. Einer der Bühnenbildner zeichnete die Karikaturen. Als Anhänger des 1. FC Saarbrücken vermittelte mein Schwiegervater einen Sportreporter, der etwas davon verstand, wie man Spannung beim Leser erzeugt. Von zwei bürgerlichen Redakteuren, die von den Nazis aus ihren Positionen in Zeitungen vertrieben worden waren und die nicht zu Separatisten werden wollten, erhielten wir Zuschriften und vor



*Hermann Burkhardt 1945*

allem Glossen mit Lokalkolorit, die von der Zensur nicht immer sofort verstanden und darum gefürchtet wurden, aber beim Leser sehr beliebt waren. Allerdings war keiner der stillen Mitarbeiter bereit, seinen Namen für die Zeitung zu geben oder auch nur die Redaktion zu betreten.

Mit dem, was an redaktioneller Substanz vorhanden war, ließ sich jedoch noch keine Zeitung machen. Es mangelte an geschulten Mitarbeitern für die politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Fragen. Es fehlte ein [pfffiger] Lokalredakteur. Wir konnten in dieser Sparte nur mithalten, weil wir in dem Genossen Heinrich Detgen, der als Bürgermeister in Saarbrücken eingesetzt war, eine zuverlässige Quelle besaßen. [...] Da wir zudem noch verpflichtet waren, als einzige Nachrichtenquelle die AGENTUR FRANCE PRESSE (AFP) zu abonnieren, war es nicht leicht, auf Anhieb in allen Fragen die politische Orientierung zu finden. Besonders spürbar wurde es, wenn wir über Tagungen und Verhandlungen der Vertreter der vier Besatzungsmächte berichten wollten. Die sowjetische Stellungnahme wurde uns da oft verschleiert formuliert. Doch wir hielten es für angebracht, unseren Lesern eine breite Information über die wichtigsten Ereignisse in ganz Deutschland und in der Welt [...] möglichst mit Hinter-

grund zu präsentieren. Ich meinte, nur so sei das von den Nazis bei der deutschen Bevölkerung geschaffene Weltbild im Interesse einer demokratischen Entwicklung zu korrigieren. Allmählich verstanden wir es, mit Unterstützung der Berliner Genossen, uns so reichhaltig und auch rechtzeitig mit Materialien zu versorgen, daß ich AFP kündigen konnte. [...] Nickolay schickte mir nach und nach vier junge Genossen zur Mitarbeit in die Redaktion, unter ihnen befand sich Heinz Merkel<sup>14</sup>, später Chefredakteur und Bezirkssekretär der Partei im Saarland. Ich kannte schon seine Eltern. Der Vater war im spanischen Krieg gefallen und die Mutter lebte in der Pariser Emigration. Den jungen Leuten mußte viel Verantwortung aufgehast werden.

Bevor die Zeitung erschien, teilte die Militärregierung mit, sie akzeptiere mich nicht als Chefredakteur, da ich kein geborener Saarländer sei, sie gestatte jedoch, daß ich als Redakteur beschäftigt werde. Für mich war das kein Problem. Ich war mit dem Beschluß der Parteiführung einverstanden, daß ich Chef der Zeitung wurde, aber der Genosse Fritz Bäsels<sup>15</sup> im Impressum den Titel erhielt, um der Anordnung der Militärregierung nachzukommen. [...]

Das Papierkontingent, das den Parteiorganen zugeteilt werden sollte, wollte die Militärregierung zunächst nach der vorgewiesenen Anzahl von Abonnenten verteilen. Unsere Partei nutzte die Werbemöglichkeit zu einer großen Kampagne. Innerhalb von drei Wochen gewann sie etwa 40.000 Abonnenten. Die Herren der Presseabteilung in der Militärregierung müssen gewaltig erschrocken gewesen sein, denn so viele permanente Leser vermochte kein anderes Organ vorzuweisen. Als Gegenmaßnahme wurden darum in einigen Ortschaften Gendarme zu den geworbenen Abonnenten geschickt. Sie unterwarfen die Leute einem hochnotpeinlichen Verhör, ob sie tatsächlich die kommunistische Zeitung bestellt hätten. Vor Schreck zogen eine Reihe Leute ihr Abonnement zurück. Das Ergebnis wurde uns zur Einsicht vorgelegt. Die Entscheidung über die Papierquote fiel dann so aus, daß für die Christdemokraten 50.000, die Sozialdemokraten 30.000 und für uns nur 20.000 Exemplare als Auflage veranschlagt wurden. Das Interesse an dem, was die Kommunisten zu sagen hatten, war aber damals an der Saar so groß, daß wir wirklich eine Aufla-

ge von 40.000 Exemplaren mühe- und verlustlos absetzen. Die recht langweilig aufgemachten Zeitungen der anderen Parteien erreichten keineswegs die angepeilte Auflagenhöhe. Eine Ausnahme bildete die SAARBRÜCKER ZEITUNG, die nach der Autorisierung der Parteipresse von Berufsredakteuren herausgegeben wurde. Da aber alle Zeitungen das für sie vorgeschriebene Papierkontingent abnehmen mußten, war es für unsere clevere Betriebsleitung eine Kleinigkeit, das notwendige Papier aufzutreiben und die lieben Kollegen von einer wirtschaftlichen Sorge zu entlasten. [...]

Gewiß unterstützten wir durchaus die Maßnahmen der Militärregierung, wenn sie im Interesse der saarländischen Bevölkerung lagen. In der Grundfrage jedoch, die für die französische Administration maßgebend war, in der Frage der Angliederung der Saar an Frankreich, gab es keinen Kompromiß. Zwar konnten wir jetzt im Parteiorgan unsere politische Einstellung dazu zum Ausdruck bringen, doch nur sehr [verhalten]. An der Behandlung unseres Organs bei der Zensur begriff ich, daß die Taktik der Militärregierung auf den Versuch hinauslief, die Kommunistische Partei zu isolieren. Ohne es in Worten auszudrücken, verließ man sich auf die Wirkungen des immer noch existierenden Antikommunismus. Bald merkten wir die Absicht auch in den sich verändernden Beziehungen zu den beiden anderen Parteien. Sie verschärfen sich, und bei einigen Entscheidungen versuchte man bereits, die KP auszuschalten. Unser Einfluß unter den Berg- und Hüttenarbeitern war damals aber noch so stark, daß solche Versuche erfolglos blieben. Als bei der ersten Mai-Kundgebung in Saarbrücken der von der Militärregierung eingesetzte reformistische Gewerkschaftsführer Wacker<sup>16</sup> versuchte, sie zu einer Werbung für die Anschlußbewegung zu mißbrauchen, fegten ihn die Proteste unserer Anhängerschaft vom Rednerpult. [...]

Um so härter griff die Zensur ein. Für mich war es eine arbeitsreiche Zeit. Für die sechs Seiten unseres Blattes benötigte ich den Text von mehr als zwölf. Die Zensoren nutzten jede Unvorsichtigkeit einer Formulierung, um einen ganzen Artikel zu zerfetzen, daß man ihn herausnehmen mußte. Mit besonderem Eifer geschah es, wenn wir darlegen wollten,



daß auch andere Kräfte existierten, die wie wir gegen den Anschluß eingestellt waren. [...]

Als im Saarland die Journalisten-Gewerkschaft gegründet wurde, empfand ich so etwas wie Genugtuung, daß es uns Kommunisten gelang, bei der Wahl des Vorstandes alle prominenten Vertreter des Anschlusses, die von den Zensoren der Militärregierung vorgeschlagen wurden, aus dem zu bildenden Vorstand herauszumanövrieren. Zur allgemeinen Überraschung wurde ich sogar, wenn auch mit der geringsten Stimmenzahl hinein gewählt. Das mag der Grund sein, warum in der Zeit meines Wirkens an der Saar dieser Vorstand nie zusammengetreten ist.

Doch nicht allein bei den Kollegen stand die NEUE ZEIT in hohem Ansehen. Die Arbeiter wie viele Vertreter der Intelligenz und selbst der Geschäftswelt blieben der Zeitung treu, solange ich in ihr arbeitete. Auch als das Referendum den Anschluß an den französischen Wirtschaftsraum gebracht hatte, verzichteten sie nicht auf ihre Lektüre.

### Verkaufte Provinz

Unter dieser Überschrift veröffentlichte ich meinen ersten Artikel über das Saarland nach meiner Rückkehr nach Berlin. Wir hatten be-

Herr - Fräulein - Fräulein

BURKHARDT Hermann  
 (Name) (Vorname)

4. Juli 1910 Eisenberg  
 (Geburtsort) (Geburtsort)

Saarbrücken 1, Spichersberg 16-108  
 (Wohnort) (Wohnung)

ist berechtigt, an den Sitzungen des Landtages  
 als Pressevertreter teilzunehmen und schriftliche  
 Aufzeichnungen zu machen.

Saarbrücken, den 26. Januar 1948

Der Landtag des Saarlandes  
 Der Direktor der Landtagsverwaltung  
A. Liebrichs  
 Regierungs-Rat





wegende Wochen hinter uns, und ich spürte noch den Geschmack der bitteren Niederlage, als ich ihn schrieb. Es waren Wochen voller Arbeit und Hoffnungen gewesen, an die ich selbst nicht glaubte, mich aber festklammerte, um nicht den erforderlichen Elan für eine derartige Aufgabe zu verlieren, wie sie mir übertragen war. Nach der Festlegung der Termine für die Landtagswahl war ich wie alle unsere Genossen Tag und Nacht unterwegs. Jeden Abend fuhr ich zu Versammlungen und Kundgebungen, wo ich als Redner auftrat. [...]

Die gesamte Partei arbeitete mit größter Hingabe, und die Resonanz in der Bevölkerung war durchaus ansprechend. Neben alten, erfahrenen Kämpfern taten sich viele Jugendliche hervor. Alle erhofften einen großen Wahlsieg. Einige verstiegen sich in ihren Spekulationen so weit, daß sie Quoten von mehr als 30 Prozent prophezeiten. Selbst Mitglieder des Sekretariats ließen sich derart davon anstecken, daß sie ein von der Militärregierung ausgeklügeltes Wahlsystem ohne Diskussion und ohne Protest hinnahmen. Sie kannten nur das Proportionalsystem aus der Weimarer Zeit und verstanden einfach nicht, daß bei dem von der Militärregierung vorgelegten System die stärkste Partei bevorzugt, die zweite gerade noch ungeschoren davon kam, während jede weitere Partei in der Zahl der Landtagsmandate stark beschnitten wur-

de. Meine Einwände, damit werde die unsere getroffen, wurden beiseite geschoben. Selbst Nickolay bezeichnete meine Warnungen als Pessimismus und bat mich, ihn nicht auf andere zu übertragen. [...]

Am Wahltag selbst fuhr ich mit dem Saarbrücker Bürgermeister nochmals einige Wahllokale im Kreis Neunkirchen ab. Die Stimmung der Genossen war bestens. Fast garieten meine Erwägungen ins Schwanken. Doch blieb es für mich undenkbar, daß ein Jahr nach Kriegsende eine Bevölkerung, die in überwältigender Mehrheit den Naziparolen gefolgt war, den langen Weg bis zur Entscheidung für die KP zurückgelegt haben sollte. Und das noch unter dem Beschuß aller anderen Parteien, in völliger politischer Isolierung. Aber war denn das Gegenargument der Genossen, daß in der Isolierung auch eine Stärke liegen könne, völlig von der Hand zu weisen?

Am Wahlabend strömten die Genossen zum Sitz der Partei, in dem auch die Redaktion der NEUEN ZEIT installiert war. Gemeinsam wollten wir den Sieg feiern. Kasten mit Becker's Bier standen bereit. Ein Lautsprecher verkündete die Resultate. Die ersten kamen aus kleinen Dörfern, und die absolute Mehrheit, die hier die CVP erreichte, störte die Genossen nicht weiter. Nach und nach zeichnete sich jedoch auf ihren Gesichtern Enttäuschung ab. In den Städten wie in Saarbrücken

war das Ergebnis keineswegs erhebend. Nur in Neunkirchen schien es mir angemessen. Insgesamt zeigte sich, daß jeder zehnte Saarbewohner seine Stimme unserer Partei gegeben hatte. Fast alle waren darüber enttäuscht, ja geschockt. [...] Wir errangen lediglich zwei Landtagsmandate, das ungerechte Wahlsystem nahm uns vier andere, die uns bei einem Proporzsystem zugefallen wären.

In seiner Misere hatte sich das Saarvolk, dessen Zugehörigkeit zu Deutschland niemand ernsthaft zu bestreiten wagte, durch sein Mißtrauen gegen die Kommunisten von Versprechen der bürgerlichen und sozialdemokratischen Parteiführer einlullen lassen. Den Wünschen ihrer ausländischen Auftraggeber gemäß, stimmten ihre Abgeordneten im Landtag dann dem wirtschaftlichen Anschluß an Frankreich zu. Allein die beiden kommunistischen Abgeordneten wandten sich dagegen. Die etwas operettenhaft wirkende Regierung, die mein früherer Redaktionskollege Johannes Hoffmann als Vorsitzender der [...] Partei, die [...] über die absolute Mehrheit verfügte, rasch gebildet hatte, wagte es nicht, einen Volksentscheid, den wir forderten, über diese Frage anzuberaumen. So wurde der Anschluß zu einer einseitigen Handlung. Zu verantworten haben ihn weitgehend die drei Westmächte, denn der damals noch voll funktionierende Rechtsnachfolger des deutschen Reiches, der *Alliierte Kontrollrat*, hat keine Entscheidung darüber gefällt. Das Mäntelchen der sogenannten Autonomie für die Saar, das dem Wirtschaftsanschluß umgehängt wurde, vermochte die kalte Einverleibung dieser Provinz in das Wirtschaftsgebiet Frankreichs nicht zu verdecken. Die Hintergründe dieser Entscheidung auf „höherer Ebene“ wurden erst später klar. Frankreichs Regierende hatten sich bemüht, von der Sowjetunion die Zustimmung zum Anschluß des Saarlandes zu erreichen und hatten bis zur Ablehnung der Moskauer Regierung den Beitritt zur *Bizone*, die von den beiden angelsächsischen Besatzungsmächten geschaffen worden war, hinausgezögert. Nach dem sowjetischen Nein stimmte Frankreich den westlichen Plänen zur Bildung der *Trizone* bei, aus der die Bundesrepublik erwachsen ist. [...]

An der Saar erlebte ich [...], wie Führer der Anschließparteien durch persönliche Vorteile und Bereicherung an die Politik der Militärregierung gebunden wurden. [...] Gouverneur

Grandval und seine Mitarbeiter verstanden es großartig, sich ihnen ergebene Mitarbeiter auszuwählen. Hoffmann, der zum Saar-Quisling<sup>17</sup> avancierte, war als armer Emigrant aus Brasilien zurückgekehrt, wo er als Portier am kanadischen Konsulat sein Leben gefristet hatte, wie er mir einmal erzählte. In kurzer Zeit wurde er zu einem reichen Mann, der die gesamte Saarpresse – von der kommunistischen abgesehen – kontrollierte, denn er war Aktionär der meisten Zeitungen und Besitzer einer der beiden damals existierenden Verlage. Außerdem wurde er Sequesterverwalter für die größte saarländische Druckerei, in der sämtliche Zeitungen und Zeitschriften gedruckt wurden. Als Vorsitzender der CVP war er Aktionär in mehreren bedeutenden Industrieunternehmen. Von Ernst Roth abgesehen haben einige der sozialdemokratischen Führer im Rahmen ihrer Möglichkeiten ebenfalls auf die verschiedenste Weise von ihrer antinationalen Haltung auf Kosten der Saarbevölkerung profitiert.

Natürlich ging das alles nicht so Knall und Fall vor sich. Nach der Wahl lud die Militärregierung die Führungen aller Parteien zu einer Reise nach Paris ein, wo sie von Außenminister Bidault<sup>18</sup> empfangen wurden. [...] Manche der saarländischen Lokalgrößen mögen geglaubt haben, damit in die große Politik eingestiegen zu sein. Wir Kommunisten nahmen die Gelegenheit wahr, um in der uns zugestandenem Zehn-Minuten-Intervention unsere Meinung [zur Saarfrage] darzulegen. Nickolay tat es unter Betonung der Gefahren, die Frankreich aus diesem Schritt erwachsen könnten.

Natürlich besuchten wir bei dieser Gelegenheit auch unsere Bruderpartei. Maurice Thorez<sup>19</sup>, damals stellvertretender Ministerpräsident im Kabinett des Sozialisten Ramadier<sup>20</sup>, lud uns zu einem offiziellen Essen an seinem Ministersitz ein. Im Beisein einiger kommunistischer Abgeordneter wie Florimont Bonte<sup>21</sup> legte Thorez uns die Haltung seiner Partei zur allgemeinen politischen Lage dar. Insbesondere erläuterte er uns die Stellungnahme zum Marshall-Plan, der gerade verkündet worden war und die Verschärfung in den Beziehungen der Siegermächte vorantrieb. Zudem wurden wir offiziell zum Parteitag, der im Sommer in Strasbourg stattfinden sollte, eingeladen. Zur Saarfrage erklärte Thorez, daß er die Haltung unserer Partei nicht beeinflussen wolle. Unsere Angelegenheit sei es, zu ent-

scheiden und dafür die Verantwortung zu tragen. Dennoch billigte er sie in Hinblick auf die möglichen Konsequenzen. [...]

Noch einmal wurde den saarländischen Wirtschaftsvertretern das Geschäft des ökonomischen Anschlusses schmackhaft gemacht. Sie wurden zum Besuch der Pariser Messe eingeladen. [...] Die Anstrengungen Frankreichs, sein Wirtschaftsleben anzukurbeln, wiesen auf der Messe erfreuliche Erfolge auf. Doch einen guten Teil meiner Zeit konnte ich diesmal dem Wiedersehen mit guten alten Freunden widmen. Obwohl ich es nicht wußte, es war der Abschied von Paris und Frankreich, die ich bis 1991 nicht wieder besuchen konnte.

Vorher noch wohnte ich im Sommer 1947 dem Parteitag der FKP bei. Wir vier Saarländer waren Gastdelegierte in Strasbourg. Wir waren die einzigen Vertreter, die aus Deutschland geladen waren, denn die Zeit, so erläuterte uns Thorez, war dazu in Frankreich noch nicht reif. Die deutschen Faschisten und ihre Besatzungstruppen hatten dem französischen Volk zu tiefe Wunden geschlagen. In der von unserer Delegation erarbeiteten Intervention, die ich unter starkem Beifall vor dem Parteitag verlas, trugen wir dieser Tatsache Rechnung. Bei unseren französischen Genossen warben wir für unsere Politik an der Saar und für die Verständigung zwischen unseren Völkern, nachdem wir vom Generalsekretär selbst dem Plenum vorgestellt worden waren, wobei er auf unsere Mitarbeit in der Widerstandsbewegung verwies. [...]

Am 20. November 1947 wurden an der Saar die Grenzen zu Frankreich geöffnet. Ein Warenstrom setzte ein, der für die ausgehungerte und abgerissene Saarbevölkerung paradisiische Aussichten zu eröffnen schien. Verbunden war damit jedoch ein Aderlaß für die Kleinsparer und alle kleinen Leute überhaupt. Die Mark wurde für 20 Francs eingetauscht, während das normale Umtauschverhältnis im staatlichen Verkehr sich zwischen 1:70 und 1:100 bewegte, denn Frankreich befand sich inmitten einer Inflationswelle. Die daraus resultierende Preisschraube und die Unstabilität der Franc-Währung begannen sofort, das Wirtschaftsleben an der Saar zu beeinflussen. Nur für die bezahlten Quislinge hatte sich der Wirtschaftsanschluß gelohnt. Bei den Mitläufern setzte die Ernüchterung bald ein, hatten sich doch die Anschließparteien als Ausverkaufsparteien entpuppt. Innerhalb von hun-

dert Tagen wurden an der Saar 4,8 Milliarden Spargelder abgehoben. Ganze Teile der Bevölkerung verarmten buchstäblich über Nacht. Auch die Arbeitslöhne sanken beträchtlich, und die Rentner fühlten sich beunruhigt. Selbst viele Firmen, wie die angesehenen Boch-Werke, gerieten in Schwierigkeiten. Viele Aktienpakete der Saarindustrie gingen in französische Hände über. Was ich nicht erwartet hatte: Ein zweites Mal erlebte ich ähnliches nach der Einführung der D-Mark 1990 in der ehemaligen DDR, als hier die Menschen eine Angleichung ihres Lebensstandards an den der BRD erwarteten.

Was nutzte es unserer Partei, daß sie - damals wie jetzt die PDS - vor dieser Entwicklung gewarnt, daß sie dagegen gekämpft hatte? In der Nachkriegszeit waren wir allein zur Kraftprobe gegen die Besatzungsmacht und alle übrigen Parteien für die nationale Frage angetreten. Zwar wußten wir genau um die Richtigkeit des Ausspruchs von Bertolt Brecht „Erst kommt das Fressen und dann die Moral“, aber wir hatten uns isoliert, weil uns die Ereignisse zur Zeit des „Dritten Reiches“ zu sehr in ihrem Bann hielten. Wir waren nur ungenügend auf die wirtschaftlichen Probleme eingegangen, hatten unterschätzt, daß die Demoralisierung weiter Bevölkerungskreise nach der Niederlage so ungewöhnlich stark war, daß viele, die durchaus die Richtigkeit unserer Politik einsahen, dennoch zunächst den Ausweg aus der materiellen Krise wählten.

Das bewährteste Mittel jedoch, das unserer politischen Isolierung Vorschub leistete, war und blieb der Antikommunismus. Indem wir uns von den übrigen Parteien unterschieden, ja absonderten, hatten wir ihm *volens nolens* sogar Hilfsdienste geleistet. Da wir unseren Weg so ohne jede Flankendeckung gehen mußten, vermochten unsere politischen Gegner dieses Vergiftungsmittel ohne großes Geschrei dosiert anzuwenden, denn von der Hitlerära war es eben bei breiten Bevölkerungskreisen durchaus wirksam geblieben. Schließlich war noch zu berücksichtigen, daß viele der alten Nazianhänger Rettung und Heil darin erblickten, daß sie zu antinationalen Volksfeinden wurden und hinter der Koalition mit den Besatzungsbehörden ihre braune Vergangenheit versteckten. So war das Saarland zu einer verkauften Provinz geworden [...]

Nach der Abstimmungsniederlage siedeln Hermann und Marga Burkhardt 1948 nach Ostberlin um. Dort arbeitet er als stellvertretender Chefredakteur der BERLINER ZEITUNG und wird später Chefredakteur des DEUTSCHLANDSENDERS. Er ist als Korrespondent des DEUTSCHEN NACHRICHTENDIENSTES ADN tätig und bekleidet einige Jahre die Stelle des außenpolitischen Kommentators der Hauptabteilung Außenpolitik des STAATLICHEN RUNDFUNKS. Als Korrespondent weilt er zweimal für mehrere Jahre in Skandinavien sowie in Kuba. Seine Tätigkeit als Se-

ekretär der internationalen Journalistenvereinigung IOJ führt ihn nach Prag. Er bereist China und Südamerika. Seine Frau Marga arbeitet für das Fernsehen unter anderem als Korrespondentin in Kuba und als Redakteurin eines außenpolitischen Magazins. Sie bildet Journalismusstudenten und Volontäre aus. 1990 kehrt das Ehepaar nach Saarbrücken, der Geburtsstadt Marga Burkhardts, zurück. Hermann Burkhardt beginnt mit der Niederschrift seines Lebensberichts. Nach langem Herzleiden stirbt er im Juli 2003.

#### Anmerkungen

1 Fritz Nickolay, geb. 1909 in Dudweiler, gest. 1953 in Ostberlin, Mitglied der Résistance, im KZ Dachau inhaftiert, nach dem Krieg Vorsitzender der Kommunistischen Partei des Saarlandes (KPS).

2 Otto Niebergall (1904–77), 1918 Mitglied der Arbeiterjugend in Saarbrücken, 1924–1935 Mitglied der KPD-BL d. Saar, 1935 Emigration nach Frankreich, 1940 Mitglied der KPD-Litung in Toulouse und Mitglied der Résistance, Leiter der Sektion Travail Allemand, 1943 Mitbegründer des Komitees Freies Deutschland für den Westen, 1945 Rückkehr nach Deutschland.

3 Anni Lenz, während des französischen Exils im Widerstand aktiv, Mitglied der Kommunistischen Partei.

4 Heinrich Detgen, nach dem Krieg von der amerikanischen Besatzung zum ersten Bürgermeister Saarbrückens ernannt, Mitglied der Kommunistischen Partei.

5 Karl Pusse, während des französischen Exils im Widerstand aktiv, Mitglied der Kommunistischen Partei.

6 Bruno Peterson, während des französischen Exils im Widerstand aktiv, Mitglied der Kommunistischen Partei.

7 Jean Paul Botti, Journalist, Presseoffizier der französischen Streitkräfte.

8 Pierre König, französischer Oberkommandierender in Deutschland.

9 Gilbert Grandval (1904–1981), seit September 1945 Militärgouverneur an der Saar, 1947–52 Hoher Kommissar bis 1952, 1952–55 französischer Botschafter im Saarland.

10 Ernst Roth, geb. 1901 in Ernstweiler bei Zweibrücken, journalistische Tätigkeit in Mannheim, Mitglied der Résistance, nach 1945 Mitglied der SPS und Chefredakteur der sozialdemokratischen VOLKSSTIMME, 1948 Parteiausschluss und Ausweisung aus dem Saarland.

11 Lex Ende, Journalist, während des französischen Exils im Widerstand aktiv, Mitglied der Kommunistischen Partei, zeitweilig Chefredakteur des NEUEN DEUTSCHLAND, in der Folge des sog. Field-Prozesses wegen Verrats von der sowjetischen Besatzungsmacht in die „Uranzentrale“ geschickt, wo er stirbt; enger Vertrauter Hermann Burkhardts.

12 Georgi Dimitroff (1882–1949), Funktionär der Kommunistischen Internationalen. Angeklagt im Reichstagsbrandprozess nutzt er diesen zur Agitation gegen das Naziregime. Er wird mangels Beweisen freigesprochen und 1934 nach Moskau abgeschoben. 1946 bulgarischer Regierungschef.

13 Edouard Herriot (1872–1957), von 1919–40 Mitglied des französischen Parlaments, dreimal französischer Ministerpräsident (1924–25, 1926 und 1932), 1949 zum Mitglied der französischen Akademie gewählt.

14 Heinz Merkel, geb. 1924, Volontär der NEUEN ZEIT, Sekretär der später verbotenen KPD.

15 Fritz Bäsel, geb. in Wiebelskirchen, in der Schweizer Emigration, im KZ Dachau inhaftiert, Chefredakteur der NEUEN ZEIT, führendes Mitglied der KPS.

16 Heinrich Wacker, Mitglied der SPS.

17 Vidkun Quisling, geb. 1887, norwegischer Politiker, setzte bei der deutschen Besetzung Norwegens ganz auf Kollaboration und rief zur Einstellung des Widerstands auf, ab 1942 Ministerpräsident. Der Name Quisling wurde weltweit zum Synonym für Verräter, Kollaborateur. 10.9.1945 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

18 Georges Bidault (1899–1983), französischer Politiker; 1936/39 Journalist, gründete zusammen mit anderen Christdemokraten nach der französischen Niederlage die Widerstandsgruppe und gleichnamige Untergrundzeitschrift Liberté, übernahm die Leitung der Presse- und Informationsarbeit bei der Résistance in Lyon und später den Vorsitz im nationalen Widerstandsrat, führte im August 1944 den Pariser Aufstand an und wurde danach Außenminister der provisorischen Regierung de Gaulles.

19 Maurice Thorez (1900–64), Mitglied des Zentralkomitees und ab 1925 Mitglied des Politbüros der französischen Kommunistischen Partei, ab 1931 Mitglied der Kommunistischen Internationalen, 1939–44 in der sowjetischen Emigration, 1949–64 Mitglied des französischen Parlaments.

20 Paul Ramadier (1888–1961), französischer Sozialist, ab 1928 Mitglied des französischen Parlaments, 1938 Arbeitsminister, Mitglied der Résistance, nach dem Krieg mehrfach Minister unterschiedlicher Ressorts.

21 Florimont Bonte, nicht feststellbar.

# Blut und Druckerschwärze

## Gewalddelikte im Spiegel der Saarbrücker Presse des Kaiserreichs (1870–1900)

Von Peter Wettmann-Jungblut

Die ST. JOHANNER ZEITUNG informierte ihre Leser am 15. Juni 1871 über „einen Act der Rohheit [...], der in hohem Grade bedauerlich ist, um so bedauerlicher, als ihm nichts anderes zu Grunde liegt als die verabscheuenswürdigste Rauflust, der schon oft so beklagenswerthe Opfer fielen“: Letzten Sonntag, so konnte man der detaillierten Schilderung entnehmen, war „nämlich der Wirth Philipp Brückner zu Jägersfreude in seinem eigenen Wirthschaftslocale eingestandenermaßen ohne die geringste Provocation seinerseits von mehreren jungen Burschen (sämmtlich Bergleute von Herrensohr), die als Gäste bei ihm verkehrten, in so schrecklicher Weise mißhandelt und mit Biergläsern derart am Kopfe verwundet“ worden, „daß sein Blutverlust ein ganz enormer war und er von einer Ohnmacht in die andere fiel, so daß er thatsächlich in Todesgefahr schwebte.“ Sein Schwager Wiler, „der das oft so undankbare Amt des Friedensstifters üben wollte“, wurde von „den wilden unbändigen Gesellen mit einem Glase sehr schwer am Kopfe verwundet“, ferner wurde auf einen Knecht Brückners „aus dem Fenster mit einem Pistol geschossen.“ Schließlich begnügten sich die „Raufgesellen“ nicht „mit der Mißhandlung der Personen“, sondern zerschlugen „nicht weniger als 2 Tische, 15 Stühle, ca. 80 Gläser, 2 Petroleumlampen und 15 Fensterscheiben“ und brachen zu guter Letzt „noch die Fensterkreuze aus“.

Artikel ähnlichen Inhalts und vergleichbaren Tenors finden sich in der ST. JOHANNER ZEITUNG und der SAARBRÜCKER ZEITUNG der Jahre 1870 bis 1900 in unübersehbarer Anzahl. Ob und inwiefern diese Presseberichte den tatsächlichen Geschehnissen und in ihrer Häufung dem realen Aufkommen von Gewaltdelikten entsprachen, darf bezweifelt werden. Sie liefern aber eine zeitgenössische Typologie, der gemäß bestimmte Gewalttaten und -täter aus bürgerlicher Sicht wahrgenommen,

klassifiziert und nach ihrer Sozialschädlichkeit beurteilt wurden. Der zitierte Artikel ist insofern beispielhaft, als er zum einen die angebliche Anlaß- und Sinnlosigkeit des Gewalthandelns schildert, das sich daher auch gegen Dinge richtete, und folglich die Unmöglichkeit angemessener Präventions- und Reaktionsmaßnahmen seitens der Opfer hervorhebt. Einziges Motiv war zum andern die „Rohheit“ oder „Rauflust“ der Täter, die in vielen anderen Artikeln als unaufhaltsam ansteigend beschrieben wird. So beklagte die SAARBRÜCKER ZEITUNG im Juli 1873, die Brutalität habe dermaßen zugenommen, „daß sich bald kein friedlicher Mann mehr auf der Straße sehen lassen“ könne, „ohne insultirt, gehauen, gestochen oder mit Steinen geworfen zu werden“, weshalb eine „Vermehrung unserer Sicherheitswächter sich für die Zukunft nicht mehr verschieben lassen“ dürfe. Schenkt man den einschlägigen Berichten nicht nur der Saarbrücker Presse Glauben, dann waren die letzten drei Dekaden des 19. Jahrhunderts ein Zeitalter der Unsicherheit, in dem eine Welle von (bis dahin) unbekannter Gewalt bei vielen Bürgern ein Gefühl drohender oder bereits eingetretener sozialer Desintegration und Entsittlichung hervorrief. Eine letzte Gemeinsamkeit vieler Artikel besteht schließlich darin, daß die Urheber dieser Ängste meist ein und derselben sozialen Gruppe entstammten: Die Missetäter waren fast immer die erwähnten „wilden unbändigen Gesellen“, also in der Regel männliche, junge (Berg-)Arbeiter, die ihren Opfern mit bloßen Fäusten oder Messern zu Leibe rückten.

### Verbrechen druckt sich: Die Anfänge der Verbrechensberichterstattung in den Tageszeitungen

Die Angst vor Anomie und Gewalt ist wahrscheinlich eine uralte menschliche Empfindung, die sich bereits in populären frühneuzeitlichen Flugschriften artikuliert. Durch die umfassende Berichterstattung der modernen Massenmedien, die mittlerweile die wichtigste Informationsquelle der Bevölkerung über Verbrechen sind, kann diese Angst jedoch zweifelsohne ungeheuer verstärkt werden. So stehen gerade die Printmedien unter dem nicht unberechtigten Verdacht von Kriminologen und Soziologen, ein falsches oder zumindest

verzerrtes Bild des Aufkommens und der Schwere von Kriminalität zu zeichnen; sie spielen, so der gängige Vorwurf, mit jener Angst, indem sie meist eine stete Zunahme der polizeilich registrierten Straftaten nahelegen. Dies gilt insbesondere für den überproportional thematisierten Bereich der Gewaltkriminalität: In Blättern der Boulevard- wie der seriösen Tagespresse zeichnet die sogenannte schwere Gewaltkriminalität, die laut polizeilicher Kriminalstatistik etwa zwei bis drei Prozent aller erfaßten Straftaten ausmacht, für 37 bis 45 Prozent der kriminalitätsrelevanten Artikel verantwortlich. Der Anteil der Delikte Mord/Totschlag allein übersteigt den der Kriminalstatistik gar um das 160- bis 290fache und bedingt auch den Umstand, daß der Anteil der Berichte über Straftaten mit Schuß-, Stich- oder Hiebwaffengebrauch deren Anteil in der Kriminalstatistik um ein Vielfaches übertrifft.

Wenn es im folgenden um die Darstellung von Gewalt und Gewaltverbrechen in der SAARBRÜCKER ZEITUNG und der ST. JOHANNER ZEITUNG der Jahre 1870 bis 1900 geht, dann muß vorab herausgestellt werden, daß trotz einiger unübersehbarer Parallelen weder Art noch Umfang dieser Berichterstattung mit derjenigen heutiger Tageszeitungen verglichen werden kann. Schon die Auflagenstärken lassen die Bezeichnung „Massenmedium“ als fragwürdig erscheinen. Die SAARBRÜCKER ZEITUNG, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts den Untertitel „Tageblatt für Saarbrücken, St. Johann, Malstatt-Burbach und das Saargebiet“ trug, erschien 1848 in einer Auflage von 1.200 Exemplaren, die über 3.000 Exemplare im Jahre 1871 auf 11.000 zur Jahrhundertwende stieg. Doch selbst mit diesen Auflagezahlen übertraf die SAARBRÜCKER ZEITUNG, die politisch als liberal bzw. gemäßigt nationalliberal galt, die Auflagen anderer lokaler Blätter wie der ST. JOHANNER ZEITUNG deutlich. Bis 1889 besaß ein Exemplar der SAARBRÜCKER ZEITUNG exakt zwei Blatt, also vier Seiten (einschließlich zahlreicher Werbeanzeigen); danach erschienen täglich eine erste und zweite bzw. eine Morgen- und Abendausgabe mit einer Stärke von zwei Blatt.

Noch zu Beginn der 1870er Jahre läßt sich die Berichterstattung der SAARBRÜCKER ZEITUNG

über Verbrechen kaum anders als sporadisch bezeichnen. Sie beschränkte sich auf einige spektakuläre Mordprozesse im Ausland, vorzugsweise in Frankreich, auf gelegentliche Artikel über flüchtige Verbrecher und Einbrüche in der Rubrik *Locale und vermischte Nachrichten* sowie zusammenfassende Berichte über die Verhandlungen des vierteljährlich tagenden Schwurgerichts oder „Assisenhofs“. In den 1880er Jahren finden sich dann bereits an jedem zweiten oder dritten Tag Nachrichten zu den Themenbereichen Delinquenz und Strafverfahren, in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts schließlich fast täglich. Während die SAARBRÜCKER ZEITUNG nun in der Rubrik *Aus Stadt, Gegend und Provinz* über Straftaten und Verhaftungen in der Saarregion, der Rheinprovinz und Elsaß-Lothringen, in der Rubrik *Aus dem Gerichtssaal* über Gerichtsverhandlungen und Urteile des Schöffens- und Schwurgerichts, des Zuchtpolizeigerichts, der Strafkammer des Landgerichts sowie über Prozesse vor anderen deutschen Kriminalgerichten berichtet, informiert die ST. JOHANNER ZEITUNG ihre Leser und Leserinnen täglich in der Spalte *Locales und Provinzielles* über Verbrechen und Gerichtsverhandlungen sowie gelegentlich in der Spalte *Verbrechen und Unglücksfälle* über schreckenerregende, außergewöhnliche Verbrechen aus dem Deutschen Reich oder dem Ausland.

Weder die unmittelbaren Schilderungen des Tathergangs noch die unzähligen Gerichtsreportagen sind namentlich oder mit Kürzeln gekennzeichnet, so daß sich keine Aussagen über ihre Verfasser treffen lassen. Festzuhalten bleibt allerdings die Tatsache, daß erst 1897 die vorherige Einmann-Redaktion der SAARBRÜCKER ZEITUNG durch einen zweiten Redakteur verstärkt wurde. Die meisten Beiträge dürften daher vom verantwortlichen Redakteur nicht selbst verfaßt und höchstwahrscheinlich nur redigiert worden sein. Welche Mitarbeiter oder Gewährleute die Redaktion mit Informationen versorgten, kann nicht mehr geklärt werden; aus anderen Untersuchungen weiß man jedoch, daß Berichte oft aus der Feder von Angehörigen der lokalen Polizeibehörden stammten. Die Informanten nahmen es dabei mit der Wahrheit nicht immer so genau oder veränderten Details der Ereignisse, was dem Umstand entnommen werden kann, daß sich regelmäßig Korrekturen oder Gegendarstellungen finden.

**Kriminalberichterstattung der 1870er Jahre: spektakuläre Mordprozesse im Ausland, flüchtige Verbrecher und Einbrüche**

Diese teilweise auch von Beteiligten oder Zeugen übermittelten Richtigstellungen und Vervollständigungen waren etwa nach dem Muster gehalten: „Aus [...] wird uns geschrieben, daß bei vorgestriger Schlägerei nicht zwei, sondern vier Männer verletzt wurden“ oder „Das beklagenswerte Opfer des nächtlichen Überfalls in [...] war nicht, wie berichtet, der Hüttenarbeiter X, sondern der Schreiner-geselle Y.“ Gelegentlich intervenierte ein Anwalt für einen seiner Mandanten in der Form, daß er sowohl die Schwere der diesem angelasteten Straftat als auch die vor Gericht verhängte Strafe wahrheitsgemäß nach unten korrigierte.

Kriminalität und Delinquenz hatten als eigenständiges Themenfeld bis zur Jahrhundertwende ihren festen Platz in der Saarbrücker Presse gefunden. Erstmalige Erwähnung auf dem Titelblatt der SAARBRÜCKER ZEITUNG fand dieser Themenbereich im April 1882, als über den Strafprozeß gegen die Frau eines preußischen Landgerichtspräsidenten vor dem Berliner Kammergericht berichtet wurde; knapp zehn Jahre später, im Februar 1892, rati-onierte ein erster Leitartikel auf der Titelseite über die Hinrichtung eines Raubmörders in Saarbrücken. Im Juli desselben Jahres berichtete die SAARBRÜCKER ZEITUNG in insgesamt 19 Artikeln ihres Morgen- und Abendblattes über die zehn Verhandlungstage des aufsehenerregenden Prozesses um den sogenannten „Xantener Knabenmord“ vor dem Kleverer Schwurgericht, in dem ein jüdischer Metzger des Ritualmordes an einem fünfjährigen Jungen bezichtigt wurde. Die Artikel dieser Reportage-serie umfassen teilweise eine Seite und mehr und damit ein Viertel bis ein Drittel der gesamten Ausgabe; vier von ihnen beginnen auf der Titelseite, und einer würdigt als Leitartikel den Freispruch des jüdischen Angeklagten, der in der antisemitischen Presse einen Sturm der Kritik und in der Umgebung Xantens eine Welle antisemitischer Ausschreitungen auslöste, als gerechtfertigt.

Eine derartig massive Häufung von Berichten zu Mordfällen oder -prozessen blieb allerdings die Ausnahme; die für Frankreich aufgestellte Behauptung, daß die Tagespresse der *Belle Epoque*, in der Verbrechen etwa fünf Prozent des redaktionell bearbeiteten Platzes einnahmen, den Eindruck hervorrief, Mord, Totschlag, Körperverletzung und andere Gewaltvergehen seien sowohl zur Haupttätigkeit der Franzosen als auch zu einem ihrer be-

vorzugten Interessengebiete geworden, läßt sich für die Saarbrücker Presse kaum verifizieren. Die Hochkonjunktur der in der Rubrik *faits divers*, den *Vermischten (Lokal-)Nachrichten*, publizierten Verbrechenschronik hielt in Frankreich im übrigen bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs an und machte aus den meisten Blättern der populären Presse eine gigantische *usine à crimes*.

### **Messer und Faust statt Schlägel und Eisen: Die (Berg-)Arbeiterschaft als bürgerliches Schreckgespenst**

Ein Blick in die Kriminalstatistiken scheint die Angst und Besorgnis der zeitgenössischen bürgerlichen Beobachter sowie die intensivierte Berichterstattung der Tageszeitungen durchaus zu rechtfertigen: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stiegen die Gewalt- und nicht etwa die Eigentumsdelikte stark an. Die seit 1882 publizierte Kriminalstatistik für das Deutsche Reich dokumentiert in den Jahren bis 1901 einen Anstieg der Häufigkeit des Massendelikts „gefährliche Körperverletzung“ bei Erwachsenen um 101,5%, bei Jugendlichen gar um 142,5%, während im gleichen Zeitraum die Häufigkeit des „leichten“ beziehungsweise „schweren Diebstahls“ bei Erwachsenen ganz erheblich sank und bei Jugendlichen nahezu konstant blieb. Die Frage, ob es sich hier um einen realen Anstieg oder nur einen bürokratisch-statistisch erzeugten Scheinanstieg der polizeilich erfaßten Gewaltkriminalität handelte, soll ebenso weitgehend ausgeblendet bleiben wie die nach möglichen Ursachen. Manche HistorikerInnen vermuten in dieser Entwicklung eine Atempause des Zivilisationsprozesses, der dennoch langfristig zum Rückgang individueller Gewaltanwendung führte und folgerichtig die letzten Überreste und das letzte Aufbäumen traditionaler, gewalthafter ‚Konfliktlösungsmittel‘ in der modernen Industriegesellschaft; andere stimmen eher mit einigen Zeitgenossen überein und diagnostizieren sie als Epiphänomen von Modernisierungs-, Individualisierungs- und Urbanisierungsprozessen. „Mit der Zunahme unserer industriellen und gewerblichen Verhältnisse und der Arbeiterbevölkerung“, glaubte etwa

**Kriminalstatistik  
1882–1901:  
erheblicher  
Anstieg der  
gefährlichen  
Körperverletzung**

die SAARBRÜCKER ZEITUNG im Jahr 1873 feststellen zu können, vermehren sich „auch die Excesse und Brutalitäten [...], welche in einzelnen Lokalitäten sowohl als auch auf den belebtesten Straßen sich geltend machen.“

Die Verbrechenschroniken der *Vermischten Lokalnachrichten* waren aber, unabhängig von obigen Fragen oder Erklärungsversuchen, zweifelsohne stets die Frucht einer harten und mehr oder weniger bewußten Auswahl und informierten das lesende Publikum nie über die Totalität, sondern nur über einen kleinen Bruchteil der Morde, Raufereien, Unfälle und anderer Katastrophen, die sich im Verlauf eines bestimmten Zeitabschnitts ereignet hatten. Die vorrangige Frage, die sich infolgedessen stellt, ist diejenige nach den Kriterien, die aus einem Ereignis eine Lokalnachricht der Printmedien werden ließ. Ein wichtiges Kriterium dieses Selektionsprozesses war die (geographische) Nähe des Ereignisses. In dem Maße, in dem die *Vermischten Nachrichten* ihre Daseinsberechtigung aus der voyeuristischen Schilderung von Tod und Blutvergießen zogen, mußte das vergossene Blut heimisches Blut sein, die Leser wurden emotional um so stärker ergriffen oder beunruhigt, je näher der gewaltsame, katastrophen- oder unfallverursachte Tod ihrem eigenen

**Moderne  
Gesellschaften:  
fasziniert vom  
Thema der Gewalt** Lebensumfeld lag. Umgekehrt vermochte die emotionale Kraft des Todes die große räumliche Entfernung eines Geschehnisses um so

wirkungsvoller zu kompensieren – und damit das Interesse der Leser trotz ihrer zu erwartenden inneren Distanz und fehlenden Anteilnahme zu wecken –, je schrecklicher und grauenvoller er sich gestaltete. Deshalb pflegten eine (relativ) banale Messerstecherei in Malstatt, ein schrecklicher Massenmörder in Manchester und eine verheerende Überschwemmungskatastrophe in Manila in den *Vermischten Nachrichten* ein harmonisches Mit- und Nebeneinander.

Ein weiteres Kriterium, dem größere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, liegt in dem Umstand, daß moderne Gesellschaften nicht nur vom Thema der Gewalt fasziniert, ja besessen sind, sondern zugleich auch beträchtlichen Formulierungs- und Definitionsschwierigkeiten bezüglich dessen unterliegen, was als Gewalt begriffen werden soll und was nicht. Gewalttätiges Handeln kann – auf der

Ebene des Alltags wie des Rechts – keineswegs immer einfach als „falsch“ oder „richtig“, „deviant“ oder „normal“, „vertretbar“ oder „unerträglich“ entziffert und identifiziert werden. Um dieses Identifizierungsdilemma zu vermeiden, entwickelt jede Gesellschaft gewisse Identitätsmerkmale von Gewalt, die eine Kategorisierung erleichtern. Zu diesen Merkmalen gehören vor allem Charakteristika des Gewalttäters – sein soziales und psychologisches Profil, seine Einordnung als sozialer Insider oder Outsider, seine „guten“, „bösen“ oder gänzlich fehlenden Absichten –, der Gewalttat – etwa in der Unterscheidung zwischen exzessiver oder „routinemäßiger“ Gewaltanwendung –, des Gewaltopfers – hinsichtlich Geschlecht, Alter, Herkunft, Rasse etc. –, des Tatkontextes – Leidenschaft, Wut, Eifersucht, Rache, Habgier – und der endgültigen Folgen der Tat. Die (erzählende) Darstellung von Gewalt in den Medien nimmt reduktiv meist nur bestimmte Elemente dieses Identifizierungsprozesses auf und entwickelt ordnung- und sinnstiftende narrative Strukturen, die sich als „Sequenzen“ bezeichnen lassen: Eine „Opfersequenz“ stellt Gewalt aus der Perspektive des Geschädigten, eine „Performersequenz“ aus der des Täters dar; „kontextuelle Sequenzen“ geben den die Gewalttat begleitenden Umständen Vorrang, während „Doppelrollen-Sequenzen“ die Geschichte von Individuen erzählen, die sowohl die Rolle des Gewaltopfers als auch des Gewalttäters einnehmen.

Auf diese Weise tragen die Medien dazu bei, daß jede Gesellschaft bestimmte Typen von Normbrechern und bestimmte Formen abweichenden Verhaltens in unverhältnismäßiger Weise fürchtet und andere stillschweigend toleriert. Diejenigen Verbrechen, die im späten 19. Jahrhundert das Interesse der Presseberichterstattung besonders anzogen und so die neuralgischen Punkte und Bruchstellen offenbarten, auf die sich Mißbilligung und Ängste der Gesellschaft bzw. einzelner Gruppen konzentrierten, waren, wie bereits erwähnt, in erster Linie die Angriffe auf die körperliche Unversehrtheit, also Mord und Totschlag, Raub und gewalttätige Angriffe, blutige Schlägereien und Handgemenge.

Solche Vergehen gegen Personen, seien es nun Familien- oder Beziehungsdramen unter Alkoholeinfluß, niederträchtige Morde, Messerstechereien zwischen Arbeitern oder gar

Kindsorde, waren in der Berichterstattung der Saarbrücker Presse eindeutig überrepräsentiert; sie zeichneten schätzungsweise für 50 bis 75 Prozent der Berichterstattung verantwortlich und monopolisierten derart die Vorstellungswelt von Verbrechen. Als Begebenheiten, die einen übermäßigen Einfluß darauf ausübten, daß sich Individuen als gefährdet wahrnahmen oder wahrnehmen konnten, fallen sie in die Kategorie der sogenannten „Signalverbrechen“. Man muß die Realität der ihnen inhärenten Gefahren nicht leugnen, um zu erkennen, daß sie stets auch politisiert wurden. Ihre Bedeutung erschöpft sich nicht in dem den Opfern zugefügten Leid, sondern beinhaltet auch das für ein weiteres Publikum erkennbare Warnsignal, daß irgend etwas nicht war, wie es sein sollte, und daher (vermehrter) Schutz und Prävention vonnöten waren, daß die soziale Ordnung destabilisiert worden war oder ihre Destabilisierung bevorstand, weil traditionale, organische Mittel der gemeinschaftlichen Sozialkontrolle untergraben wurden oder versagt hatten.

Die (industrielle) Arbeiterschaft spielte bereits seit dem frühen 19. Jahrhundert eine herausragende Rolle als Schreckgespenst und war dem Bürgertum teils aufgrund ihrer ‚Natur‘, teils aufgrund ihrer kriminogenen Armut und Misere suspekt gewesen. Im Verlauf des Jahrhunderts gewann dann ein Diskurs an Überzeugungskraft, der das ‚barbarische‘, gar ‚animalische‘ Wesen der Arbeiter herausstellte und daraus eine quasi instinktgeborene Neigung zum unmenschlichen, grausamen Gewaltverbrechen ableitete. Die Kriminologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts entwickelte die Theorie vom Verbrecher als „verhinderter“ und „minderwertiger“ Menschen, dessen „schuldlose“, aber dafür um so folgenreichere „Entartung“ eine gesellschaftliche Wiedereingliederung verhinderte. Der Metaphorik des ‚Wilden‘ hatte sich etwa ein Abgeordneter der französischen Nationalversammlung im Jahr 1832 bedient, als er verlauten ließ: *„Les barbares qui menacent la société ne sont pas en Caucasic, ni dans les steppes de la Tartarie, ils sont dans les faubourgs de nos villes manufactureries.“* Er deutete damit an, daß dem Bürgertum die Besitzarmen der eigenen Gesellschaft mindestens ebenso fremd wie die Stammesgesellschaften überseeischer Kolonien waren, es folglich die Domestizierung oder Kontrolle der ‚Barbaren‘ des städtischen

Dschungels als christliche Kultur- und Zivilisationsaufgabe betrachtete und sich nicht zufällig der Sprache von Kolonisatoren und Missionaren bediente.

Atavistische Züge der von ihren ‚natürlichen‘ Trieben geleiteten ethnisch Fremden gewinnen ferner die italienischen Arbeiter, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Zehntausenden in den Stahl- und Bergbauregionen Lothringens und – in geringerem Umfang – der Saar angesiedelt hatten. Die „heißen Südländer“, so liest man in der SAARBRÜCKER ZEITUNG des Jahrgangs 1900, seien nicht „die angenehmsten Kameraden. Streitsüchtig, haben sie fortwährend Händel, und dann greifen die flinken Gesellen stets zum Messer.“ Wo immer sie sich in größerer Zahl niederließen, ertöne „sofort der Ruf nach Vermehrung der Polizei“ und „genügten bald die Gefängnisse nicht mehr, um all die wegen Messeraffären und noch weit schlimmerer Dinge bestraften Söhne des Südens darin unterzubringen.“ Schließlich tauchen hin und wieder ‚monströse‘ Kreaturen auf, und zwar vorzugsweise dann, wenn die geheiligte Ordnung der Familie in Frage gestellt oder umgeworfen wird. Der Haß auf bzw. die Verachtung für diese Wesen war um so größer, je radikaler die gewohnten sozialen Rollen umgekehrt wurden: Kinder, die ihre Eltern töteten statt sie zu lieben, Eltern, die ihre Kinder quälten statt für sie zu

sorgen. So berichtete die SAARBRÜCKER ZEITUNG im März 1882 voller Abscheu über eine Tagelöhnerwitwe aus Burbach, die wegen fortgesetzter schwerer Mißhandlung und Körperverletzung ihrer neunjährigen Tochter von der Strafkammer des Landgerichts zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war. Das „entmenschte Weib“ sei mit seiner Tochter so fürchterlich umgegangen, daß selbst der Vater gelegentlich interveniert habe. Allem Anschein nach hatte die „unnatürliche Mutter“ sich durch solche „unerhörte Mißhandlungen“ des verhaßten Kindes zu entledigen gesucht.

Im Gegensatz zum letzten Beispiel schilderte die Saarbrücker Presse die überwiegende Mehrzahl der Vergehen gegen Personen fast völlig kommentarlos und ohne jegliches Anzeichen von Empörung. Es blieben aber eine Reihe von Gewalttaten, die als brutale, unzi-

### Kriminologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts: Verbrecher als „verhinderte“ und „minderwertige“ Menschen

vilisierte und verabscheuungswürdige Handlungen von ‚Wilden‘, sprich vorwiegend männlichen Arbeitern, charakterisiert wurden. Schon die Wortwahl der Berichterstattung zu den zahllosen Schlägereien und Messerstechereien läßt erahnen, daß es für die Täter, ihre Taten und Motive weder Gnade oder Verständnis geben sollte: „Act der Rohheit“, „verabscheuenswürdigste Rauflust“, „schreckliches Unwesen des Messergebrauchs“, „besondere Bosheit und rohe Gesinnung“, „jeder Sitte und Zucht entwachsene Gesellen“, „Ausdruck der rohesten Gemüthsart“, „eine mit kaum begreiflicher Rohheit verübte That“, „allzu barbarisches Auftreten“, „ein rohes, bestialisches Verbrechen“, „ohne jede Veranlassung“, eine Tat, „für die hier niemand eine Begründung findet“, „ein abschreckendes, düsteres Bild von Verkommenheit, Lasterhaftigkeit und Rohheit“ etc. sind einige Beispiele für derartige Charakterisierungsversuche.

Um die gewünschte Wirkung zu erreichen, nahm es die Redaktion offensichtlich auch mit der Wahrheit nicht so genau oder übernahm ungeprüft falsche Informationen. Ein besonders krasses Beispiel liefert ein Fall aus dem Jahr 1900, als die SAARBRÜCKER ZEITUNG über eine „empörende, von kaum glaublicher Roh-

heit zeugende Mordthat“ berichtete. In der Nacht des 30. Aprils war der „allgemein geachtete“ Peter Schmeer aus Bischmisheim angeblich „ohne jede Ursache meuchlings

**Saarbrücker Presse:  
Konzentration  
auf Gewalttaten  
der Arbeiterschaft**

von hessischen Maurern überfallen“ worden. „Die rohen Patrone“ hatten ihn von hinten angegriffen und sofort von dem Messer Gebrauch gemacht. Man könne, so die feste Überzeugung des Artikelschreibers, in diesem Falle „direkt von einem Meuchelmord“ sprechen. Das „Motiv zur That“ sei allein „die Lust an brutalen Angriffen“ gewesen und der Täter habe sein Opfer noch nicht einmal gekannt. Selbst über das unter großer Anteilnahme der Bevölkerung durchgeführte Leichenbegängnis wurde berichtet und bezüglich des „feigen Mörders“ hinzugefügt, man habe bei diesem „ein haarscharfes neues Messer in einer Scheide und einen neuen, mit 5 Kugeln geladenen Revolver“ gefunden. Der Verhaftete habe „ein cynisches Lächeln zur Schau“ getragen, obwohl er „wußte, daß sein Opfer bereits tot war. Von Reue über sein schändliches Verbrechen war nichts zu merken.“

Völlig andere Erkenntnisse brachte dann jedoch die Berichterstattung über den Prozeß vor dem Saarbrücker Schwurgericht am 2. Juli 1900 ans Licht, die fast den Eindruck erweckt, als ob es sich um zwei völlig verschiedene Fälle gehandelt habe. Der Täter war keineswegs ein Fremder, sondern der Tagelöhner Peter Jäger, der in Bischmisheim das Parterre im Haus einer Witwe bewohnte und am Abend des 30. April ein Lied gesungen hatte. Das spätere Opfer, der Maurer und Hüttenarbeiter Peter Schmeer, hatte sich dadurch veranlaßt gefühlt, sich am Fensterladen Jägers zu schaffen zu machen und dessen Gesang zu imitieren. Als Jäger den Ruhestörer vor dem Haus zur Rede stellte, kam es zu einem Handgemenge, in dessen Verlauf sich der Angeklagte „in der Notwehr glaubte“, zum Messer griff und Schmeer durch einen einzigen Stich ins Herz tötete. Jäger war nun „von Reue über den unglücklichen Verlauf der Affaire erfüllt“ und gestand die Tat „unter Tränen“. Da der Angeklagte völlig unbescholten war, billigte das Gericht ihm die von seinem Verteidiger erbetenen mildernden Umstände zu; nicht wegen „feigen Mordes“, sondern wegen „körperlicher Mißhandlung mit tödlichem Ausgang“ erhielt Jäger eine Strafe von zwei Jahren Gefängnis.

Warum konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der bürgerlichen Presse auf Gewalttaten der Industriearbeiterschaft und hier vor allem auf die Bergarbeiter und die mit Messern geführten Auseinandersetzungen? Woher rührten die Ängste und Verunsicherungen vieler Beobachter und Kommentatoren? War es wirklich, wie die SAARBRÜCKER ZEITUNG am 15. Juni 1873 behauptete, „eine unläugbare Thatsache, daß auch hierzulande seit einigen Jahren die Rohheit in bedenklicher Weise zugenommen hat, daß brutale Angriffe gegen die persönliche Sicherheit sich häufen, und daß insbesondere der Gebrauch des Messers bei Schlägereien u. dgl. in einem früher nicht gekannten Maße vorkommt“? Eine Erklärung bietet die unglaubliche Schnelligkeit des um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden demographisch-sozialen Wandels. So wuchs die Bevölkerung der drei Saarstädte St. Johann, Saarbrücken und Malstatt-Burbach zwischen 1861 und 1905 um das 5,3fache, von 15.726 auf 84.550, und lag 1909 bereits bei 105.101 Einwohnern. Die Einwohnerzahl des Landkreises Saarbrücken stieg von 48.000 im Jahr 1855 auf 103.000 im Jahr 1875 und

204.000 im Jahr 1900; unbedeutende Dörfer wie Malstatt, Burbach, Dudweiler, Sulzbach oder Fischbach, deren Einwohnerschaft vor 1850 nach Hunderten gezählt hatte, entwickelten sich innerhalb zweier Generationen zu Siedlungen mit Tausenden oder Zehntausenden von Einwohnern. 1882 waren über 41% der Erwerbstätigen im Bergbau und 26,5% in anderen Industriezweigen beschäftigt; in der Mehrzahl hatten die Bergarbeiter ihren Wohnsitz allerdings außerhalb Saarbrückens.

Wo immer mehr Personen auf engem städtischen Raum – im Falle der (Berg-)Arbeiter-schaft auch unter miserablen Bedingungen – zusammenleben müssen, ist es naheliegend, eine Zunahme von gewaltträchtigen Konflikten zu vermuten. In der Bürgermeisterei Neunkirchen etwa war ein knappes Viertel aller Delikte, die zwischen 1884 und 1887 erfaßt wurden, Körperverletzungs- und Mißhandlungsdelikte; unter den 38 Beschuldigten befanden sich 26 Bergleute, und in ca. 40 Prozent der Fälle waren Messer als Waffe verwendet worden. Gerade die Bergarbeiterschaft bewies zudem in den Arbeitskämpfen des späten 19. Jahrhunderts, daß ihr physische Gewalt als Mittel des Konfliktaustrags alles andere als fremd war. Der Bergbau des 19. Jahrhunderts mit seiner brutalen Mißachtung der Arbeitenden und seiner absoluten Indifferenz gegenüber den Gefahren für deren Leben hatte, so Lewis Mumfords These in seinem „Mythos der Maschine“, schließlich „große Ähnlichkeit mit dem Krieg“ und oft „durch Konfrontation mit Gefahr und Tod einen harten, selbstbewußten Persönlichkeitstypus hervorgebracht, [...] nicht unähnlich dem Soldatentypus.“ Angesichts der latenten Gewaltbereitschaft und der frappierenden Selbstverständlichkeit, mit der viele Bergleute im Konfliktfall nach Messern und anderen verfügbaren Waffen griffen, scheint es verfehlt, von einer ausschließlichen Hetz- oder Panikkampagne der Saarbrücker Presse zu sprechen.

Der demographische Wandel hatte auch ein starkes Ungleichgewicht der Altersgruppen hervorgebracht. Zwischen 1860 und 1900 war die Gruppe der 14- bis 30jährigen deutlich überrepräsentiert, was vor allem an der starken Zuwanderung junger Arbeitskräfte gelegen haben dürfte. In Saarbrücken herrschte zudem – wahrscheinlich aufgrund der hier liegenden Garnison – stets ein „Männerüber-

schuß“; im Jahr 1900 waren in Malstatt-Burbach knapp 64 Prozent, in St. Johann 65 und in Saarbrücken gar 70 Prozent der Männer ledig. Junge, unverheiratete Männer waren und sind, wie viele historische und kriminologische Untersuchungen zeigen, die Gewalttäter par excellence, so daß das Phänomen interpersonaler Gewaltvergehen gelegentlich auf das ‚Junge Männer-Syndrom‘ reduziert wird. Junge männliche, ungebundene Erwachsene, die ihren Platz in der Gesellschaft noch nicht gefunden haben, neigen offensichtlich in verstärktem Maße zu gefährlichen und gewalttätigen Interaktionen, die ihrem Konkurrenzkampf um Status und Anerkennung, ihrer Rollenunsicherheit und ihrem Imponiergehabe entspringen; nicht nur die Täter, auch die Opfer von Gewalttaten rekrutieren sich überwiegend aus dieser sozialen Altersgruppe. Ferner führte allem Anschein nach die streng (alters-)hierarische Arbeitsorganisation unter Tage, die jüngere Arbeiter durchaus als Benachteiligung und Schikane empfinden konnten, zu Spannungen, die sich nur nach Feierabend – und nach entsprechendem Alkoholkonsum – entladen konnten. 1873 wurde laut einem Bericht der SAARBRÜCKER ZEITUNG ein Steiger aus Altenwald „von zwei jungen Bergleuten, ebenfalls von hier, welche ihn von der Schnappbach nach Hause begleiten wollten, derart mißhandelt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt“ wurde, denn er hatte „fünf Messerstiche und außerdem Verwundungen durch Schlagen mit einem Steine davongetragen.“

Zum Gefahrenpotential der enorm vermehrten Masse der Arbeiter kam das der urbanen, industriellen Ballungszentren hinzu. Die (Groß-)Stadt hatte schon immer als widernatürlicher, zugleich monströser und faszinierender Raum gegolten, als Ort aller Perversionen und Pathologien sozialer Unordnung. Im 19. Jahrhundert betrachtete man sie als den bevorzugten Schauplatz von Verbrechen und Kriminalität. Dafür verantwortlich gemacht wurde sowohl die ‚Entwurzelung‘ ihrer Bewohner als auch deren ‚Verpflanzung‘ in das ungesunde, einen verderblichen Einfluß ausübende Klima der Stadt. In diesem Sinne wies man auch auf die durch die Lebensverhältnisse der Arbeiter bedingte körperliche und psy-

**Häufung von Schlägereien und Messerattacken als Folge des demographisch-sozialen Wandels**

sische Degeneration der Großstadtbewohner hin, die zwangsläufig die Minderwertigkeit ihrer Kinder bedinge. Der Psychologe Erich Wulffen warnte 1910 in seinem vielgelesenen Buch „Der Sexualverbrecher“ vor jenem angeblichen „Heer von Schwachsinnigen, Hysterischen, Epileptikern, schweren Neurasthenikern, chronischen Alkoholisten“, die in den Industriezentren heranwüchsen und allesamt „zur allgemeinen Verbrechensverübung und zur Begehung von Sittlichkeitsdelikten im besonderen bereit“ seien.

So hatte das Bürgertum beträchtliche Probleme damit, in der ‚unberechenbaren‘ und ‚unordentlichen‘ Gewalt der Arbeiterschaft etwas anderes als atavistische Brutalität zu erkennen. Paradoxerweise lag dem tragenden Element der wilheminschen „satisfaktionsfähigen Gesellschaft“ (Norbert Elias) die Vorstellung völlig fern, daß ihre Anwendung aus Konflikten um Ehre, sozialen Rang und Status resultieren konnte, und diese mangelnde Vorstellungskraft ist nirgends evidentener als in der Darstellung und Deutung des Messergebrauchs der Arbeiter. Die verwendete Waffe ist nicht nur Ausdruck des Selbstverständnisses des jeweiligen Gewalttäters, sondern auch ein zentraler Teil der medialen Sequenzen

von Verbrechen. Während festzuhalten bleibt, daß die überwiegende Zahl der Gewalttaten mit bloßen Händen oder eher zufällig herumliegenden Gegenständen begangen wurde, spielte das Messer in der Berichter-

stattung der Presse eine herausragende Rolle, die in keiner Weise seiner tatsächlichen Verwendung entsprach. Das Messerziehen galt, warum auch immer, als unehrenhaft und „infam“, wie die SAARBRÜCKER ZEITUNG im November 1892 bemerkte. „Gerade angesichts der Messeraffären, die gegenwärtig alle Augenblick vorkommen“, sei es lobenswert, Streitigkeiten auf andere Weise – etwa mit den Fäusten – auszutragen; dies sei „doch viel gescheiter, und man möchte sagen, ehrenhafter, als in die Tasche fahren und mit dem schnellgezückten Messer seinen Mitmenschen verarbeiten.“

Fast jeder Arbeiter trug vermutlich ein Messer zum Schneiden von Brot oder des sehr beliebten Kautabaks bei sich. Doch es war nicht allein seine ubiquitäre Verfügbarkeit, die das Messer zur bevorzugten Waffe jener prole-

tarischen „Raufgesellen“ machte. Um das Messer rankte sich auch der Mythos des ‚richtigen Mannes‘, dessen kraftvoller Arm es im Kampf zu gebrauchen verstand; es war weitverbreitetes Requisit und Symbol eines gewaltverherrlichenden Männlichkeitsideals und eines „proletarischen Machismo“. Für die Arbeiterschaft blieb das Messer daher eine ‚ehrenhafte‘ Waffe, die im ehrlichen, eigene Verletzungen nicht scheuenden Kampf Mann gegen Mann eingesetzt wurde, während etwa der Revolver, dessen Gebrauch einfach war und keiner besonderen Geschicklichkeit und Kraft bedurfte, als Distanz-Waffe verachtenswerter Feiglinge galt. Im westfälischen Revier war das Messerzücken so gebräuchlich, daß die lokalen Polizeibehörden es in den 1880er Jahren „als eine Wendung zum Besseren begrüßten, als der Revolver dem Messer den Rang streitig zu machen begann, da diese meist schlechte und ungeschickt geführte Waffe weit weniger Unheil anrichtete.“

Ein letzter Grund für die massive Fokussierung auf Gewalttaten der Arbeiter muß schließlich darin gesucht werden, daß deren Gewalt für das Bürgertum nicht nur beklagenswertes Überbleibsel einer vergangenen Zivilisationsstufe, sondern auch und vor allem unvermeidliches Ergebnis einer falschen Lebensführung, eines unangebrachten Lebensstils war. Die Fabrik- und Bergwerksarbeit mit ihrer – sei es noch so geringen – monetären, wöchentlichen Entlohnung erlaubte vor allem den jungen Arbeitern ein ‚freies‘ Leben, das den Bauernsöhnen, Knechten und Bediensteten der vorindustriellen Gesellschaft verwehrt geblieben war. Die dadurch potentiell möglichen kleinen Laster und sexuellen Ausschweifungen zeichneten schwachen und verführbaren Charakteren den Weg zu den großen Untaten oder gar zur Rebellion gegen die Gesellschaft vor. Von dieser Sicht, die wohl auch einem Großteil der ‚ehrbaren‘ Arbeiterschaft zu eigen war, ist jener Artikel durchdrungen, der aus dem Tod des am 13. Februar 1892 im Alter von 24 Jahren hingerichteten Raubmörders Heinrich Lux exemplarische Lehren zu ziehen sucht: „Leichtsinn verleiteten [ihn] auf den ersten Abweg. Tage des Müßiggangs führten weiter abwärts. Ein unordentliches Verhältnis und dessen unglückseligen Ansprüche bei gleichzeitigem Müßiggang zogen den Bedauernswerten in den Abgrund. Mit Bekümmertnis und Schrecken sagt man

**Die (Groß-)Stadt  
als bevorzugter  
Schauplatz von  
Verbrechen und  
Kriminalität**

sich: Wie viele der jugendlichen Kameraden des Unglücklichen verwenden ihren für ihr Alter unverhältnismäßigen Lohn, statt zu sparen oder für ihre Eltern, nur für frevelhaften Leichtsinn, für Vereine und Genossenschaften, die teilweise dem Branntwein, für Vergnügungen und Zusammenkünfte, die nur der Lüderlichkeit dienen. Wenn der Hingerichtete an seine Kameraden eine Warnung hätte richten können, sie würde gelautet haben: ‚Ihr mögt den Lohn der Arbeit in Eurer Art genießen, aber hütet Euch vor solchem Genuß, der die Arbeitslust untergräbt, der zum Müßiggang führt, der die Kraft des guten Willens entnervt!‘“

### **Kein Kommentar: Erscheinungsformen ordnungsgemäßer, tolerierbarer, ambivalenter und nicht zurechenbarer Gewalt**

Die Berichterstattung der Saarbrücker Tageszeitungen blieb keineswegs auf Gewalttaten beschränkt, die die unabänderliche Rohheit der Arbeiterkultur zu Tage treten ließ. Die meisten anderen Varianten von Gewalttaten und -tätern veranlaßten die Redakteure jedoch nie zu (ab)wertenden Kommentaren und Urteilen. Viele Gewaltphänomene, die innerhalb eines bestimmten Ordnungsrahmens blieben oder eine bestimmte Ordnungsfunktion erfüllten, besaßen zwar keine rechtliche Legitimität, aber doch weitgehende soziale Akzeptanz, seien es nun das Züchtigungsrecht der Eltern gegen ihre Kinder oder der Lehrer gegen ihre Schüler, die studentische Mensur mit Säbel oder Degen, das Pistolenduell zweier Ehrenmänner oder schließlich der Krieg. Im März 1892 sprach die Strafkammer des Landgerichts z.B. einen Lehrer aus Niederwörresbach frei, der angeklagt worden war, in Überschreitung seines Züchtigungsrechts ein zehnjähriges Mädchen durch Reißen am linken Ohr verletzt zu haben. Zugunsten des Angeklagten sprachen zum einen die günstigen Leumundszeugnisse des Pfarrers und des Lokalschulinspektors; zum andern wurde explizit auf „die sehr trostlosen sittlichen Verhältnisse“ in Niederwörresbach hingewiesen, die anscheinend (gelegentliche) Gewaltexzesse entschuldigen oder gar rechtfertigen konnten.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Gewaltakten ist ambivalenter Natur und besitzt sowohl beklagens- als auch verdammenswerte

Elemente; daß ihre Folgen widerwärtig und unangenehm sein können, verhindert nicht, sie aus gesamtgesellschaftlicher oder individueller Perspektive als gerechtfertigt zu betrachten. Die narrative Darstellung solcher Gewalttaten in den Medien bedient sich meist kontextueller oder Doppelrollen-Sequenzen, um nachvollziehbare Gründe und Erklärungen für die ansonsten unakzeptable Gewaltanwendung zu liefern. Man kann dies heute noch an der Schilderung von Suiziden erkennen, bei denen die freie Entscheidung des Gewalttäters gegen die Folgen der Gewalttat (etwa für die Familie) abgewogen wird. Bei den im 19. Jahrhundert häufigen Duellen verdrängte eine absolut neutrale und emotionslose Berichterstattung die Brutalität des Geschehens. „Secondelieutenant Hoeborn vom 39. Infanterie-Regiment focht zuerst mit dem Bildhauer Treuholz, darauf mit dem Maler Ernst Pertz aus Antwerpen Pistolenduelle aus. Treuholz wurde durch einen Schuß in die rechte Hand und einen Streifschuß in das rechte Ohr verwundet, Pertz nach dem fünften Kugelwechsel durch einen Schuß in die Leber getötet“. Diese Meldung der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom August 1892 über ein Duell in Düsseldorf erinnert an eine Sportreportage, kaum an die Schilderung eines Kapitalverbrechens. Die Opfer sollten nicht nur als Opfer, sondern zugleich als Täter, nämlich als

**Entschuldbar:  
Amtsgewalt, Duelle,  
Suicide**

Urheber der vorhergehenden Beleidigung oder Ehrabschneidung, dargestellt und dem Leser die ambivalenten Dimensionen der Gewalt vor Augen geführt werden – hinter den (tödlichen) Schüssen verbarg sich ein Akt der ‚strafenden Gerechtigkeit‘ oder die angeblich zwingend erforderliche Wiederherstellung des *status quo ante*. Die Saarbrücker Presse scheint sich jedoch des ‚Sinns‘ von Duellen nie sicher gewesen zu sein; der im gesamten Deutschen Reich bekannt gewordene Zweikampf zwischen den Bürgermeistern Feldmann und Dr. Neff wurde, abgesehen von einer winzigen Meldung der SAARBRÜCKER ZEITUNG am 22. Oktober 1894, vollständig verschwiegen, sei es zum Schutz der Beteiligten vor strafrechtlichen Folgen, sei es, um das eher lächerliche als ehrenhafte Verhalten der honorigen Persönlichkeiten nicht noch öffentlich auszuschlachten. Keinerlei Erwähnung fand ferner ein Duell, das zwei Jahre vorher zwischen einem Arzt aus Saarbrücken und ei-

nem Kaufmann ausgetragen worden war. Die beiden Kontrahenten waren beim Festcomers anlässlich der Einweihung des neuen Gymnasiumgebäudes in der Hohenzollernstraße aneinandergeraten und ließen ihrer handfesten Auseinandersetzung später ein Pistolenduell folgen, in dem der Arzt durch einen Bauchschuß schwer verwundet wurde.

Die Doppelrolle von Täter und Opfer findet sich auch in Eifersuchts- und Liebesdramen, wenn etwa der Streit um eine Frau in der duellähnlichen Auseinandersetzung zweier Männer endete, und wurde teilweise durch ‚komische‘ Erzählelemente verstärkt, die zugleich die unverkennbare Brutalität des Geschehens verdecken oder relativieren sollten. So berichtete die SAARBRÜCKER ZEITUNG 1873 über einen nach Hasborn heimkehrenden Soldaten, der seine „alte Liebe“ wiedersehen wollte. „Die Angebetete seines Herzens hatte das ihrige aber geteilt und während vielleicht die linke Herzkammer für den Kriegsmann, schlug die rechte für einen schmucken Bergmann, der natürlich die Ankunft seines Partners zum Osterfest mit scheelen Augen ansah. Am Ostermontag kam es zwischen beiden Rivalen in einer Wirthschaft zu blutigen Händeln. Der Soldat zog seinen Säbel, der Berg-

mann, assistirt von seinem Bruder, das Messer und schließlich zog ersterer den Kürzeren. Mit zahlreichen Stichwunden bedeckt, brach er ohnmächtig zusammen und bedurfte längere Zeit ärztlicher Pflge.“

Gewalt war zweifelsohne eine Domäne, aber kein absolutes Privileg der Männer. Auch Frauen schreckten nicht davor zurück, ihren Meinungen oder ihrem Mißfallen mit handfesten Argumenten Ausdruck zu verleihen. Die „Ehefrau Heinrich S. zu Malstatt-Burbach“ etwa ließ sich laut Bericht der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom März 1895 „durch Redensarten und Thätlichkeiten des Maurergesellen Pet. K. so weit hinreißen, daß sie demselben auf eine Entfernung von 2 bis 3 Schritten ein Stück Backstein an den Hinterkopf warf und ihm dadurch eine nicht unerhebliche Wunde zufügte, die den K. auf 8 Tage arbeitsunfähig machte.“ Das Schöffengericht verhängte unter Zubilligung der durch die Provokation gegebenen mildernden Umstände „15 Mk. Geld- bzw. 3 Tage Gefängnisstrafe“. Man gewinnt allerdings nie den Ein-

druck, als ob die zeitgenössischen Beobachter weiblichen Gewalttaten ein irgendwie geartetes Gefahrenpotential zugemessen hätten. Auch diesen Erzählungen wohnt häufig eine gewisse Ironie oder Komik inne: „Eine Bergmannsfrau und deren ledige Nichte von Hühnerfeld begrüßten am 14. Februar [1884] ihre Hauswirtin um 6 Uhr Morgens, die erste mit einem Wasser-Joch, die zweite mit einem Kartoffelstößer bewaffnet, und schlugen auf die nichtsahnende Frau los, wobei diese durch einen Schlag mit dem Wasser-Joch einen Armbruch erlitt.“ Die Strafkammer des Landgerichts hatte freilich kein Verständnis für derart lustige Begrüßungsrituale und verurteilte „die beiden Weibsleute“ wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung zu sechs Monaten bzw. 14 Tagen Gefängnis.

Ironie war ein Mittel des männlichen Bürgertums, um die beunruhigende Vorstellung der ‚mörderischen‘ Energie des weiblichen Geschlechts zu verdrängen oder zu negieren; ein anderes Mittel, das im Laufe des 19. Jahrhunderts vermehrte Anwendung fand, bestand darin, exzessive weibliche Gewalt als Ausfluß „zweifelhafter Gemütszustände“ zu interpretieren und folglich die Unzurechnungsfähigkeit der Täterinnen zu betonen. So kam ein Artikel über eine Mutter, die im Januar 1873 in Straßburg drei ihrer vier Kinder vergiftet hatte, bereits vor der Untersuchung zu dem Schluß, die Tat sei „so grauenhaft, daß man sie nur mit einer Gemüthskrankheit der Mutter als wahrscheinlichen Thäterin erklären“ könne. Sie habe bereits früher „an Irrsinn gelitten“, weshalb sich aufgrund ihres Verschwindens „unwillkürlich“ der Gedanke aufdränge, „daß auch sie ihren Tod gesucht und gefunden“ habe. Von dem nicht unumstrittenen Konzept der Unzurechnungsfähigkeit aufgrund einer (medizinisch) feststellbaren Sinnesverwirrung profitierten ferner auch Kinder und Jugendlichen, wie abschließend an einigen Beispielen dargestellt werden soll.

Apologeten eines (post)modernen Kultur- und Sittenverfalls mögen darüber erstaunt sein, wie häufig bereits im späten 19. Jahrhundert die „Rohheit unserer heutigen Jugend“ thematisiert wurde. Im Februar 1895 berichtete die SAARBRÜCKER ZEITUNG über einen Fall, der sich auf dem Eis des Neunkirchner Heusnersweiher abspielte: „Einige Schüler“ hatten ein fünfjähriges Kind auf das Eis gelockt; als sie „in die Nähe einer überhaupt nicht zu-

**Eifersuchts- und Liebesdramen: Doppelrolle von Täter und Opfer, ‚komische‘ Erzählelemente**

frierenden gefährlichen Stelle“ gekommen waren, bedeuteten sie dem Kind, „daß dort ein großer Fisch zu sehen sei.“ Das „nichts ahnende Kind“ ging hin und stürzte prompt ins Wasser, die „Bengels“ suchten das Weite, als sie die Folgen ihres „gefährlichen Streiches“ erkannten. Glücklicherweise hatte „ein erwachsenes Mädchen den Vorgang“ bemerkt und „noch rechtzeitig das Kind mit eigener Gefahr dem sicheren Tode entreißen können.“ Im Januar desselben Jahres fanden sich zwei Beispiele, wie Jungen dem Vorbild ihrer Väter nur allzu bereitwillig nacheifern. In Dudweiler war ein zwölfjähriger Schüler „dem ihn züchtigen wollenden Lehrer mit offenem Messer“ entgegengetreten und hatte „ein Fenster des Schulzimmers mit der Faust“ eingeschlagen; „seine jeweiligen Ungehörigkeiten“ hatte er vor Gericht mit der Erklärung: „ich wollte mir das nicht gefallen lassen“ entschuldigt. Der dreizehnjährige Schüler Philipp Kr. aus Malstatt-Burbach stand unter der Anklage, „im November v.J. den Schüler Philipp Jakob Kunz mittelst Messers im Gesicht verletzt zu haben.“ Der Beschuldigte war „beim Spielen mit andern Schülern in Streitigkeiten“ geraten; der Geschädigte, „der zwischen die Streitenden getreten war, wurde von dem Angeklagten zunächst zurückgestoßen und erhielt dann mit einem Messer, welches Angeklagter geöffnet, einen Stich in die Backe.“ Beide Verhaltensweisen blieben fast folgenlos: Der Zwölfjährige wurde vom Schöffengericht mit der Begründung, daß er „weder schreiben, noch lesen ec. gelernt“ habe und „von seinen Lehrern [!] für unzurechnungsfähig erkannt“ worden sei, „kostenfällig freigesprochen“. Gegen Philipp Kr., der auf Notwehr plädierte, erkannte die Strafkammer des Landgerichts unter Berücksichtigung seiner Jugend „auf einen Verweis.“

Selbst der Besitz und der Gebrauch von Schußwaffen bei Schülern führten in der Öffentlichkeit nicht zu panischen Reaktionen oder dem Ruf nach umfassenden Maßnahmen schulischer Gewaltprävention. Als im September 1892 „ein Schüler beim Spielen mit einer Salonpistole von einem Kameraden seiner Klasse“ versehentlich erschossen worden war, veranlaßte das Unterrichtsministerium die Anstaltsleiter lediglich dazu, „der ihrer Leitung anvertrauten Schuljugend zu ernster und nachdrücklicher Warnung vor[z]ustellen, wie unheilvolle Folgen ein frühzeitiges unbeson-

nenes Führen von Schußwaffen nach sich ziehen“ könne. Gleichzeitig sollten Schüler, die „im Besitze von gefährlichen Waffen“ waren, „mindestens mit der Androhung der Verweisung von der Anstalt, im Wiederholungsfall aber unnachsichtlich mit Verweisung“ bestraft werden. Weitaus mehr Aufmerksamkeit in Saarbrücken und der gesamten preußischen Rheinprovinz hatte allerdings mehr als 20 Jahre zuvor ein anderer Fall gefunden: Am 25. Mai 1871, zwei Wochen nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, schoß Julius Becker, Primaner des Saarbrücker Gymnasiums, auf seine Mitschüler und verletzte zwei von ihnen schwer.

Julius Becker war jahrelang das Opfer klasseninterner Hänseleien gewesen, die ihn wohl verbittert und verschroben gemacht hatten; er galt als reizbar, als von sehr heftigem Temperament oder „eruptiv“, als sprunghaft und äußerst mißtrauisch, als begabter, aber auch mit einem gerüttelten Maß an Selbstüberschätzung versehener Schüler. Er kämpfte zudem – offensichtlich mit falschen Mitteln und daher vergebens – um die Anerkennung seiner Lehrer und Mitschüler, wodurch seine Aggressivität erhöht und ein Verhalten, das man je nach Sicht der Dinge als Verfolgungs- oder als Rachewahn bezeichnen kann, hervorgerufen wurden. Anfang Mai 1871 erwarb Julius Becker bei einem Saarbrücker Büchsenmacher einen sechsläufigen Hand- oder Taschenrevolver nebst Munition, was selbst für Minderjährige problemlos möglich war, da in Deutschland erst 1922 bzw. 1928 Gesetze erlassen wurden, die den Besitz und das Führen von Schußwaffen regelten und an eine Waffenschein- und Bedürfnispflicht banden.

Es bedurfte nur noch einer weiteren ‚Demütigung‘ Beckers, um den Gedanken der Gewaltanwendung in die Tat umzusetzen, deren Brutalität das Gymnasium und die Einwohner Saarbrückens in „schmerzliche Aufregung“ versetzen sollte. Als die Leistungen Beckers stark nachließen, wurde sein Vater am 25. Mai 1871 darüber in Kenntnis gesetzt, woraufhin dieser seinen Sohn zur Rede stellte. Nach der mittäglichen vätrlichen Standpauke kehrte Julius Becker erregt zur Schule zurück und feuerte in der Pause nach der ersten Stunde ohne Vorwarnung auf den Kopf Gustav Eybischs, den er in der Mitte des rechten

**Einst wie heute  
belegt: die „Rohheit  
unserer heutigen  
Jugend“**

Scheitelbeines, hinter dem rechten Ohr und mit einem Streifschuß am rechten Augenlid traf; zwei Schüsse trafen Adolph Brandt am rechten Scheitelbein und unter dem linken Oberarm, beim letzten Schuß versagte der Revolver. Von der herbeigerufenen Polizei ließ sich der Täter widerstandslos festnehmen. Glücklicherweise hatte die von ihm verwendete geringe Pulverladung den Bleikugeln nicht genügend Treibkraft und Geschwindigkeit verliehen, so daß diese in den Schädelknochen stecken blieben; beide Opfer benötigten dennoch Wochen und Monate, um körperlich und seelisch wiederhergestellt zu werden.

Während Tathergang und Tatfolgen unumstritten waren, spaltete die Frage nach der Schuld- und Zurechnungsfähigkeit Julius Beckers die Zeugen, Sachverständigen, Presseberichterstatter und Öffentlichkeit in zwei Lager. Becker selbst hatte bei seinen ersten polizeilichen Vernehmungen wiederholt eine Absicht zur Tötung Gustav Eybischs zugegeben, weswegen er im November 1871 vor dem Geschworenengericht des versuchten Mordes und Totschlags an Adolph Brandt angeklagt wurde. Vor der Gerichtsverhandlung widerrief er sein Geständnis und behauptete nun,

**Schüler schießt auf Mitschüler: ein Fall von 1871**

er sei durch das Lachen seiner Klassenkameraden „derartig gereizt“ worden, daß er geschossen habe, ohne zu wissen, was er tue. Demgemäß wäre er also, wie

sein Vater vor Gericht als Zeuge aussagte, „in Folge andauernder Kränklichkeit und einer durch das Benehmen seiner Mitschüler gereizten Empfindlichkeit zur Zeit der That von einer Sinnesverwirrung beherrscht“ und folglich unzurechnungsfähig gewesen. Beckers Verteidiger argumentierte, daß trotz aller Überlegtheit der Vorbereitungen eine völlig freie Willensbestimmung seines Mandanten in einem solchen Gemütszustand nicht angenommen werden könne. Zugunsten Julius Beckers sprachen ferner die Aussagen zweier Lehrer: Der eine attestierte ihm ein mehrere Jahre zurückliegendes „nährisches Verhalten“, der andere glaubte, in jüngster Zeit an ihm eine in seinem Körperzustande begründete „Art der Sinnesverwirrung“ wahrgenommen zu haben.

Nicht minder zahlreich waren die Stimmen, die sich im Sinne der vollen Schuldfähigkeit Beckers äußerten. Die vorgeladenen Gym-

nasiasten hatten ihren Mitschüler zwar stets als blasierten Sonderling eingeschätzt, aber niemals irgendwelche Hinweise auf eine Geistesstörung bemerkt. Schuldirektor Dr. Hollenberg bezeichnete den abgrundtiefen Haß Beckers gegen Eybisch, der „in einer phantastisch-theatralischen Freveltat“ zum Ausbruch gekommen sei, als ausschlaggebendes Motiv. Schließlich erkannte der königliche Kreisphysikus keine „Bewußtlosigkeit oder krankhafte Störung der Geistesthätigkeit“ und bestritt, daß die Behauptung eines anderen Gutachters, eine freie Willensbestimmung Beckers bei der Tat wäre ausgeschlossen, wissenschaftlich bewiesen sei. Die Geschworenen jedenfalls hielten Julius Becker für zeitweilig unzurechnungsfähig und sprachen ihn mit Stimmenmehrheit „nicht schuldig“. Vielleicht kam dem „unglücklichen Thäter“ der „durch Gottes Fügung“ bewirkte „gnädige Ausgang des grauenvollen Mordversuchs“ zu gute. Vielleicht bewahrte ihn aber auch einfach das Ansehen seiner Familie vor einer durchaus möglichen langjährigen Zuchthausstrafe: Sein Vater war Rendant der königlichen Eisenbahndirektion, seine Mutter entstammte einer alteingesessenen Saarbrücker Bäcker- und Wirtsfamilie. So verlegten die Geschworenen bei Julius Bekker, um die Worte des Gerichtsreporters der TRIERISCHEN VOLKS-ZEITUNG zu gebrauchen, in Anbetracht der umstrittenen „Grenze zwischen dem gesunden und kranken Menschengenosse“ diese „in liebevoller Nachsicht zu Gunsten des Uebelthäters“ – eine Nachsicht, auf die kein gleichaltriger Übeltäter aus dem Arbeitermilieu bei weitaus geringeren Vergehen hätte rechnen dürfen.

### **Alte und neue Unsicherheiten:**

#### **Die Medien als Urheber oder**

#### **Verstärker von Kriminalitätsfurcht?**

Die häufig geäußerte Vermutung, in der modernen (Medien)gesellschaft gebe es mehr Gewalt – mehr Gewalt in der Schule, mehr Zufallsgewalt auf den Straßen – als in früheren Gesellschaften, sollte durch den Fall Julius Becker und die vorherigen Ausführungen relativiert werden; viele (spektakuläre) Fälle von Gewaltanwendung werden in ihr aber zweifelsohne schneller und über das unmittelbare Umfeld hinaus verbreitet. Beckers Tat wurde als lokaler Einzelfall betrachtet, der, so

die Feststellung Direktor Hollenbergs, „in der Schulgeschichte glücklicher Weise selten vorkommt“; man hatte folglich keine Veranlassung, potentiellen Nachahmern in irgendeiner Weise entgegenzuwirken, und sah sich darin von der Presse bestätigt, die „unserem sonst so gut gepflegten“ und „wirklich vortrefflichen Gymnasium“ keinerlei Schuld bei diesem Vorfall beimessen wollte. Während das Bürgertum sich größtenteils dagegen sperrte, die Schüsse eines Heranwachsenden aus seiner Mitte, abgefeuert im Herzstück seiner Sozialisations- und Bildungsinstitutionen, als blutige, sinnlose Gewalttat zu begreifen, ordnete es eine Reihe von Taten der Arbeiterschaft problemlos dieser Kategorie zu – ‚schlechte‘, nicht tolerierbare Gewalt ist immer die Gewalt der ‚Anderen‘. Julius Beckers Tat wurde stattdessen zum mehr oder weniger ‚übernatürlichen‘ Ereignis stilisiert, das sich quasi versehentlich in die preußisch-bürgerliche Gesellschaft Saarbrückens verirrt hatte. „Americanische Schülerideen“, schrieb die TRIERISCHE VOLKS-ZEITUNG erklärend, „gedeihen auch mitunter auf deutschem Boden“, und verwies damit schon vor mehr als 130 Jahren überraschenderweise auf das ‚schlechte‘ Vorbild Amerikas mit seiner ‚undeutschen‘ Kultur der ubiquitären Gewalt.

Mehrheitlich werden vermutlich weder Schulkinder noch Erwachsene – im späten 19. wie im späten 20. Jahrhundert – direkt Opfer strafbarer physischer Gewalt, sie können aber kaum verhindern, daß sie ihr durch die Massenmedien in zunehmendem Maße indirekt ausgesetzt sind. Dem heutigen Durchschnittsamerikaner werden etwa drei Gewalttaten pro Stunde Fernsehen serviert, und diese Zahl steigt am von jugendlichen Zuschauern dominierten Samstagmorgen auf achtzehn an. In der Bundesrepublik hat sich die Zahl der Fernsehsendungen, die sich dem Thema Kriminalität widmen, im Zuge der wachsenden Marktanteile privater Fernsehsender zwischen 1985 und 2003 verzehnfacht, wodurch der Anteil kriminalitätshaltiger Sendungen am Gesamtprogramm seit Mitte der 80er Jahre um das Dreifache gestiegen ist. Die mediale Darstellung und die fiktionale Verarbeitung von Kriminalität in Filmen und Büchern mit ihrer unübersehbaren „Dramatisierung des Kriminalitätsgeschehens“ sind die Hauptinformationskanäle der Öffentlichkeit zu Verbrechen und Justizwesen, sozusagen ihre kul-

turellen Äquivalente. Heute wie schon im 19. Jahrhundert wählen die Medien in der Regel atypische kriminelle Handlungen aus, präsentieren sie auf stereotype Weise und setzen sie vor einem übertypischen Hintergrund von ‚Normalität‘ zum Vergleich aus; diese Handlungen werden dann ihrerseits in einen gesellschaftlichen Diskurs über moralischen Verfall integriert.

Man weiß mittlerweile einiges über die Erzählstrukturen und Typisierungen der Verbrechensnachrichten, aber immer noch relativ wenig über die Wirkung dieser Erzählungen auf ihre Zuhörer- oder Leserschaft und begibt sich auf das Feld der Spekulation, wenn man das mangelhafte oder falsche Wissen der Öffentlichkeit (ausschließlich) auf die Berichterstattung der Medien zurückführt. Meinungsumfragen offenbaren allerdings auffällige und stark in diese Richtung deutende Phänomene: Obwohl in den meisten westlichen Industrienationen die polizeilich registrierten Straftaten seit einer Dekade stagnieren oder rückläufig sind, vermutet die Mehrheit der Bevölkerung einen massiven Anstieg der Kriminalität in diesem Zeitraum und unterliegt sicher nicht rein zufällig der gravierendsten Fehleinschätzung bei den schweren Gewaltdelikten. Die Öffentlichkeit weiß kaum etwas über aktuelle Entwicklungen in der Urteilspraxis der Kriminaljustiz und neigt dennoch generell dazu, die verhängten Strafmaße zu unterschätzen und die angebliche exzessive Milde der Justiz zu kritisieren.

**Aktuelle Tendenz: seit einer Dekade stagnieren die polizeilich registrierten Straftaten**

Die Frage, ob und inwieweit die Leserschaft der Saarbrücker Presseorgane des 19. Jahrhunderts sich durch die Lektüre ihrer Tageszeitung beeinflussen oder gar ängstigen ließ, kann in Ermangelung entsprechender Information nicht beantwortet werden. Wenn wirkliche Furcht jedoch eher realen Erfahrungen und sozialen Interaktionen als der täglichen Zeitungslektüre entspringt, dann müßten zumindest die Bewohner der Saarbrücker Arbeiterviertel im Bewußtsein der Tatsache, daß ein Großteil der von der Presse aufgebauchten Delikte sich auf einem weitaus weniger ‚brutalen‘ und niedrigeren Gewaltniveau abgespielt hatte, relativ angstfrei gelebt haben. Es handelte sich überwiegend um eskalierende Alltagskonflikte, die sich meist zwischen

zwei oder mehreren Arbeitern zutragen und die Bürger Saarbrückens völlig unbehelligt lassen, wofür auch der Umstand spricht, daß die zuständigen Gerichte in einer Vielzahl von Fällen den Angeklagten mildernde Umstände – also gesellschaftlich nachvollziehbare Motive und nicht etwa sinnlose Brutalität – zugestanden und relativ geringe Strafen verhängten.

Wenn Kriminalitätsfurcht tatsächlich durch die Berichterstattung der Presse mit verursacht oder verstärkt wird, dann hätte das von direkter Gewalterfahrung weitgehend abgekoppelte Bürgertum paradoxerweise in sinnlosen und zugleich sinnhaften Ängsten gelebt. Es wäre von untergeordneter Bedeutung, ob die beschriebenen Taten tatsächlich genügend Brutalität und Verabscheuungswürdigkeit besaßen, um ein signifikantes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit zu verdienen. Und auch die große Masse der in den Lokalnachrichten kommentarlos dargestellten Gewalthandlungen, die fraglos eher trivialer Natur waren, erhielt noch eine ‚furchterregende‘ Funktion durch die Tatsache ihrer Akkumulation und ständigen Wiederholung.

Denn Empfinden und Zeigen von Furcht sind weniger eine durch ein spezifisches Ereignis hervorgerufene Emotion, als vielmehr eine bestimmte Art, mit der Welt in Kontakt zu treten und sie zu interpretieren. Es ist wenig sinnvoll, (Kriminalitäts-)Furcht allein hinsichtlich der Objekte, auf die sie sich vordergründig bezieht, zu analysieren, denn ihre Sinnhaftigkeit liegt primär darin, daß sie ein ganzes Bündel von diffusen Ängsten über die eigene Position und Identität in der Welt umfaßt. Kriminalitätsfurcht kann auch ein diskursiver ‚Ort‘ sein, an dem verdrängten Ängsten Ausdruck verliehen wird, die ohne ihn zu bedrohlich wären, um mit ihnen zurechtzukommen. Wenn, wie der französische Historiker Dominique Kalifa behauptet, die modernen laizistischen Gesellschaften zum Erhalt ihrer sozialen Kohäsionskräfte tatsächlich permanent apokalyptischer Aufführungen ihres eigenen Untergangs bedurften, dann waren die „Lokalnachrichten“ des späten 19. Jahrhunderts zweifellos einer der Aufführungsplätze, an denen ihre wirkungsvollsten Beschwörungsriten gefeiert wurden.

#### Literaturhinweise

*Peter Becker*, Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis, Göttingen 2002.

*Karen A. Cerulo*, Deciphering Violence. The Cognitive Structure of Right and Wrong, New York/London 1998.

*Christof Derweil*, Wie wird Kriminalität in der Presse dargestellt, ist die Darstellung wirklichkeitsfremd, und gibt es Entsprechungen im Vorstellungsbild der Bevölkerung?, Diss. Frankfurt/M 1995.

*Martin Innes/Nigel Fielding*, From Community to Communicative Policing: ‚Signal Crimes‘ and the Problem of Public Reassurance, in: Sociological Research Online 7,2 (2002), <http://www.socresonline.org.uk/7/2/innes.html>.

*Ralph Jessen*, Gewaltkriminalität im Ruhrgebiet zwischen bürgerlicher Panik und proletarischer Subkultur (1870-1914), in: Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiter-Kultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1914), hg. von Dagmar Kift, Paderborn 1992, S. 227-255.

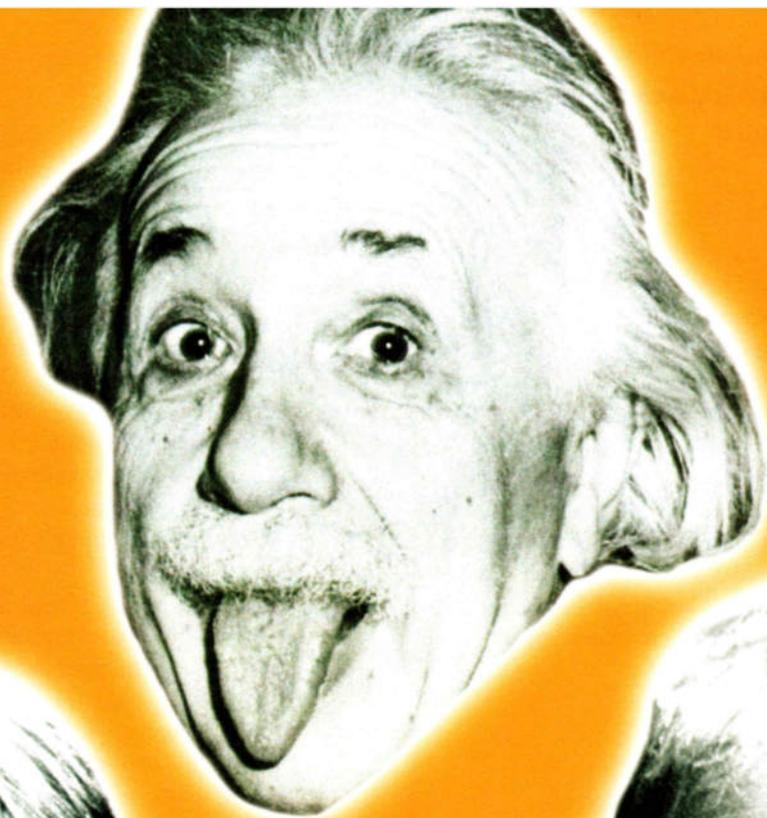
*Dominique Kalifa*, L'encre et le sang. Récits de crimes et société à la Belle Époque, Paris 1995.

*Marine M'Silt*, La notion de proximité d'après la chronique des faits divers du Petit Marseillais et du Provençal, de 1870 à nos jours, in: Annales du Midi 110 (1998), S. 481-500.

*Christian Pfeiffer*, Dämonisierung des Bösen, in: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, 5.3.2004, S. 9.

*Helmut Thome*, Kriminalität im Deutschen Kaiserreich, 1883-1902. Eine sozioökologische Analyse, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 519-553.

*Rolf Wittenbrock*, Die drei Saarstädte in der Zeit des beschleunigten Städtewachstums (1860-1908), in: Geschichte der Stadt Saarbrücken, hg. von dems., Bd. 2, Saarbrücken 1999, S. 11-130.



Schlaue  
Stromer  
befinden  
sich in  
bester  
Gesellschaft.

energis

## Frauke Eckhardt

Klangkunst

- 1968 geb. in Frankfurt a.M.
- 1991-93 Ausbildung zur Steinbildhauerin, Nürnberg
- 1993-97 Studium an der Akademie der Bildenden Künste, Nürnberg, Bildhauerei bei Tim Scott, Kunst und öffentlicher Raum bei Johannes Peter Hölzinger, Tanzskulptur bei Susanne Kirchner
- 1997-99 Studium der audiovisuellen Kunst bei Christina Kubisch, Hochschule der Bildenden Künste, Saarbrücken
- 1999 Diplom, Meisterschülerin von Christina Kubisch

### Ausstellungen (Auswahl)

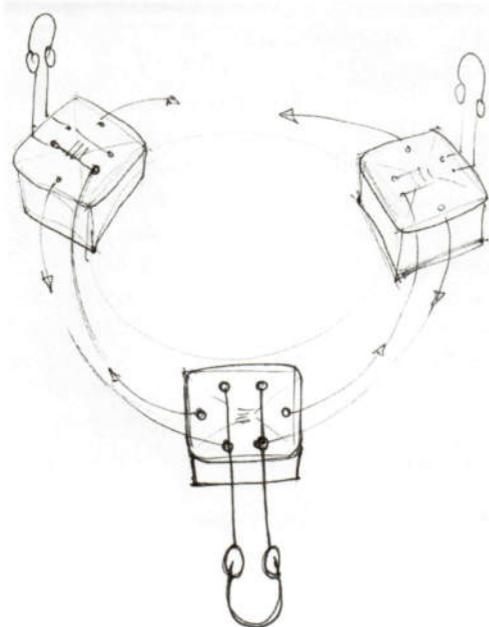
- 1997 *Fluß und Dynamik*, Veitshöchheim  
*Fränkische Straße der Skulpturen*, Lohndorf
- 1998 Permanente Installation der Klangskulptur *Moment*, Berlin  
Grünwald (EA)  
*Klanginseln*, drei Orte der Stadt Ottweiler,  
Sparkasse Neunkirchen (EA)
- 1999 *Straßenmusik*, Performance für den öffentlichen Raum, Saarbrücken  
*Junge Akademie* in der Galerie Buch, Akademie der Künste, Berlin (EA)
- 2000 *Kulturbro 2000*, Kunstmuseum Ystad, Schweden  
*KunstSzeneSaar*, Moderne Galerie, Saarbrücken
- 2001 *Porte donnant sur la voie-2*, öffentlicher Raum der Stadt Metz, Frankreich  
*Künstlertgut Prösitz*, Klosterkirche St. Augustin, Grimma
- 2002 *Werkstatt Junge Kunst*, Akademie der Künste, Berlin  
*Künstler auf Visite*, Anatomie der Universitätsklinik Homburg/Saar  
*Hörspaziergang*, internationales Musikfestival in der Denkmalschmiede Höfgen, Kaditzsch  
*Mein Aldi – Mon Cora – De Lux*, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken  
*Junge Kunst*, Saar Ferngas Förderpreis, W.-Hack-Museum, Ludwigshafen
- 2003 *Junge Kunst*, Saar Ferngas Förderpreis, TuFa, Trier  
*UmRaum – IchZeit*, Kulturfoyer Saarbrücken (EA)  
*Künstlertgut Prösitz*, Klosterkirche St. Augustin, Grimma  
*Echo – Skulptur&Klang*, internationales Musikfestival, Denkmalschmiede Höfgen, Kaditzsch  
*Robert Schumann Preis*, Villa Vauban, Luxemburg
- 2004 *Open a.i.r., Die Höge*, Högenhausen  
*Departure/Arrival*, Stadtgalerie Saarbrücken



### Stipendien, Preise

- 2000 Stipendium des Künstlertguts Prösitz  
*Saarpfälzischer Kunstpreis*, Bexbach
- 2001 Stipendium der Akademie der Künste, Berlin,  
Förderstipendium der Landeshauptstadt Saarbrücken
- 2002 Stipendium des Künstlertguts Prösitz
- 2004 Stipendium Künstlerinnenhof  
*Die Höge*, Högenhausen

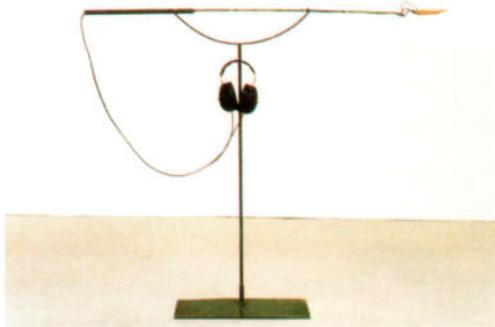
zahlreiche Veröffentlichungen



### Trio

Interaktive Klangobjekte, 3/2003  
 Hocker, Sitzkissen, Schallwandler, Verstärker,  
 Kopfhörer

Der Besucher ist aufgefordert, auf einem der drei im Kreis angeordneten Hocker Platz zu nehmen. Unterhalb der Sitzkissen befinden sich sechs Schallwandler, die deren Klänge aufnehmen und stereoakustisch an den Kopfhörer weiterleiten. Zwei von ihnen sind je einem Nachbarhocker zugeteilt, wodurch auch die Nachbarn mithören können. Deren Klänge werden entfernt und räumlich zugeordnet wahrgenommen. Eine sehr intime Kommunikation kann schon bei kleinen Gewichtsverlagerungen stattfinden. *fe*



### RaumKlangRezeptoren

Klanginstrumente, 10/2001  
Stahl, Mikrophone, Verstärker,  
Lautsprecher, Gehörschutz

Die RaumKlangRezeptoren sind eine Gruppe von mehreren Instrumenten, mit denen der Rezipient Klänge aus dem konkreten Raum abnehmen und unmittelbar wahrnehmen kann. Die Instrumente besitzen je einen Klangrezeptor, in dem über Mikrophone die Klänge aufgefangen und an den Kopfhörer weitergeleitet werden. In den Gehörschalen sind die Außengeräusche stark reduziert, wobei gleichzeitig die erzeugten Klänge verstärkt über die Lautsprecher wiedergegeben werden. Die Klangrezeptoren konzentrieren sich auf unterschiedliche Raumkomponenten: mal ist es die Oberflächenstruktur der raumbegrenzenden Körper, die stereoakustisch abgetastet werden kann, mal ist es der Luftraum, aus dem die Klänge isoliert und akustisch verschoben werden können. Mit der Wahl des Instruments trifft der Rezipient die Entscheidung, welchen Aspekt des Raums er wahrnimmt, in welchen Raum er eintaucht. fe

### Gegenüber

Interaktive Raum-Klang-Installation  
Künstlertgut Prösitz, 8/2000  
2 Strohbälle, 4 Mikrophone,  
2 Verstärker, 4 Lautsprecher

Zwei Strohbälle sind im ehemaligen Stallraum zwischen den zentralen Säulen sich gegenüberliegend positioniert und laden den Rezipienten zum Sitzen ein. In jedem Strohballe befinden sich Körperschallmikrophone. Sie nehmen die entstehenden Geräusche des Stroh auf und leiten diese verstärkt auf die am jeweils gegenüberliegenden Ballen befindlichen Lautsprecher unmittelbar weiter. Durch die Anordnung der Lautsprecher im Raum verfängt sich der Schall im Deckengewölbe. Der optisch schlichte Aufbau wirkt akustisch irritierend. Die „Antwort“ scheint nicht von gegenüber, sondern von oben zu kommen. fe





### Auditorium

6/2003

10 Stühle, Schallwandler,  
Verstärker, Lautsprecher, Kabel

Zehn verschiedene Stühle sind nach einem Raster im Raum verteilt angeordnet und mit Schallwandlern ausgerüstet. Diese leiten die beim „Besitzen“ entstehenden Klänge an die Verstärker weiter. Der dazugehörige Lautsprecher befindet sich jeweils unter einem anderen Stuhl. Es ist eine Form-Klang-hier-dort-dich-mich-Vorstellung der Besucher. fe



## Sichtbares hörend

### wahrnehmen

Zwei kurze Annäherungen an die mobile Klangkunst von Frauke Eckhardt

Von Stefan Fricke

Daß die Bildhauerei in den letzten Jahrzehnten partiell das Akustische, das Musikalische für sich erschlossen hat, ist das Verdienst von Joseph Beuys (1921-1986). Es ist zugleich sein Testament. Wie kein anderer plastisch arbeitender Künstler, und als Bildhauer verstand sich Beuys zeitlebens, hat er Substanz und Bedeutung skulpturaler Arbeiten auf ein gänzlich neues Niveau gebracht. Seine Konzeptionen und Realisationen von Plastik haben ein bis dahin ungeahntes Potential künstlerischer, kreativer und sozialer Energie freigesetzt. Sein aus Geschichte und Tradition der Plastik entwickelter „erweiterter Kunstbegriff“ markiert eine Perspektive, die der Starrheit des Kunstobjekts und seiner Produktion eine harsche Absage erteilt. Plastik – so Beuys – ist „ein Begriff, der nicht tief genug gefaßt wird.“ In anderen Worten: „Plastik ist alles [...] Plastik ist schlechthin das Gesetz der Welt.“ Und für das Erfassen dieses Weltprinzips erkannte er im Ohr das wesentliche Wahrnehmungsorgan: „Das Ohr muß gesehen werden als ein plastisches Rezeptionsorgan [...], das Ohr ist besser in der Lage, Plastiken aufzunehmen, als das Auge.“ Aus diesen Überlegungen heraus, durchaus beeinflusst von den musikalischen Ideen von Fluxus und von John Cage, integrierte Beuys selbst Akustisches in seine Arbeiten und artikulierte einen anthropologischen Musikbegriff, der sämtliche existenten und imaginierten Schallwellen einschließt und auf das Erfassen des vieldimensionalen Raumes, der energetischen wie der sozialen „Klangwelt“ zielt.

Frauke Eckhardt, selbst ausgebildete Bildhauerin, knüpft mit ihren Arbeiten an das

Beuys'sche Erbe an, indem sie das Ohr als essentielles Wahrnehmungsorgan in ihren Installationen und mobilen RaumKlangErkundungsskulpturen verankert. Wie kaum eine andere Künstlerin ihrer Generation ist in ihrer plastischen Kunst das geborgen, was Beuys einmal „ein Suchen nach der wirklichen Gestalt der Dinge“ genannt hat. Ein solches Suchen formuliert Frauke Eckhardt in ihren Arbeiten als Spiel und Prozeß, sie aktiviert Entdeckungslust und Erforschungsdrang, animiert, die Welt mit den Ohren neu zu sehen.

|| Von Joseph Beuys stammt das bekannte Diktum: „Jeder Mensch ist Künstler.“

Daß er Anfang der 80er Jahre auch den Satz prägte „Jeder Mensch ist Musiker“, blieb indes völlig unbeachtet. Den meisten Menschen gilt Musik zwar als etwas, das sie lieben, benötigen und bewundern, doch verzichten sie in ihrem Musikleben auf die Entfaltung der eigenen schöpferischen Fähigkeiten. Statt selbst mit den akustischen Möglichkeiten zu spielen und zu experimentieren, überlassen sie das Musikmachen mit erschreckend wachsender Tendenz eher den Virtuosen und den Experten. Genau an diesem sozialen Mangel, der zugleich ein ästhetischer Defekt unserer Gesellschaft ist, setzt die Klangkunst von Frauke Eckhardt ein. Die Künstlerin modelliert mit ihren Objekten und Installationen eine Musik für Passanten, eine Musik zum Selbermachen. Ihre Audio-Vehikel *Klangmobil* (1999) und *Klangroller* (2000) – ebenso ihr interaktives Kakteen-Environment *Klanglandschaft* (2002) – laden uns dazu ein, selbst Komponist zu werden. Sobald wir die technisch raffinierten

*Klangmobil, Klanginstrument für den öffentlichen Raum, 4/1999, Stahl, Holz, Bambus, Mikrophone, Audioequipment*





Klangroller, *Interaktive Klanginstrumente*, 9/2002, Stahl, Bambusrohr, Mikrophone, Verstärker, Kopfhörer



Klanglandschaft, *Klangobjekt*, 1/2002, Kakteen, Erde, Plexiglas, Stahl, Kontaktmikrophone, Audioverstärker, Kopfhörer

und doch leicht zu bedienenden Fahrzeuge benutzen, aktivieren wir automatisch unser Potential als Musiker. Denn alle beschrittenen Wege sind immer auch Klangspuren, die Eckhardts mobile Geräte mittels Mikrophonierung (teils plus Aufzeichnung) subtil hörbar machen. Die so vorgenommenen Ortserkundungen, die durch die Wahl des Weges und der Geschwindigkeit individuell beeinflussbar sind, liefern ungewohnte akustische Erfahrungen. Was wir sonst überhaupt nicht oder niemals in dieser Prägnanz wahrnehmen, sind jene Klänge, die wir selbst bei der Fortbewegung erzeugen – stets auf der Basis der dabei von uns berührten Elemente und ihrer jeweili-

gen Beschaffenheit. Ein Aufeinandertreffen von Beweglichkeit und Vorhandenem, das durchaus vergleichbar ist mit dem traditionellen Komponieren, das mit einem gewissen Tonvorrat, einem Instrumentenarsenal und anderen existierenden Parametern operiert, um damit eine Partitur als Voraussetzung des erdachten Musikstücks zu schaffen. Einen Notentext aber schreibt Frauke Eckhardt nicht. Sie konstruiert allein die Prämissen, um die konkrete Welt als stetig wandelbare Partitur erfahren zu können. Zugleich läßt sie uns so als Komponisten wie Interpreten agieren, eben als Beuys'schen Musiker, der seine eigene ästhetische Produktivität zu nutzen lernt.

**DIALOGIKA** 

wir erfinden software

Dazu gehören Können, Phantasie und Mut.  
Diese Werte bestimmen unseren Stil  
und prägen unsere Entwicklungen.  
Qualitativ hochwertige Software  
wird bei DiaLOGIKA im Team entwickelt.  
Seit über 20 Jahren.  
Zum Wohle unserer Auftraggeber und Partner  
in Deutschland und Benelux.

[www.dialogika.de](http://www.dialogika.de)

## Wunder über Wunder

Odilienberg – Landschaft um eine Heilige

Von Georg Bense

**W**ahrscheinlich habe ich die Liebe zum Elsaß geerbt. Mein Vater wurde in Straßburg geboren und bekam an Kaisers Geburtstag eine Kaisersemmel, während mein Großvater auf dem Hof der roten Backsteinkaserne strammstehen mußte. Am Nachmittag fuhr die Familie nach Obernai, mein Großvater deutete auf den Kornspeicher, wobei er nicht genau wußte, ob 15. oder 16. Jahrhundert, und auf den Brunnen mit der Statue der heiligen Odilia. Ein paar Straßen weiter konnte man hinter den Häusern die blaue Linie der Vogesen sehen. Ganz vorne lag der Odilienberg und mein Großvater, obwohl durch und durch Soldat, erzählte die rührselige Geschichte der heiligen Odilia, die mein Vater den Rest

seines Lebens als Kokolores bezeichnet hat, denn er hielt nichts, aber auch gar nichts von Wundern und Heiligen. Eine Meinung, der ich mich angeschlossen habe. Obwohl – beim Anblick des Odilienberges am Abend bei Sonnenuntergang oder mit Regenbogen nach einem Gewitter oder auch zwischen den Wolkenfetzen eines Schneeschauers empfinde ich das Ungewöhnliche, die Magie dieses Berges und der Landschaft ringsum. Aber vielleicht hängt das mit meiner Liebe zum Elsaß zusammen.

André Hallays, Autor: *„Um das Geheimnis des elsässischen Schicksals zu begreifen, ist kein Ort so geeignet wie der Odilienberg.*

*Unterwegs zu einer Heiligen. Touristen, Pilger.*

***Fenster nach Frankreich***



**„Oh, Odilia, erwecke unseren Glauben!“**

Vierzig Kilometer hinter Straßburg – Vogesenkämme.

**„Gar froh wir zu Dir eilen, Sankt Odilia!“**

Autobahnabfahrt Obernai. Letzte Sonnenstrahlen tasten über die Konturen der Bergkette.

**„Sankt Odilia, wir flehen zu Dir!“**

Dämmerung eines Vorsommertages. Marktplatz Obernai. Treffpunkt mit einer Heiligen.

„Sainte Odile, priez pour nous!“

Die Heilige, aus Stein gehauen, schaut von einer Säule auf den Brunnen, den Marktplatz und die Menschen. In sich gekehrt, steht sie

da, den Berg mit dem Kloster im Rücken. Obernai gilt als Geburtsort der Heiligen.

„Du bist unsere Königin!“

Der Kleinbus der Pilger wartet in einer Seitengasse.

Legende: *„Es war im 7. Jahrhundert, als dem Fürsten Etichon, Herzog des Elsaß, eine blinde Tochter geboren wurde. Aus wütender Enttäuschung, keinen Sohn bekommen zu haben, gab er den Befehl, das Kind zu töten. Doch Bereswinde, seine Frau, ließ die Tochter in ein entferntes Kloster nach Burgund bringen. Als sie dort im Alter von 14 Jahren getauft wurde, konnte sie plötzlich sehen und erhielt den Namen Odilia – Kind des Lichts.“*

Alle haben der Fremdenführerin das Heftchen abgekauft. „Geben Sie, was Sie wollen, es dient einem guten Zweck!“ 1936 wurde die



linke Seite:

Mont Ste. Odile, Kloster; Photo © Sebastian Klöckner

oben:

Frontseite des Klosters Ste. Odile;

Photo © Sebastian Klöckner

links:

Statue der heiligen Odilia

heilige Odilia offiziell zur Schutzpatronin des Elsaß erklärt.

### „Oh, Odilia – Du des Landes Stolz und Zier!“

Charles Wackenheim, Historiker: *„Im Wesentlichen beruht die volkstümliche Biographie der Heiligen Odilia auf einer frommen Erzählung aus dem 9. Jahrhundert, der Vita sanctae Odiliae, die in der Schweiz aufbewahrt wird. Dieser an wunderbaren Anekdoten reiche Bericht ist ein Kleinod mittelalterlicher Heiligengeschichte.“*

Am nächsten Morgen. Auffahrt zum Odilienberg. Landschaften in der Landschaft. Quadrate mit Reben, Rechtecke mit Obstbäumen grenzen an Häuser, die sich zu Dörfern sammeln. Hinter Ottrott, wo der Rouge d' Ottrott, der einzige elsässische Rotwein, angebaut wird, beginnt die Straße zu steigen. Sachte, dann mehr und mehr. Die Legende im Kopf, Kurven und Serpentinien. Morgenlicht

zwischen Tannen und Laubbäumen. Dann nur noch Tannen. Hoch. Still. Magie zwischen den Stämmen. In Straßburg, Colmar und Obernai machen sich Busse auf den Weg. Die Hochkönigsburg, Liebling Wilhelm II., und der Odilienberg sind touristische Anziehungspunkte des Elsaß. Pilgerfahrten mit Erlebnischarakter sind gefragt. Nicht nur nach Rom, Lourdes oder Fatima. Zu den großen Namen des Religionstourismus gehört auch der Mont Ste. Odile.

Legende: *Nachdem Odilia auf wunderbare Weise bei der Taufe ihr Augenlicht wiedererlangt hatte, wollte sie ihre Eltern sehen. Mutter und Bruder holten sie zurück auf die Hohenburg, die ursprünglich auf dem heutigen Klosterberg stand. Der Vater, außer sich vor Wut darüber, hintergangen worden zu sein, erschlug den Bruder. Aus Reue über die jähzornige Tat, nahm er die ungeliebte Tochter auf, wollte sie schleunigst verheiraten. Doch Odilia verweigerte sich und schwor, ihr Leben Gott zu weihen.*

*Schließlich gab der Vater nach und schenkte ihr die Hohenburg, damit sie dort ihr Kloster bauen konnte.*

Letzte Kurve. Die Straße teilt sich: Rechts nach Struthof, einziges deutsches KZ auf französischem Boden, wo gefoltert und gemordet wurde wie in Auschwitz oder Dachau oder Theresienstadt oder ... Die Busse halten sich links, die Menschen schauen nach vorne. P 1 bis P 5. Autos und Busse arrangieren sich. Ankunft vor dem Kloster.

**„Oh, Odilia, Kind des Licht.“**

Eintritt durch das mächtige Torhaus. Vor dem Besucher liegt der Hof, Gebäudeteile, Eingänge, Fenster über Fenstern, Mauern und Stufen. Ein riesiger, strenger Komplex vor, neben und links vom Betrachter. Rechts, unverbaut, weit und blau der Himmel über der Ebene. An Regentagen ein Wolkenmeer mit steinernem Schiff, das einer Heiligen gehört, nach Sonnenuntergang dunkelblaues Gewölbe über einem Netz aus Lichtknoten und Fäden. Schönheit der Weite. Sinn für Ferne und Horizont. Wer hier steht, hat die Heilige zur Rechten, das Kloster segnend, den Berg und die Ebene. Links, vage im Dunst, die Nadel des Straßburger Münsters.

Maurice Barrès, Schriftsteller: *„Es gibt Stätten, wo der Geist weht, die die Seele aus ihrer*



Hortus deliciarum (von oben nach unten):

Adam und Eva bei der Arbeit

Turmbau zu Babel

Verkündigung der Geburt Christi

*Lethargie aufschrecken; vom Geheimnis umhüllte und gebaute Stätten, seit aller Ewigkeit auserwählte Orte der religiösen Erhebung zu sein. Es sind dies Tempel im Freien.“*

Kapellenrundgang. Folge der Linie der Felskanten! Häuschen mit spitzen Dächern, Fresken und Kerzen. Odilienkapelle, Tränenkapelle, Engelkapelle. Die Klosterkirche überragt alle. Immer wieder Ausblicke mit wechselnden Horizonten. Der heilige Berg des Elsaß ist ein 600 Meter hoher Gebirgsvorsprung, der steil und abrupt in die Rheinebene abfällt. Verborgene unter Tannen, Waldwege, der alte Pilgerpfad, der immer noch von Ottrott heraufführt. Steil und beschwerlich, bis zum Odilienbrunnen, an dem auch die Straße ins Tal nach St. Nabor vorbeiführt.

Inschrift: *„Hier schlug ihr Stab den Felsen auf, dem kranken Aug zum Heile. Oh Pilger hemme deinen Lauf und bekennd hier verweile, daß Gott auch deine Seel' erhelle bei Sankt Odilias Wunderquelle!“*

„Lachen Sie nicht“, sagt Charlotte aus Duttlenheim. „Ich glaube fest daran!“ Die Legende vom blinden Bettler, den Odilia mit Quellwasser sehend machte, gehört zu den berühmtesten Wundern der Heiligen, macht sie zur Schutzpatronin der Blinden. „Früher brauchte ich eine starke Brille, jetzt fahr ich sogar Auto, – ohne ...! Mir hat das Wasser geholfen.“ *Evian* steht auf Charlottes Plastikflaschen. Unregelmäßig kommt sie, um Wasser zu holen, alle paar Wochen wie die meisten, die unentwegt ihr Glück im Unglück suchen. Der Wind weht den Berg hinunter, bewegt die schwimmenden Blätter auf der Oberfläche des heiligen Wassers. Das Geräusch eines Heißluftballons unterbricht die Stille.

Bestimmt von der Thermik gleiten die Ballonfahrer auf unbestimmten Luftpfaden über das Kloster, das wie eine Festung über dem Berg liegt. Wechselnde Perspektiven. Wälder und Straßen. Wege quer durchs Gebirge folgen klammigen Schluchten, schmalen Tälern, die sich mal hier, mal dort verbreitern. Hell und freundlich, Dörfer, Weiler, Höfe. Düster, Reste von Industrien, die Geschichte sind. Der Ballon steigt.

Vom Hochplateau des Champs du Feu geht der Blick hinunter nach Klingenthal, wo über Jahrhunderte das Eisen geschmiedet wurde. 13 Säbel pro Stunde war das Soll im Namen des Königs. Als sich die Kriege neuen Zeiten anpaßten, kamen die Klingen zum Hauen und

Stechen ins Museum. Mit Sichel und Sensen war auf Dauer kein Geschäft zu machen. Das Museum *Aux Armes Blanches* ist nicht täglich geöffnet.

Die Ballonfahrer schauen auf Uhr und Karten. Über Waldersbach im Steintal schläft der Wind ein, der Ballon steht über dem Dorf und der Odilienberg ist nur noch eine Richtung. Im Tal werden die Schatten länger, graue Häuser verlieren Konturen. Eine einsame Gegend. Abgelegen und berühmt.

Georg Büchner, Dichter: *„Den 20. Jänner ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen (...) Es war naßkalt. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in der feuchten Luft.“* – die sooft über den Vogesen hängt.

Es war im Jahr 1778 als der Sturm- und Drang-Dichter Jakob Michael Lenz ins Steintal kam, um Johann Friedrich Oberlin zu besuchen. Der war Pastor von Waldersbach und der Mensch interessierte ihn als Ganzes. Mit Hilfe von Schattenrissen studierte er die Physiognomien seiner Gemeinde. Versuchte Seele und Natur in Einklang zu bringen.

Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer: *„Aus der Natur spricht die Stimme Gottes und die Geschichte ist ein Erziehungswerk Gottes an der Menschheit. Gott will keine Armut, weil sie den Menschen in Unfreiheit hält.“*

Oberlin war in erster Linie Seelsorger. Doch sein großes Interesse galt dem Unterrichten an den Schulen, dem Bildungsstand der Kinder. Hinterlassen hat er ein umfassendes Werk auf pädagogischem, sozialem, ökonomischem und landwirtschaftlichem Gebiet. ‚Papa Oberlin‘ steht auf dem Grabkreuz.

Claude Keflin, Autor: *„Mit seinem Engagement gegen die Armut im Tal gründete Oberlin sogenannte Salles d'Asyle. Dort konnten Eltern ihre Kinder hinbringen, ehe sie zur Arbeit in den Wald oder auf die Felder gingen. So waren die Kleinen im Warmen, bekamen etwas zu essen und man kümmerte sich um sie. Eine Einrichtung, die Aufsehen erregte, nachgeahmt und zum Vorläufer der ‚Ecole Maternelle‘ wurde, einer Art Vorschule, die man heute überall in Frankreich findet.“*

Waldwege rund um den Odilienberg. Wurzeln liegen quer. Tannennadeln. Hinter sich das Kloster, immer geradeaus. Niemand kommt entgegen. Mittagspause. Der Ort des Geschehens ist eingezäunt. Maschendraht mit

eingeflochtenen, kleinen, symbolischen Flugzeugen aus Rinde oder Papier. Gedenktafel mit Namen. Kein Laut auf der riesigen Lichtung, die sich von der Felskante durch den Wald erstreckt. Gezogen von ausgefahrenen Rädern, von Tragflächen, die abrissen.

Nachricht. News. Information: 20. Januar 1992: „Straßburg: Beim Landeanflug auf den Flughafen Straßburg-Entzheim zerschellte ein Airbus A 320 in 600 Metern Höhe am Odilienberg in den Vogesen. Das Unglück ereignete sich bei dichtem Schneetreiben. Die Maschine der Fluggesellschaft Air Inter riß 87 Menschen in den Tod, darunter die beiden Piloten. Neun Insassen überlebten die Katastrophe.“

Odilienberg, Stätte ewiger Anbetung. Tag und Nacht. Seit 1931 treffen sich Gläubige, um in der Klosterkirche am Altar der Heiligen zu beten. Sie kommen für eine Woche, lösen sich ab. Zweiergruppen im 24-Stunden-Rhythmus. Pilger bleiben meist eine Messe lang. Bitten und Beten. Für ihre Ehe, um einen Arbeitsplatz, für die Gesundheit.

### **„Heilige Odilia, Beispiel der Geduld und der Sanftmut.“**

Ständiges Kommen und Gehen. Touristen bewundern die geschnitzten Beichtstühle der Klosterkirche, die Intarsien des Kreuzweges von Charles Spindler, dem berühmtesten Jugendstilkünstler des Elsaß, der 1865 in eine unruhige Zeit hineingeboren wurde. 1870 waren das Elsaß und Nordlothringen von den Deutschen als ‚Reichsland‘ annektiert worden. Wenig später forderten Künstler europaweit die ‚Einheit von Schönheit und Notwendigkeit‘. Auch der junge Spindler begeisterte sich für das Neue, für den Jugendstil. Die räumliche Trennung von seinen Kollegen auf der anderen Seite der Vogesen, wo im nahen französischen Nancy Gallé und Majorelle Triumphe feierten, zwang Spindler, sich Richtung Deutschland zu orientieren. In seinem Atelier in St. Leonard, am Fuße des Odilienberges, entstand die elsässische Variante des Jugendstils.

### **„Heilige Odilia – Richtschnur für Gott geweihte Jungfrauen!“**

Seit der Zerstörung des Klosters 1546 gibt es den ursprünglichen Frauenorden nicht mehr.

Die wenigen Schwestern, die noch um 17 Uhr zur Vesper das Stundengebet singen, gehören einer aktiven Kongregation an. Je nach Ausbildung sind sie für verschiedene Bereiche des Klosterbetriebs zuständig.

Legende: „In ihrem neu gegründeten Kloster versammelte Odilia junge Mädchen um sich, die wie sie entschlossen waren, ihr Leben gemeinsam dem Gebet und der Nächstenliebe zu widmen. An der Spitze dieses ersten Frauenklosters am Ostrand der Vogesen entwickelte die junge Äbtissin eine rege Tätigkeit. Sie ließ einen Kreuzgang, eine Klosterkirche und eine Johannes dem Täufer geweihte Kapelle errichten. Wegen des schwierigen Zugangs zur Abtei gründete Odilia am Fuß des Berges ein zweites Kloster: Niedermünster, wo sich vor allem für Arme und Kranke eingesetzt wurde.“

### **„Heilige Odilia – Lilie unversehrter Reinheit.“**

Das gemeinsame Gebet nahm den wichtigsten Platz im Leben der Ordenfrauen ein. Es gab der körperlichen und geistigen Arbeit, aber auch der Betreuung von Armen und Kranken Sinn und Wert. Ordensregeln und Bekenntnisse, die auch als Anleitung zur Erziehung adeliger Mädchen und Novizinnen dienen konnten. Im 12. Jahrhundert entstand der berühmte *Hortus Deliciarum* (‚Paradiesgarten‘) der Äbtissin Herrad von Landsberg. Die bunt illustrierte, fromme Enzyklopädie der Superlative, mehrfach kopiert, erzählt und interpretiert biblische Geschichten. Von Adam und Eva bis zu den göttlichen Geboten und ihrer ewigen Mißachtung. Das aus 314 Blättern bestehende Original mit 344 Miniaturen und 45 Tausend Zeilen Text verbrannte 1870 bei der Beschießung von Straßburg.

Neben den geistlichen Wonnen bietet der Odilienberg auch weltliche. Durch hallende Gänge, vorbei an Fresken aus dem *Hortis Deliciarum* gelangen Pilger und Tourist zu den Speisesälen. Gut elsässisch wird hier gekocht. Küche und Keller sind, wie auch das klosterreigene Hotel, gut sortiert und organisiert. Leberknödel mit Kraut, Zanderfilet in Riesling, vielleicht auch Choucroute oder Baeckeoeffe, die kulinarischen Wonnen im Schatten der geistlichen haben ihre Qualität. Manchmal macht Monsieur l'Abbé, der nicht selten auch „Monsieur le Directeur“ genannt wird, die ‚Tour du Restaurant‘, wünscht „Guten Appetit“ nach links, „Bon appetit“ nach rechts.



Heidenmauer auf dem Mont Sainte Odile; Photo © Sebastian Klöckner

**„Heilige Odilia – Du Licht zur Erleuchtung unseres Geistes!“**

Höhepunkt, der Besuch der Odilienkapelle. Gebet am Sarkophag der Heiligen. Siebzehn Brände und Zerstörungen soll er überstanden haben. Mindestens ebenso viele Geschichten werden über ihn erzählt. Unzählige Gebete wurden vor ihm gesprochen.

Papst Johannes Paul II.: *„Schenke dem Elsaß die Treue zum ererbten Glauben und erhalte ihm den lebendigen Willen, mit Großmut der Kirche zu dienen durch viele Priester- und Ordensberufe.“*

Der Abend kommt. Der Himmel senkt sich auf die Baumwipfel, verspielt sich in den Ästen, auf dem Boden verschwinden die Schatten. Der Weg führt vorbei an Steinen neben Steinen. Übereinander gelegt. Zur Reihe, zur Mauer geordnet. *Mur paien* – Heidenmauer nennt man den Wall aus vorchristlicher Zeit, nach geheimnisvollen Berechnungen aufgeschichtet zum Schutz von Menschen und Häusern. Ein archäologisches Rätsel, zehn Kilometer lang, bergauf und bergab. Magische Faszination in Geraden und Mäandern. Die

Straße nach Ottrott unterbricht die Mauer. Auf dem Waldparkplatz stehen zwei Busse.

**„Heilige Odilia, die Du dem Elsaß das Andenken Deiner Tugenden als herrliches Erbe hinterlassen hast, – bitte für uns!“**

Seit Jahren komme ich hin und wieder auf den Odilienberg. Zu verschiedenen Zeiten. Im Frühjahr, wenn in der Ebene die Obstbäume blühen, im Winter, wenn sich die Heidenmauer im Eisregen duckt, oder im Sommer, wenn die Ebene nach Sonnenuntergang ihr Netz aus Lichtpunkten auslegt. Dann wird die steinerne Heilige zum unwirklichen Schatten hoch über der Ebene, den Menschen und Autos hinter sich lassen. Den ich in meinen Gedanken mitnehme, nach Saarbrücken, so wie jetzt oder morgen oder irgendwann einmal. Das hängt mit meiner ererbten Liebe zum Elsaß zusammen, über die Odilia schon seit Jahren ihre schützenden Hände hält.

Monographien

Quellentexte

Festivalprogramme

PFAU

Neue Musik

PFAU-Verlag

Postfach 102314

D 66023 Saarbrücken

Fon +49 681 4163394

Fax +49 681 4163395

e-mail: info@pfau-verlag.de

# Frauke Eckhardt

## UmRaumlchZeit

hrsg. von Stefan Fricke

48 S., zahlr. farb. Abb., br., mit CD

ISBN 3-89727-224-5, EUR 18,00

Aus dem Inhalt:

HORST GERHARD HABERL CyberGloves für die Ohren

CHRISTINA KUBISCH «Ich höre was, was Du nicht siehst». Zu den mobilen Klanginstrumenten von Frauke Eckhardt

FRAUKE ECKHARDT Klang als Material zur raumzeitlichen Wahrnehmung

ERNEST W. UTHEMANN Die Welt als Instrument

THOMAS MILLROTH Musikalische Frottage



[www.pfau-verlag.de](http://www.pfau-verlag.de)

# Zwischen strukturellem Wandel und engagierter Aufführungspraxis

Zur Geschichte des  
Saarländischen Staatsorchesters  
Teil III: 1964 bis 1983\*

Von Sebastian Hanusa

## Eine Notlösung als Glücksgriff

Drei höchst unterschiedliche Dirigentenpersönlichkeiten bestimmten zwischen 1964 und 1985 die Geschicke des heutigen *Saarländischen Staatsorchesters*. Siegfried Köhler, der in der Spielzeit 1964/65 die Nachfolge von Philipp Wüst antrat, von 1974 an für drei Jahre Christof Prick und ab 1977 Matthias Kuntzsch. Zugleich vollzogen sich in jenen Jahren grundlegende Veränderungen in Spielbetrieb und Struktur des Saarbrücker Theaters und seines Orchesters: Sukzessive übernimmt das Land die Trägerschaft des vormaligen *Stadttheaters*, das Orchester steigt allmählich innerhalb der Tarifordnung der deutschen Orchester auf (siehe hierzu S. 66f.) und die Veränderungen in den Opern- und Konzertprogrammen stehen exemplarisch für die Entwicklung des deutschen Musikbetriebs.

Die Wahl Siegfried Köhlers zum neuen Generalmusikdirektor des Saarbrücker *Stadttheaters* Ende 1963 sollte sich als Glücksgriff erweisen – und war zunächst eine Art „Notlösung“. Philipp Wüst, der seit Ende des Krieges die Geschicke des Saarbrücker Orchesters als GMD geleitet hatte, wurde mit dem Ende der Spielzeit 1962/63 pensioniert, und innerhalb der Stadt hatte es eine fast einjährige Diskussion um seine Nachfolge gegeben.<sup>1</sup> Mitte März hatte man sich schließlich auf Ernest Bour geeinigt, der jedoch, als überraschend Hans Rosbaud starb, dessen Nachfolge als Chefdirigent des

*Rundfunk-Sinfonieorchesters* des SÜDWESTFUNKS antrat und somit für Saarbrücken nicht mehr zur Verfügung stand. Nachdem Philipp Wüst um eine weitere Spielzeit verlängert hatte, fand man schließlich in Siegfried Köhler einen geeigneten Nachfolger.

Den gebürtigen Badenser hatte sein Weg zuvor über die Theater in Heilbronn, seiner Heimatstadt Freiburg und in Düsseldorf an die Kölner Oper geführt. Dort war er seit 1957 als Kapellmeister verpflichtet und hatte nach dem Weggang von Wolfgang Sawallisch in der Spielzeit 1963/64 zusätzlich das Amt des kommissarischen GMD übernommen. So konnte er nicht nur bereits auf eine beachtliche künstlerische Erfahrung zurückblicken – die Kölner Oper war damals eines der führenden deutschen Opernhäuser mit regelmäßig knapp vierzig verschiedenen Opern im Repertoire –, sondern hatte auch Erfahrungen in der administrativen Führung eines großen Hauses sammeln können.

Als Köhler im Herbst 1964 an die Saar kommt, trifft er auf einen Intendanten Hermann Wedekind, der vier Jahre zuvor mit dem Motto *Kunst kennt keine Grenzen* angetreten war und mit dem in Saarbrücken eine neue Ära des Theaters begonnen hatte. Explizit verstand Wedekind das Theater als politischen Ort, der jenseits parteipolitischer Interessen zu gesellschaftlichen Fragen Stellung zu beziehen habe, Diskussionen anstoßen solle und zugleich im Geiste der Aufklärung als moralische Anstalt zu fungieren habe. Im Vorwort zum Spielplan seiner ersten Saison schreibt Wedekind programmatisch: „*Das Theater ist der Raum, in dem sich alle Menschen über Parteien, Konfessionen und nationale Grenzen hinweg, durch den Genius der Menschheit erheben, im Erlebnis der spielenden Gemeinschaft begegnen und verstehen können.*“<sup>2</sup>

Zentrales Projekt Wedekinds waren die *Internationalen Theatertage*. Jeweils ein Partnerland präsentierte innerhalb einer Festwoche einen reprä-

\*Der erste Teil der *Geschichte 90 Jahre Orchester in Saarbrücken* erschien in den SAARBRÜCKER HEFTEN Nr. 87/2002, der zweite Teil in Nr. 89/2003.

<sup>1</sup> Siehe hierzu auch Teil II zur *Geschichte des Saarbrücker Staatsorchesters von Alexander Jansen*, SAARBRÜCKER HEFTE, Nr. 89/2003, S. 123-134.

<sup>2</sup> Hermann Wedekind, *Vorwort zum Jahresprogramm des Stadttheaters Saarbrücken zur Spielzeit 1960/61*, o.S.

## Die Tarifordnung der Kulturorchester

Daß die Vergütung der deutschen Orchestermusiker 1938 mit der *Tarifordnung Kulturorchester* (TO.K.) auf eine bis heute gültige Basis gestellt wurde, verdankt sich in erster Linie der nationalsozialistischen Kulturpolitik. Der Pflege der klassischen Orchestermusik – insbesondere der „deutschen Meister“ – kam eine zentrale Rolle in der kulturellen Volksbildung im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie zu. Es galt, den Einfluß der als entartet und „jüdisch“ eingestuften Unterhaltungsmusik – insbesondere des Jazz – und der musikalischen Avantgarde zu unterbinden, indem man die öffentlichen Sinfonie- und Opernorchester auf eine solide materielle Grundlage stellte. So schrieb Peter Raabe, GMD in Aachen, zwischen 1935 und 1945 Präsident der Reichsmusikkammer und maßgeblich an der Einführung der TO.K. beteiligt: *„Wenn die Musik im Dritten Reich allmählich [...] an das Volk herankommen und ihm Freude bringen soll, die es zur Arbeit und zum Lebenskampfe stählt, so muß vorher mit eisernem Besen ausgekehrt werden, was diesem Volke den Sinn mit Unkunst vernebelt.“*<sup>1</sup> – und an anderer Stelle: *„Der entscheidende Einfluß bei allem, worauf es hier ankommt, lag bei den Juden. Jüdisch waren sehr viele Unterhal-*

sentativen Ausschnitt aus seinem aktuellen Theaterschaffen. Es gab die verschiedensten Gastspiele, vornehmlich Sprechtheater, aber auch Ballett, Konzerte und Musiktheater. Die *französischen und Schweizer Theatertage* machten den Anfang, später waren es dann vor allem Länder Mittel- und Osteuropas. In der Spielzeit 1965/66 ist – um nur einige zu nennen – Polen das Partnerland, und als Eigenproduktion im Musiktheater, jedoch mit einem polnischen Produktionsteam, gibt es die Oper *Halka* des polnischen Nationalkomponisten Stanislaw Moniuszko, während Wedekind und Köhler im Dezember 1967 Verdis *Othello* in polnischer Sprache und mit dem Danziger Ensemble einstudieren. Bei den jugos-

*tungsmusiker, waren sehr viele Kapellmeister, waren fast alle Vermittler von Kapellen, fast alle Unternehmer von Unterhaltungsmusikveranstaltungen und vor allem die weitaus meisten Komponisten der Musikstücke, die da gespielt wurden.“*<sup>2</sup>

Die TO.K., die auch nach dem Krieg weiterhin gültig blieb, machte die deutschen Orchestermusiker zu kommunalen Angestellten und bildete zugleich die Grundlage dafür, daß Deutschland bis heute eines der Länder mit der höchsten Dichte professioneller Orchester ist.<sup>3</sup> Im einzelnen war die Vergütung der Musiker von der Größe ihres Orchesters abhängig – je größer ein Klangkörper, desto besser die Bezahlung. Diese Regelung ist bis heute ebenso gültig wie die Einstufung der Orchester in Vergütungsklassen, die zunächst eine Abstufung zwischen den fünf Klassen I bis V vorsah, bevor diese 1963/64 neu eingeteilt wurden. Damals führte man die Klassen A bis E ein, wobei A als höchste Stufe nochmals in drei Unterklassen und B und E nochmals in je zwei Unterklassen aufgeteilt wurden. Das Orchester des damaligen *Stadttheaters Saarbrücken* verfügte 1963 über 66 Planstellen und kam damit gerade eben noch in die untere der beiden Tarifklassen B.

Bis in die 70er Jahre ist in der Bundesrepublik eine heute kaum noch vorstellbare Entwicklung zu beobachten: In dem Bestreben,

lawischen Theatertagen in der darauffolgenden Spielzeit dirigiert der Komponist Milko Kelemen im 5. Sinfoniekonzert eigene Werke, auf der Kammerbühne gibt es einen Ballettabend mit Kelemens *Die Verlassenen* und *Der Doppelgänger* und der Uraufführung von András Kovács *Medea*. Und zu den russischen Theatertagen 1968 steuert das Saarbrücker Theater mit Borodins *Fürst Igor* und der deutschen Erstaufführung von Tschaikowskys *Jeanne d'Arc* gleich zwei Produktionen bei – beides inszeniert von Hermann Wedekind und unter der musikalischen Leitung von Siegfried Köhler.

Einen Höhepunkt bildete schließlich der deutsch-georgische Kulturaus-

die Möglichkeiten wie die künstlerische Qualität des eigenen Orchesters zu verbessern, wurde vielerorts die Anzahl der Planstellen erhöht und indirekt, sobald dadurch ein Orchester um eine Vergütungsklasse aufstieg, entsprechend die Bezahlung der Musiker verbessert. Dies hat zur Folge, daß es die Vergütungsklasse E mittlerweile gar nicht mehr gibt und zumindest in den alten Bundesländern nur noch wenige Orchester nach C oder D vergütet werden.

In Saarbrücken hatte man – teilweise bedingt durch die unsicheren ökonomischen Verhältnisse während der französischen Verwaltung – diese Entwicklung ein wenig verpaßt, so daß man befürchtete, im innerdeutschen Vergleich in die Provinzialität abzusinken und insbesondere im Wettbewerb um hochqualifizierte Musiker und renommierte Dirigenten den kürzeren zu ziehen. So sind die Orchester von Mannheim, Kassel, Wiesbaden oder Wuppertal, die Ende der 50er Jahre gleich oder sogar schlechter als das Saarbrücker vergütet wurden, 1971 alle in der bessergestellten Vergütungsklasse B+, die man in Saarbrücken erst in der Spielzeit 1977/78 durch die Vergrößerung auf die erforderlichen 78 Planstellen erreicht. Zu diesem Zeitpunkt werden die Orchester in Mannheim und Wuppertal bereits nach A bezahlt und Ende 1991 werden auch die drei Hessischen Staatsorchester in Kassel,

Darmstadt und Wiesbaden nach A hochgestuft, sogar ohne die dafür nötige Stärke von 99 Planstellen zu haben. Erst jetzt gelingt es mit einem Beschluß des Aufsichtsrats der *Saarländisches Staatstheater GmbH* vom 30. April 1993 eine stufenweise Anhebung der Vergütungen nach A auch in Saarbrücken durchzusetzen, die wegen der angespannten Haushaltslage des Landes jedoch erst im Jahr 2000 abgeschlossen wird.

#### Anmerkungen

1 *Peter Raabe*, Die Musik im dritten Reich – Kulturpolitische Reden und Aufsätze, *Regensburg 1935*, S. 14–15, zitiert nach: *Lutz Felbick*, GMD Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Raabe (Präsident der Reichsmusikkammer 1935–45) und sein Musikkonzept für die Stadt Aachen (veröffentlicht im Internet unter: [www.felbick.de](http://www.felbick.de)).

2 *Peter Raabe*, Um die Unterhaltungsmusik, in: *DIE MUSIK-WOCHE* vom 7.9.1940, S. 309, zitiert nach: *Lutz Felbick a.a.O.*

3 Die Tarifordnung Kulturorchester wurde erst zur Spielzeit 1971/72 durch den vom Deutschen Bühnenverein und der Deutschen Orchestervereinigung (der Interessenvertretung für die Mitglieder der deutschen Orchester und Rundfunkchöre) beschlossenen Tarifvertrag für die Musiker in Kulturorchestern (TVK) ersetzt.

tausch 1973. Unter anderem wurde am Saarbrücker Theater die georgische Nationaloper *Daissi* von Sacharij Paliashwili produziert, Wedekind inszenierte noch im selben Jahr in Tbilissi Wagners *Lohengrin* mit georgischen Sängern, am Pult Siegfried Köhler. Martin Peleikis, der 1970 am Saarbrücker *Stadttheater* als Verwaltungsleiter angefangen hatte, erinnert sich an Wedekinds Georgien-Initiative: „*Er war irgendwie schon ziemlich verrückt. Da macht er sich ganz allein und eigentlich ohne jede Sprachkenntnis auf nach Georgien, nur mit einem Rucksack als Gepäck und immerhin damals schon über sechzig. Als er dann zurückkam, hatte er sein gesamtes Gepäck bis auf seine Krawatte verschenkt*

*und tatsächlich diesen Austausch ermöglicht!*“<sup>3</sup> Als Frucht der Zusammenarbeit schloß Saarbrücken ein Jahr später mit der georgischen Hauptstadt einen Partnerschaftsvertrag ab – den ersten überhaupt zwischen einer Stadt in Westeuropa und einer in der UdSSR.

Dabei war Wedekind ein Theatermensch auf universelle Art und Weise, als Regisseur auf keine Sparte beschränkt und für die heitere Muse ebenso offen wie für die ernste. So schreibt Siegfried Köhler in seinen Memoiren: „*Er war im besten Sinne ein echter ‚Striese‘. Das ist die Rolle des Schmierentheaterdirektors aus der Komödie Der Raub der Sabinerinnen, ein Klassiker seines Genres. Eine Parade-rolle für jeden komödiantischen Schau-*

3 Aus: Interview mit Martin Peleikis vom 5.4.2004.



spieler. Und eben ein augenzwinkernd liebevoller Ehrentitel für jeden ‚echten‘ Theaterdirektor! Hermann Wedekind wurde diesem Titel gerecht. Er spielte auch selbst. In seiner Jugend hatte er gesungen, er war Heldentenor unter anderem an der Dresdner Staatsoper gewesen.<sup>14</sup>

### Leichte Muse – schwere Kost

Mit Siegfried Köhler hatte Hermann Wedekind einen geeigneten Partner für seine Vorstellung von Theater gefunden. Köhler war im klassisch-romantischen Repertoire von Oper und Konzert zu Hause, war aufgeschlossen gegenüber der musikalischen Avantgarde genauso wie gegenüber den sogenannten Randwerken des Repertoires und zugleich ein Meister im mitunter schweren Geschäft der Unterhaltungsmusik: Er führte in Saarbrücken die bald außerordentlich beliebten Faschingskonzerte ein, Programme mit Operetten- und Musical-Melodien, zu denen beliebte Stars wie Rita Streich, Margit Schramm oder Elfie Mayerhofer engagiert waren und die ergänzt wurden durch manches musikalisch-kabarettistisches Kabinettstück. Zugleich war Köhler als Bühnenkomponist tä-

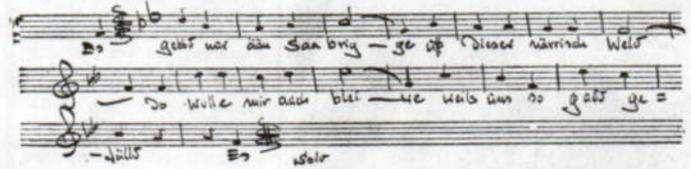
## Uraufführung des Karnevalsschlagers

# Nur ään Saabrigge

30. 12. 1965

Am Silvesterabend in der „Maske in Blau“

cis. – Zuerst hat er den Spaß gar nicht ernst genommen, und dann hat ihm der Ernst sehr viel Spaß gemacht. So beschreibt Generalmusikdirektor Siegfried Köhler die Entstehungsgeschichte des Saarbrücker Karnevalsschlagers „Es gebbd nur ään Saabrigge“, den er zum Text von Heinz Kölling für die Session 1966 komponiert hat. Mit Bütenmarsch und Refrain, wie es sich für ein karnevalistisches Opus gehört.



Faasenaach 1965. Das Rathaus ist in der Schlacht um die närrische Regentenschaft gefallen. Freund und Feind feiern feucht-fröhlich den Höhepunkt der Session. Intendant Hermann Wedekind

schwingt den Taktstock; am Schlagzeug: Siegfried Köhler. Und plötzlich taucht zwischen rheinischen Karnevalsliedern die Frage auf: „Wo bleibt der Schlager für Saarbrücken?“

„Wie wär’s, General“, wendet sich der Präsident der saarländischen Karnevalsvereine, Heino Wolf, an Siegfried Köhler. „Wollen Sie uns nicht einen komponieren?“ Der Generalmusikdirektor hält das für einen Scherz, und wird erst wieder an diesen Vorschlag erinnert, als ihm kurz nach Eröffnung der nächsten Session, am elften elften, eine Strophe in unverfälschtem Saabrigger Pladd auf den Flügel flattert. Autor: Heinz Kölling, Karnevalist und 1. Vorsitzender der Gesellschaft „M'r sin nit so“.

Noch kennen sich Dichter und Komponist nur vom Hörensagen, aber bald treffen sie sich im Studio des „Generals“. Zwei Fassungen hat Siegfried Köhler aufs Notenpapier geschrieben. Er intoniert. Heinz Kölling hört zu. Kurze Beratung. Und: „In fünf Minuten waren wir uns einig. Der zweite Entwurf würde für den künftigen Karnevalsschlager kreiern!“ Zwei weitere Strophen und eine kleine Änderung im Refrain gaben dem Opus saraviensis den letzten Pfiff.

Auf den Pulten der Musiker des Stadttheater-Orchesters liegen in der Probe bereits die Notenblätter für „Es gebbd nur ään Saabrigge“, denn am Silvesterabend ist Uraufführung. Mitten in der Operette „Maske in Blau“ wird Johannes Treffy den neuen Karnevalsschlager singen, zu Ehren des Prinzenpaares Eric und Elke, die sich auf der Bühne des Stadttheaters zum erstenmal in voller Ornat dem närrischen Volk präsentieren. Zu seiner Komposition sagt Siegfried Köhler, der übrigens in Freiburg schon häufig Musik für den Karneval geschrieben hat, daß es gar nicht so einfach sei jene Töne zu finden, die närrische Völkerscharen mitreißen und spontan mitgesungen werden können.

Die erste Feuerprobe wird der neue Karnevalsschlager im Stadttheater zu stehen haben, wenn Herren im Frack und Damen im Abendkleid mit Operettenmelodien das Jahresende erwarten. Ob sie wohl mitsingen werden, wenn „Es gebbd nur ään Saabrigge“ erklingt? Übrigens: Wir haben im Studio gleich mitgepfiffen. Und dabei sind wir gar nicht musikalisch.

### Text des Karnevalsschlagers

Die Faasenaach, die is ausgebroch  
drum allah hopp, ihr Narre,  
wer mickrich hinnerm Ofe hockd,  
der hodd beschdimmd e Scharre.  
Mir fe're heid hie Karneval  
doch ääns is dobei klar:  
mas für die annere de Rhein  
das is für uns die Saar.

#### Refrain:

Es gebbd nur ään Saabrigge  
uff dieser närrische Welt,  
do wolle mir auch bleime,  
neils uns so gudd gefällt.

Wo gebbds noch so e aldi Brigg,  
no so e dall Theater?  
Wo hodd mer no de Faasenaach  
noch so e Rieseakader?  
Ma han kä Geld un sin bankrott  
die Rathauskass is leer,  
doch singe duhn mer laud und schdolz  
aach trotz der Geldmiseer.

#### Refrain:

Es gebbd nur ään Saabrigge . . .

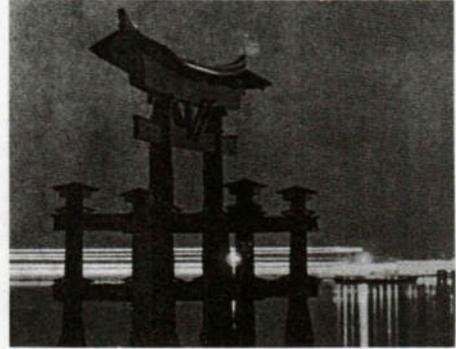
Mir sinn zwar nimme Bundesliga  
doch fubbe duhn mer weider,  
mir sin im Karneval nit Mainz  
unn trotzdem froh und heider.  
Statt „Köln Alaaf“ und „Mainz Helau“  
heißt's hie hald „Alleh hopp“  
unn bis zum Aschermittwoch dann  
stehts Saarland uff 'm Kopp.

#### Refrain:

Es gebbd nur ään Saabrigge . . .

links: Hermann Wedekind (links) und Siegfried Köhler im Gespräch, aus: Siegfried Köhler, Alles Capriolen (s. Anmerkung 4)  
oben: Siegfried Köhlers Schunkelhymne, Saarbrücker Zeitung vom 30.12.1965, Robert-Hahn-Archiv Saarbrücken

# STADTTHEATER SAARBRÜCKEN



...Y - MADAME BUTTERFLY - MADAME BUTTERFLY - MADAME BUTTERFLY - MADAME BUTTERFLY - MADAME BUTTERFLY

tig. Bereits 1947 war seine musikalische Komödie *Autofahrt ins Glück* in Freiburg uraufgeführt worden, 1952 folgte in Koblenz die Kriminal-Operette *Alles Capriolen*. Für Saarbrücken entstanden die musikalische Komödie *Ladies und Gentlemen*, die 1970 in den Kammerspielen uraufgeführt wurde, und *Sabine sei sittsam*, ein deutsches Musical nach der Komödie *Die deutschen Kleinstädter* August von Kotzebues, uraufgeführt am 15. März 1967 im Großen Haus des Saarbrücker Theaters. Ein Stück munterer Liebeswirren, das zugleich die Eitelkeiten und Lokalpatriotismen einer deutschen Kleinstadt gehörig aufs Korn nimmt, die, nicht nur wegen der mitwirkenden *Saarbrücker Stadtkapelle*, unschwer als die saarländische Landeshauptstadt zu erkennen war. Musikalisch verbindet Köhler die Tradition der deutschen Operette mit Elementen des damals immer stärker aufkommenden Broadway-Musicals – in der SAARBRÜCKER ZEITUNG resümierte Horst-Dieter Veeck: „Und die zahlreichen Ohrwürmer dieses Musicals – man könnte einige aufzählen – hätten sicher alle Chancen, gelegentlich aus den Mauern des Theaters auszubrechen.“<sup>45</sup> Auch jenseits der Theatermauern hat Köhler seiner Wahlheimat ein

musikalisches Geschenk gemacht, die Schunkelhymne *Nur ään Saarbrügge* (siehe Abbildung linke Seite).

Im Musiktheater waren es neben den *Internationalen Theatertagen* insbesondere zwei Großereignisse, die während der Ära Köhler/Wedekind für Aufsehen sorgten: die Neuproduktion von Wagners *Ring der Nibelungen* und die Verdi-Festwochen. Beiden Ereignissen gingen langjährige Vorbereitungen voraus, da ein Theater wie in Saarbrücken weder in der Lage ist, die vier Teile der *Nibelungen*, noch sechs verschiedene Verdi-Opern – die innerhalb von neun Tagen während der Verdi-Festwochen aufgeführt wurden – am Stück zu produzieren. Folglich wurden die Stücke über mehrere Spielzeiten verteilt produziert und dann entsprechend lange im Repertoire behalten. Im Falle von Wagners *Ring* war es zudem die Saarbrücker Erstaufführung in der Originalbesetzung. Zwar hatte schon Felix Lederer 1925 den Zyklus in Saarbrücken aufgeführt, damals jedoch in einer reduzierten Instrumentation. Als dann zum Abschluß der Spielzeit 1967/68 die zyklische Aufführung des *Rings* in der Inszenierung des damaligen Trierer Intendanten Rudolf Meyer über die Bühne ging, erfüllte besonders eine Tatsache die Verantwortli-

<sup>4</sup> Siegfried Köhler, *Alles Capriolen – Ein Jahrhundert im Musiktheater. Mein Dirigentenleben zwischen E- und U-Musik*, erzählt von Siegfried Köhler, aufgeschrieben von Jutta Schubert, Semikolon, Berlin 2003, S. 253.

<sup>5</sup> SAARBRÜCKER ZEITUNG, 17.3.1967.

chen mit Stolz: Der Kraftakt war ohne die Verpflichtung auswärtiger Sänger gelungen, nur mit den Mitgliedern des Saarbrücker Ensembles.

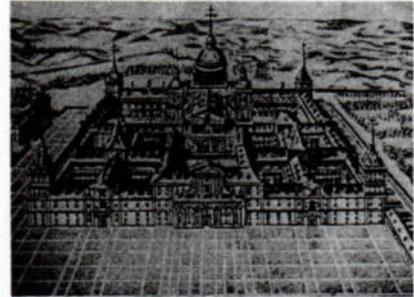
Möglich wurde diese Leistung erst durch die geschickte Besetzungspolitik von Wedekind und Köhler. Mit viel Gespür engagierten sie junge, vielversprechende Talente, die in Saarbrücken die Möglichkeit erhielten, erste Erfahrungen in großen Partien zu sammeln und für die das Saarbrücker Theater oftmals Sprungbrett zu einer internationalen Karriere wurde. Aus der Besetzung des Köhler-Rings waren dies vor allem der Tenor Gerhard Nathge, sowie Catarina Ligendza und Siegmund Nimsgern, die später unter anderem bei den *Bayreuther Festspielen* auftraten. An weiteren bekannten Künstlern aus der Saarbrücker „Talentschmiede“ sind – neben anderen – Nancy Tatum, Joy McIntyre, Trudeliene Schmidt, Luigi Lega, Udo Krekow oder Hans Georg Knoblich zu nennen.

Auch den Gala-Vorstellungen der Verdi-Festwoche im Juli 1970 kam diese geschickte Besetzungspolitik zugute. An neun aufeinanderfolgenden Abenden gab es sieben verschiedene Opern des Mailänder Meisters, dazu einen Ballettabend und eine Aufführung des Requiems. Für die Vorstellungen hatte man international renommierte Gäste wie den Tenor Wolfgang Windgassen als Othello oder den Bariton Josef Greindl für die Partien des Zacharias in *Nabucco* und des Philipp in *Don Carlos* gewonnen – und mit Catarina Ligendza (Elisabeth), Nancy Tatum (Abigail), Joy McIntyre (Fenena) und Luigi Lega (Alfred und Radames) Sänger, die ihre jeweiligen Partien noch als Ensemble-Mitglieder in Saarbrücken einstudiert hatten, bevor sie an größere Häuser gewechselt waren.

Betrachtet man die Spielpläne abseits der Großereignisse, fällt auf, daß Siegfried Köhler schon damals immer wieder den Mut besaß, auch unbekanntere Werke der Operngeschichte auf den Spielplan zu setzen – lange bevor insbesondere durch die Phono-

11 1968  
1969

Don Carlos



## STADTTHEATER SAARBRÜCKEN

Industrie ein breiteres Interesse an den sogenannten Randwerken des Repertoires geweckt wurde. Neben den bereits erwähnten Opern *Halka* von Stanislaw Moniuszko und *Jeanne d'Arc* von Pjotr I. Tschaikowsky etwa François Boieldieu's *Jean de Paris* oder *Mignon* und *Hamlet* von Ambroise Thomas. Mit letzterem Stück verbindet sich eine kuriose Geschichte. Der mittlerweile verstorbene Eberhard Pleyer, Posaunist und langjähriger Orchestervorstand des Orchesters, erinnerte sich: „Eines Tages bekomme ich einen Anruf von einem Kollegen aus München. Der erzählt mir: ‚Ich habe da eine Schallplatte von eurem Hamlet gesehen – Conductor Siegfried Köhler.‘ Aber wir hatten davon nie eine Aufnahme gemacht, es gab nie eine Produktion! Stellen sie sich das vor: Da hat eine italienische Firma heimlich eine Aufführung der Oper mitgeschnitten und das dann als LP-Kassette veröffentlicht! Und die Aufnahme kann sich wirklich sehen lassen.“<sup>6</sup> Für das Saarbrücker Theater und die Orchestermitglieder letztlich eine ärgerliche Sache, schien sich die Schallplatte doch gut zu verkaufen, während die Ausführenden keinerlei Anteil am Verkaufserlös hatten. Als die Angelegenheit bekannt

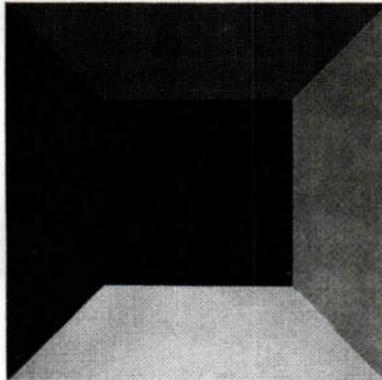
*Umschlag des Programmheftes zu Don Carlos in der Spielzeit 1968/69, Saarländisches Landesarchiv*

<sup>6</sup> Aus: Interview mit Eberhard Pleyer vom 16.10.2003.



## STADTTHEATER SAARBRÜCKEN

DER FLIEGENDE  
HOLLÄNDER  
RICHARD WAGNER



oben:  
Umschlag des Programmhefts zum  
8. Städtischen Symphoniekonzert in  
der Spielzeit 1968/69, Saarländisches  
Landesarchiv

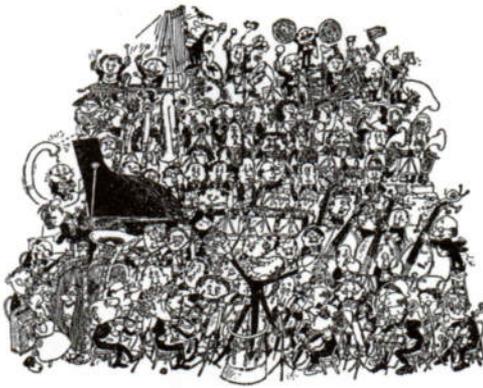
unten:  
Umschlag des Programmhefts zu  
Der fliegende Holländer in der Spielzeit  
1970/71, Saarländisches Landesarchiv

wird, setzen die Saarbrücker alle juristischen Hebel in Bewegung, aber mehr als das Verbot, die Platte in Deutschland weiter zu vertreiben, ist juristisch nicht möglich. Noch gab es keine internationalen Verträge zwischen Deutschland und Italien, auf die man sich hätte berufen können.

Auch der zeitgenössischen Musik steht Köhler offen gegenüber, und auf der Opernbühne wie im Konzert nimmt sie während seiner Dienstzeit eine verhältnismäßig breite Stellung ein. Auf der Kammerbühne im ehemaligen Chorprobensaal führte er eine Reihe mit kleineren musikdramatischen Formen ein, in der das Neue einen breiten Raum einnahm. Es wurden Klassiker der Moderne gespielt wie Strawinskys *Renard*, Hindemiths *Hin und Zurück* oder Darius Milhauds *Opéras minutes*, es gab Uraufführungen von Heinz Pauels *Moll Flanders* oder András Kovács *Das Rendezvous*, und im Kammerballett erklang Musik von Gottfried von Einem und Werner Egek. Im Großen Haus dirigierte Köhler die Saarbrücker Erstaufführungen von Alban Bergs Opern *Wozzeck* und *Lulu*.

## Saarländische Chöre für die Mahler-Renaissance

Wie im Musiktheater bildete natürlich auch im Konzert das klassisch-romantische Repertoire den Kernbestand der Spielpläne. Hinzu kam jedoch auch hier – gerade im Verhältnis zur Ära Wüst – manch ein neues oder ungewohntes Stück. Es erklingen die Orchesterwerke der Wiener Schule, die Musik Béla Bartóks und Zoltán Kodálys, von Igor Strawinsky unter anderem *Le Chant du Rossignol* und das Violinkonzert. Zusammen mit der Bigband des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS unter Eberhard Pokorny wird Rolf Liebermanns *Konzert für Bigband und Orchester* aufgeführt und nach einem Besuch der *Donauessinger Musiktage* übernimmt Köhler spontan Krzysztof Pendereckis *Capriccio* für Violine und Orchester für seine Sinfoniekonzerte –



von links nach rechts:

Umschlag des Programmhefts zum Faschingskonzert, zu Die Blume von Hawaii, zu Alban Bergs Wozzeck und zu den Festlichen Operntagen, alle Spielzeit 1971/72, alle Saarländisches Landesarchiv



Die Blume von Hawaii

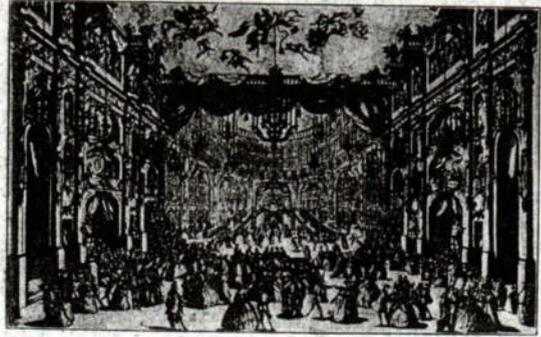
die Solistin der Uraufführung, Wanda Wilkomirska, verpflichtet er gleich mit.

Im Zuge der Mahler-Renaissance der 60er Jahre bildet auch in Saarbrücken die Musik des großen Sinfonikers wieder einen festen Bestandteil der Konzertprogramme, und sogar die gewaltige Achte Sinfonie erlebt unter Siegfried Köhler ihre Saarbrücker Erstaufführung. In seinen Memoiren erinnert sich Köhler: „Die Symphonie der Tausend konnte ich nur realisieren, indem ich mir die Mühe machte, abends mit meinem Auto zu den Männer- und Damenchören im gesamten Saarland zu fahren, im Winter bei Eis und Schnee, um vor Ort mit ihnen zu probieren. Es gelang mir die Leute dafür zu begeistern, bei diesem großen Kulturereignis dabei sein zu können und auch auf dem Plakat zu stehen! Das war ein enormes Stück Arbeit. Aber es klappte. So standen neben dem Opernchor des Theaters eine Reihe von weiteren Chören auf der Bühne: der Christkönig-Chor, der Gemischte Chor Weiskirchen, die Sängervereinigung Besseringen, der Gemischte Chor Rim-

lingen, das Saarquartett, der Städtische Chor und Extrachor Saarbrücken, der Saarbrücker Kinderchor, der Kinderchor Bous und der Siersburger Kinderchor.“<sup>7</sup>

Und manch ein bekannter Name findet sich in den Konzertprogrammen. Der international gefeierte Pianist Andor Foldes, zwischen 1957 und 1965 Klavierprofessor an der Saarbrücker Musikhochschule, tritt mit seinen Mozart-Interpretationen mehrfach als Gastsolist auf, 1969 spielt Martha Argerich Prokofieffs 3. Klavierkonzert, am ersten Januar 1970 weicht Jörg Demus mit Beethovens 3. Klavierkonzert den neuen Konzertflügel ein. Adrian Aeschbacher spielt Brahms und Beethoven, der Startrompeter Maurice André ist ebenso zu Gast wie der Pianist Walter Blankenheim, die Cellisten Wolfgang Boettcher und Siegfried Palm oder die Geiger Ruggiero Ricci und Ferenc Kiss. Und als Dirigent ist Philipp Wüst ein gern gesehener Gast, er übernimmt regelmäßig Gastdirigate in Sinfoniekonzerten und steht auch schon mal in der Oper am Pult, so bei

<sup>7</sup> Siegfried Köhler, Alles Capriolen, S. 257.

**ALBAN BERG****WOZZECK****Festliche  
Operntage  
1972**

der *Rigoletto*-Premiere der Spielzeit 1966/67.

Insgesamt ist zu beobachten, daß in den 60er und frühen 70er Jahren der GMD eines Theaters von der Größe Saarbrückens noch wesentlich mehr Dirigate selber übernahm. So wurden von den acht Sinfoniekonzerten maximal drei von Gast-Dirigenten geleitet – heute wird mindestens die Hälfte der Saarbrücker Sinfoniekonzerte von Externen geleitet. Auch im Musiktheater war damals der Generalmusikdirektor wesentlich enger an sein Haus gebunden, wobei hinzukommt, daß bei kürzeren Produktionszeiten erheblich mehr Stücke innerhalb einer Spielzeit neu inszeniert wurden. Heute gibt es an einem Haus wie Saarbrücken im Schnitt zehn bis zwölf Neuproduktionen im Musiktheater insgesamt, also Oper, Operette, Musical und Ballett – wobei die Produktionen in der *Alten Feuerwache* bereits mitgezählt sind. Im Vergleich hierzu gab es beispielsweise in der Spielzeit 1964/65 allein zehn neue Opernproduktionen im Großen Haus, dazu jeweils vier Ope-

retten- und Ballettproduktionen auf der großen Bühne sowie fünf Produktionen aus dem Bereich Musiktheater auf der Kammerbühne. Eine Veränderung, die mit den gestiegenen Personalkosten und aufwendigeren Produktionen insbesondere im Bereich von Bühnenbild, Technik und Werkstätten zusammenhängt, aber auch mit den durch die Verbreitung von Fernsehen und Schallplatte gestiegenen Ansprüchen des Publikums.

#### **Neue Namen, neue Organisationsstrukturen**

Als Folge der zunehmend kritischen Haushaltslage der Landeshauptstadt Saarbrücken beginnt Ende der 60er Jahre ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Saarbrücker Theaters. 1968 übernimmt das Land zur Hälfte die Subventionen des Saarbrücker *Stadttheaters*, dessen Rechtsform jedoch zunächst unverändert bleibt. Lediglich je ein Vertreter des Kultus- und des Finanzministeriums nehmen bera-

tend an den Sitzungen des städtischen Theaterausschusses teil. Erst am 13. Oktober 1971 wird mit der konstituierenden Sitzung des Zweckverbandes *Saarländisches Staatstheater Saarbrücken* die Rechtsform des Theaters den geänderten finanziellen Gegebenheiten angepaßt. Intendant und Generalmusikdirektor sind fortan Angestellte der gemeinnützigen Körperschaft des Zweckverbandes, ebenso der Verwaltungsleiter, dessen Amt zuvor von einem städtischen Beamten ausgeübt wurde. Die Finanzierung des Zweckverbandes übernehmen zu gleichen Teilen Stadt und Land, oberstes Gremium des Zweckverbandes wird die Verbandsversammlung. Diese setzt sich aus je sieben Vertretern aus Stadt und Land zusammen – für das Land je ein Vertreter des Ministeriums für Kultus, Unterricht und Volksbildung, des Innenministeriums und des Ministeriums für Finanzen und Forsten sowie vier weitere von der Landesregierung zu bestellende Mitglieder. Seitens der Stadt sind es der Oberbürgermeister sowie sechs weitere vom Stadtrat entsandte Mitglieder. Das Theater wird von

Christof Prick,  
aus: *Selbstdarstellung Saarländisches Staatstheater 1987*, Robert-Hahn-Archiv Saarbrücken



*Stadttheater Saarbrücken* in *Saarländisches Staatstheater Saarbrücken* umbenannt, das Orchester heißt fortan *Orchester des Saarländischen Staatstheaters Saarbrücken* beziehungsweise *Staatstheater-Orchester*. Seinen heutigen Namen – *Saarländisches Staatstheater-Orchester* – erhält es 1977.

Zuvor war die Ära Köhler zu Ende gegangen. Nach zehn Jahren in Saarbrücken hatte Siegfried Köhler mit Beginn der Spielzeit 1974/75 die Stelle des Generalmusikdirektors am *Hessischen Staatstheater Wiesbaden* übernommen, die er bis 1988 innehatte. Seine weitere Karriere führte ihn, neben einer intensiven Tätigkeit als Gastdirigent an namhaften Opernhäusern und mit großen Orchestern wie der *Wiener Staatsoper*, der *Bayerischen Staatsoper*, der *Deutschen Oper Berlin*, dem *Moskauer Bolschoi-Theater* – um nur einige zu nennen – nach Schweden. Dort übernahm er 1989 als Chefdirigent die Leitung der *Königlichen Oper Stockholm*, wurde 1992 zum *Königlichen Hofkapellmeister* ernannt und ist seit 1996 ständiger Gastdirigent an der Stockholmer Oper und Erster Gastdirigent an der *Göteborg Operan*. Aber auch dem Saarland hielt Köhler weiterhin die Treue: Sein ehemaliges Orchester dirigierte er zuletzt beim Gesangswettbewerb des Richard-Wagner-Verbandes im Jahr 2000 und mit dem Sinfonieorchester des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS verbindet ihn seit seiner Zeit am Saarbrücker Theater eine kontinuierliche Zusammenarbeit.

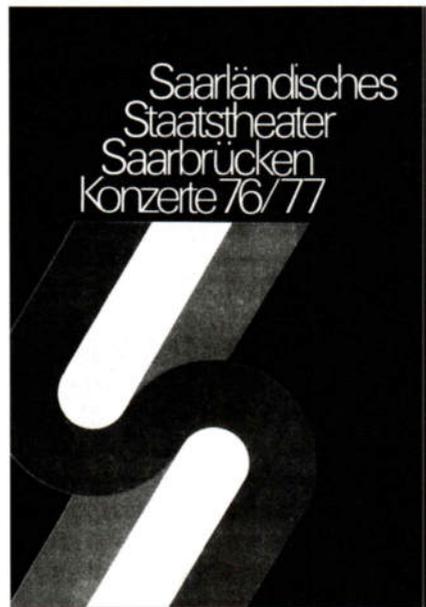
Nachfolger Siegfried Köhlers wurde Christof Prick, der, bevor er nach Saarbrücken kam, erster Kapellmeister am *Hessischen Staatstheater* in Darmstadt war. Viele Musiker aus Saarbrücken kannten Prick bereits von Aushilfen im Orchester des *Stadttheaters Trier*. Dort war er zwischen 1970 und 1972 als Chordirigent engagiert und hatte in dieser Funktion die musikalische Leitung von Operetten und Spielopern übernommen. Mit seinen 28 Jahren ist Prick damals der jüngste Generalmusikdirektor in der Bundesrepublik Deutschland, kann aber bereits auf

eine beachtliche musikalische Erfahrung zurückblicken. Sein Vater war Konzertmeister des *Philharmonischen Staatsorchester Hamburg* und wirkte häufig im *Bayreuther Festspielorchester* mit und nach seinem Studium an der Hamburger Musikhochschule hatte Christof Prick Ende der 60er Jahre als Assistent bei der *Hamburger Staatsoper* und den *Hamburger Symphonikern* gearbeitet. Er war 1972 erster Preisträger des ARD-Wettbewerbs und hatte als Gast bereits die Rundfunkorchester in Bremen und München sowie am *Opernhaus Zürich* dirigiert.

Zusätzliche Verantwortung in der Führung des Theaters kommt Prick zu, als er mit Beginn der Spielzeit zum Operndirektor ernannt wird und nunmehr zusammen mit dem Verwaltungsleiter und dem nominellen Intendanten in einer Dreierspitze die Geschicke des Staatstheaters bestimmt. Martin Peleikis erinnert sich: *„Die Dreierspitze war ursprünglich eine Initiative von einigen Juso-Leuten, die damals in der Verbandsversammlung saßen. Ganz im Geist der damaligen Zeit ging es um mehr Mitbestimmung und um demokratischere Strukturen. Das Theater wurde nun durch drei gleichberechtigte Personen geführt, den Schauspiel-direktor und nominellen Intendanten, den Operndirektor und GMD und den Verwaltungsleiter. Zudem wurden verschiedene Beiräte geschaffen, über die das Orchester, der Chor und die Solisten aus Schauspiel, Oper und Ballett Einfluß auf die Programmgestaltung hatten. Richtig umgesetzt wurde das aber erst, als der Vertrag Hermann Wedekinds als Generalintendant mit der Spielzeit 1975/76 auslief.“*<sup>8</sup> Neben Christof Prick bestand die Dreierspitze aus Verwaltungsleiter Martin Peleikis, der dieses Amt bis zur Auflösung des Zweckverbandes 1988 innehatte und dann Gründungsintendant der neuen *Saarländisches Staatstheater GmbH* wurde, und – nach Wedekinds Weggang – aus Intendant und Schauspiel-direktor Günther Pentzoldt, der nach einer Interims-Spielzeit 1980/81 von Lothar Trautmann abgelöst wurde.

<sup>8</sup> Interview vom 5.4.2004.

<sup>9</sup> Ebd.



Umschlag des Programmhefts zur Konzertreihe der Spielzeit 1976/77, Saarländisches Landesarchiv

### Werktreue in Präzision

Christof Pricks Amtszeit bringt einiges an Veränderungen mit sich. Schmerzlich für das Saarbrücker Publikum ist die Abschaffung der lieb gewordenen Faschingskonzerte; eher grundsätzlicher Art ist die Beschränkung der Gastspiele in der Region. Dazu Martin Peleikis: *„Unter Siegfried Köhler wurde sehr viel ‚getingelt‘, und dabei haben wir große Opernproduktionen oftmals in reduzierter Orchesterbesetzung gespielt. Ich erinnere mich zum Beispiel an Gastspiele in Pirmasens, wo wir Teile aus dem Ring und sogar Bergs Lulu gespielt haben – jeweils mit kleiner Besetzung. Köhlers Standpunkt war, daß man das Publikum auf diese Weise mit den Stücken bekannt machen müsse, damit die Leute dann auch mal nach Saarbrücken kommen. Prick war aus Gründen der Werktreue gegen die Praxis reduzierter Besetzungen – eine Haltung, die man aus heutiger Sicht sehr gut verstehen kann.“*<sup>9</sup>

Als Dirigenten verkörperten Prick und Köhler zwei gegensätzliche Cha-

raktere. „Wenn ich Köhler beschreiben soll, fallen mir eigentlich zwei Schlagworte ein: spontan und flexibel. Prick wirkte dagegen ein wenig kühl und distanziert. Aber auch Prick hat eine sehr gute Orchesterarbeit gemacht, sehr exakt, sehr präzise.“<sup>10</sup> – so Eberhard Pleyer. Martin Peleikis berichtet: „Als Dirigent war Christof Prick schon damals ein eiserner und sehr disziplinierter Arbeiter; er hat sehr intensiv mit dem Orchester gearbeitet. Sein großes Vorbild war Hans Schmidt-Isserstedt, der Gründer und damalige Chefdirigent des Hamburger Rundfunk-Sinfonieorchesters.“<sup>11</sup>

Im Musiktheater bildet das klassisch-romantische Repertoire weiterhin den Schwerpunkt des Spielplans, insbesondere die Opern von Richard Wagner und Richard Strauss. Wenige Jahre nach Siegfried Köhler macht sich Christof Prick an die Neuproduktion von Wagners *Ring*. Anders als unter Köhler entscheidet man sich jedoch, die Hauptpartien mit Gastsolisten zu besetzen und nur die kleineren Rollen durch Mitglieder des eigenen Ensembles. Den Anfang macht die Produktion der *Walküre* in der Spielzeit 1975/76, inszeniert vom damaligen Mainzer Intendanten Wolf-Dieter Ludwig, mit Leslie Johnson als Sieglinde, Ingrid Steger als Brünhilde, Peter Wimberger als Wotan und Rod MacWherter als Siegmund. Es folgt am 21. November 1976 die *Götterdämmerung* in der Regie des Saarbrücker Oberspielleiters Gert Krämer. Als Gastsolisten singen Janice Yoes als Brünhilde und Manfred Jung als Siegfried. Gert Krämer übernimmt auch die Regie der beiden fehlenden Teile sowie die Betreuung der zyklischen Gesamtauführung im April 1978, die von Pricks Nachfolger Matthias Kuntzsch dirigiert wird. Von Richard Strauss steht in Pricks erster Saison *Ariadne auf Naxos* auf dem Spielplan, in der Spielzeit 1976/77 *Der Rosenkavalier* – zwei Produktionen die laut Martin Peleikis „zu den musikalischen Höhepunkten jener Jahre“<sup>12</sup> zählten.

In den Konzertprogrammen liegt ein Schwerpunkt auf der zyklischen

Aufführung der Sinfonien Anton Bruckners und Gustav Mahlers. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Christof Prick zudem der Pflege der tschechischen und russischen Musik. In seiner ersten Spielzeit dirigiert er im vierten Sinfoniekonzert Borodins Zweite Sinfonie und Aram Chatschaturians Konzert für Violine und Orchester, im April des folgenden Jahres spielt Wolfgang Boettcher innerhalb eines tschechischen Programms Dvořaks Cello-Konzert. In den beiden folgenden Jahren stehen von Pjotr I. Tschairowsky die Vierte und Fünfte Sinfonie auf dem Programm, im Januar 1977 kombiniert Prick Dvořaks Neunte Sinfonie mit dessen Violinkonzert. Es spielt der tschechische Geiger Vaclav Hudeček.

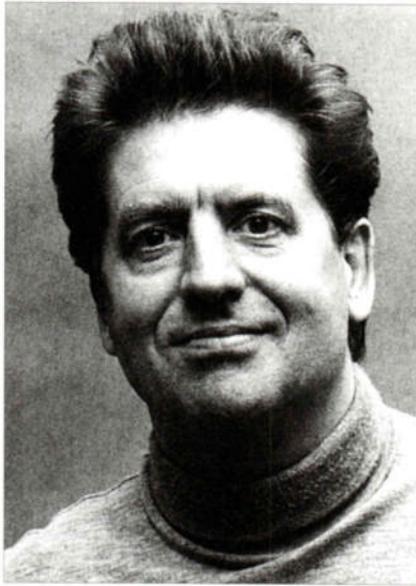
Weitere namhafte Solisten jener Zeit sind die Pianisten Justus Frantz – mit Beethovens 2. Klavierkonzert – und Robert Leonardy mit der Burleske für Klavier und Orchester von Richard Strauss. Der Oboist Hansjörg Schellenberger spielt das selten aufgeführte Oboenkonzert von Bohuslav Martinů, Roswitha Staeger interpretiert Goffredo Petrassis *Concerto per flauto e orchestra* und zum Auftakt der Spielzeit 1975/76 gibt es ein ganz besonderes Gastspiel: Die spanische Sopranistin Montserrat Caballé – damals schon ein Weltstar – gibt ein Gala-Konzert zugunsten der UNICEF. Der Auftritt ist zugleich eine Hommage an den Saarbrücker Intendanten Hermann Wedekind, unter dem die Sängerin in dessen Zeit als Operndirektor des *Baseler Stadttheaters* debütiert hatte.

Die Musik des 20. Jahrhunderts ist eher spärlich vertreten, György Ligetis *Lontano* – im fünften Sinfoniekonzert der Spielzeit 1976/77 von Gastdirigent Othmar Maga interpretiert – ist geradezu eine Ausnahme. Ebenfalls als Gastdirigent des Staatsorchesters kommt im Februar 1976 Günther Herbig nach Saarbrücken, damals noch Chefdirigent der *Dresdner Philharmonie* und der *Berliner Sinfoniker*. Daß er Jahre später als Chefdirigent des *Rundfunk-Sinfonieorchesters des Saarländischen Rundfunks* nach Saarbrücken zurück-

<sup>10</sup> Interview vom 16.10.2003.

<sup>11</sup> Interview vom 5.4.2004.

<sup>12</sup> Ebd.



Matthias Kuntzsch,  
aus: *Selbstdarstellung* Saarländisches  
Staatstheater 1987, Robert-Hahn-Archiv  
Saarbrücken

kehren würde, war wohl nicht erahnbar, als Herbig in das Gästebuch des Staatsorchesters schrieb: „Mit herzlichem Dank für die nicht nur so angenehme, sondern auch fruchtbare und ergebnisreiche Zusammenarbeit. Gern sage ich ‚Auf Wiedersehen!‘“<sup>13</sup>

Nach nur drei Jahren in Saarbrücken verläßt Christof Prick das *Saarländische Staatstheater* am Ende der Spielzeit 1977/78, nachdem er zum neuen GMD des *Badischen Staatstheaters* in Karlsruhe bestimmt worden war. Auch für Prick ist Saarbrücken das Sprungbrett zu einer internationalen Karriere: Bis 1985 bleibt er in Karlsruhe, zwischen 1991 und 1994 leitet er als Music Director das *Los Angeles Chamber Orchestra*, zwischen 1993 und 1996 ist er Generalmusikdirektor der *Niedersächsischen Staatsoper Hannover*. Als Gastdirigent war er an der *Metropolitan Opera New York*, der *Wiener Staatsoper* und der *Deutschen Oper Berlin* tätig, von 1992 bis 2003 betreute er an der *Dresdner Semperoper* als ständiger Gastdirigent jeweils eine Neuproduktion pro Spielzeit, vornehmlich Stücke des deutschen Re-

pertoires. Seit der Spielzeit 2002/03 ist er Chefdirigent des *Charlotte Symphony Orchestra* in der Hauptstadt des US-Bundesstaates North Carolina, seit 1999 ordentlicher Professor für Dirigieren an der Hamburger Musikhochschule. In Saarbrücken dirigierte Christof Prick nach längerer Unterbrechung zuletzt am 15. Mai 2004. Zusammen mit den *Stuttgarter Philharmonikern* und der Sopranistin Evelyn Herlitzius gab er in der Congresshalle ein Gala-Konzert mit Beethovens Viertes Sinfonie und Auszügen aus Wagners *Ring der Nibelungen*.

### Im Bann des Regietheaters

Nachfolger von Christof Prick wird der Lübecker GMD Matthias Kuntzsch. Gebürtig in Karlsruhe, hat Kuntzsch zunächst an der *Hochschule für Musik und Theater* in Hannover studiert, besuchte zudem Meisterkurse bei Hermann Scherchen, Herbert von Karajan, Pablo Casals und Karl Engel. Sein erstes Engagement hatte er als Korrepetitor an der *Staatsoper Hannover*, es folgten Verpflichtungen als Kapellmeister in Braunschweig, Bonn, Mannheim, Hamburg und München, bevor er die musikalische Leitung des Lübecker Theaters übernahm. Unter Wieland Wagner assistierte er 1962 in Bayreuth.

Eine seiner ersten Aufgaben in Saarbrücken war die Vervollständigung des unter Prick begonnenen *Ring der Nibelungen*. Mit *Siegfried* hat am 4. März 1978 die letzte noch ausstehende Produktion Premiere, zwischen dem 12. März und dem 8. April geht die gefeierte Gesamtauführung der Tetralogie über die Bühne. Für den neuen GMD ist das die Gelegenheit für einen gelungenen Einstand. Albert-Peter Bitz schreibt in der SAARBRÜCKER ZEITUNG: „Matthias Kuntzsch gelang es mit mustergültigem Engagement und nie nachlassender Intensität, Wagners Prinzip der vielstimmigen Symphonik gleichsam analytisch zu verdeutlichen, ohne den musikdramatischen Fluß des

<sup>13</sup> Gästebuch des  
Saarländischen Staatstheaters.

Ganzen zu gefährden. Er überspannte die Zeitmaße nicht und seine sehr lebendige Dynamik umgriff hochexpres- sive Steigerungen ebenso wie kammer- musikalische Feinfühligkeit.“<sup>14</sup>

Die bereits erwähnte Tatsache, daß man bei der Neuproduktion des *Rings* – anders als noch Siegfried Köhler in den 60er Jahren – für die Hauptpartien im wesentlichen Gäste engagierte – neben anderen Franz Mazura als Wotan/Wanderer, Manfred Jung als Siegfried oder Janice Yoes als Brünhilde –, steht repräsentativ für Veränderungen in der Ensemble-Struktur vieler deutscher Theater in jenen Jahren. Bei zunehmender Spezialisierung der Sänger auf bestimmte Stimmfächer ist es für kleinere und mittlere Häuser nicht mehr möglich, Positionen wie etwa die eines Heldenalters für die Partien des deutschen Fachs mit fest engagierten Kräften zu besetzen, da man sie lediglich in ein, maximal zwei Partien pro Spielzeit einsetzen kann: Parallel zur Spezialisierung der Sänger war die durchschnittliche Zahl der Neuproduktionen pro Spielzeit gesunken. Statt der schon erwähnten zehn großen Opernproduktionen 1963/64 gab es zum Beispiel in der Spielzeit 1979/80 nur noch sechs neue Opernproduktionen, drei Operetten und einen großen Ballettabend. Folglich benötigte man einen Heldenalters nur noch während einer kurz bemessenen Produktionsstrecke im Jahr – ca. sechs Wochen – und für eine bestimmte Anzahl an Abendvorstellungen, so daß es günstiger wurde, für derartige Partien Gäste zu verpflichten.

Die zweite Spielzeit von Matthias Kuntzsch brachte zwei spektakuläre Produktionen im Musiktheater: Die Saisonöffnung mit Wagners *Der Fliegende Holländer* in der Regie Wolf Siegfried Wagners und die Premiere von György Ligetis *Le grand macabre*. Wolf Siegfried Wagners Opernbiographie hatte zunächst in Bayreuth begonnen, wo er seinem Vater Wieland in dessen letzten Lebensjahren assistiert hatte. Als dieser 1966 starb und sein Onkel Wolfgang die Festspiellei-

tung ganz übernahm, war Wolf Siegfried in Bayreuth nicht mehr erwünscht, er zählte nunmehr zu den „Verstoßenen“ der Wagner-Familie. Als Opernregisseur machte er in seiner amerikanischen Wahlheimat Karriere und seine erste eigene Inszenierung auf deutschem Boden hatte ihn bereits 1972 nach Saarbrücken geführt – Mascagnis *Cavalleria rusticana*. Seine Interpretation des *Holländer* war sensationell und zugleich umstritten. Verlegt in die Entstehungszeit der Oper, hatte er die Handlung jeglicher märchenhafter Züge beraubt und als ein ins Grotteske überzeichnetes, frühkapitalistisches Drama inszeniert. Eine Inszenierung, die die Meinungen spaltete; Albert-Peter Bitz resümierte in der SAARBRÜCKER ZEITUNG: „Im ganzen eine zumindest sehr zwiespältige Regieleistung, in der einiges Gute sich mit viel Ungereimtem paart.“<sup>15</sup> Zugleich war dies eine Produktion, die neben vielen anderen exemplarisch für das Regietheater der 70er Jahre steht, das in jenen Jahren auch in Saarbrücken Einzug gehalten hatte: Die kritische und interpretierende Auseinandersetzung mit einer Oper aus zeitgenössischer Perspektive. Wolf Siegfried Wagner inszenierte noch ein weiteres Mal in Saarbrücken und interpretierte den *Parsival* in der Spielzeit 1979/80 als autobiographisches Psychogramm Richard Wagners, der seine vorgeblichen Schuldkomplexe gegenüber Hans von Bülow in dem Bühnenweihfestspiel zu verarbeiten versuche – eine ebenfalls vieldiskutierte Produktion. Nach dem erfolglosen Machtkampf mit seinem Onkel Wolfgang 1984 um die Bayreuther Festspielleitung zog sich Wolf Siegfried Wagner aus dem Opernbetrieb zurück und lebt seitdem als Bauunternehmer auf Mallorca.

Ein großes Wagnis bedeutete die Produktion von György Ligetis Oper *Le grand macabre* im Mai 1979. Das Stück war ein gutes Jahr zuvor in Stockholm uraufgeführt worden und hatte erst eine weitere Produktion an der *Hamburger Staatsoper* erlebt. Es stellt an Mitwirkende wie Publikum

14 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 11.4.1978.

15 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 21.9.1978.

allerhöchste Anforderungen, ist aber zugleich mit seiner surrealen Handlung (es geht um den wegen Trunkenheit ausgefallenen Weltuntergang im „Brueghelland“) eines der wirkungsvollsten Werke der jüngsten Operngeschichte. Für die Inszenierung hatte man mit Christof Bitter einen erfahrenen Mann in Sachen Neuer Musik gewonnen – und zugleich einen alten Saarbrücker Bekannten. Anfang der 70er Jahre noch Musikchef beim SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK, hatte er zusammen mit Hans Zender das Festival *Musik im 20. Jahrhundert* aus der Taufe gehoben.

Die Aufführung sollte zu einem der Glanzpunkte der Saarbrücker Theatergeschichte werden. Albert-Peter Bitz schreibt in der SAARBRÜCKER ZEITUNG: „Was am Anfang wie ein großes Abenteuer aussah, endete mit einem beeindruckenden Erfolg [...] Der Beifall mit Händen und Füßen bezeugte dem Opernensemble des Staatstheaters Achtung und Dank für die beträchtlichen Mühen und Anstrengungen, die in diese Produktion investiert werden mußten. [...] Der Saarbrücker Erfolg hat Beweiskraft dafür, daß neue Werke des Musiktheaters mit allerhöchsten, gänzlich ungewohnten Anforderungen nicht nur von den großen Bühnen in den Metropolen zu bewältigen sind, sondern auch von Häusern mittleren Ranges.“<sup>16</sup> Der bei der Premiere persönlich anwesende Komponist György Ligeti schreibt einige Jahre später: „Dankbar erinnere ich mich an die wunderbare Leistung des Orchesters beim Macabren.“<sup>17</sup> (siehe auch Abbildung auf der folgenden Seite)

Insgesamt nimmt unter Matthias Kuntzsch die zeitgenössische Musik wieder breiteren Raum ein. Ebenfalls noch in der Spielzeit 1978/79 wird die Oper *Das fremde Haus* des Münchner Komponisten Peter Jonas Korn nach Johanna Spyris *Heidi*-Buch uraufgeführt, in der folgenden Spielzeit produziert das *Saarländische Staatstheater* die Familienoper *Das Land Bum-Bum* des Ost-Berliner Komponisten Georg Katzer. Völlig überraschend erweist

sich Benjamin Britten's *Albert Herring* in der Spielzeit 1980/81 als Kassenschlager, erlebt in der darauffolgenden Spielzeit seine Wiederaufnahme und motiviert die Verantwortlichen, mit *Peter Grimes* 1981/82 eine weitere Oper Britten's in den Spielplan aufzunehmen. Und im November 1984 hat Rainer Kunads 1979 in Dresden uraufgeführte Oper *Vincent* Premiere, ein Stück über die letzten Lebensjahre Vincent van Goghs, inszeniert von Tobias Richter und mit den Kostümen und Bühnenbildern des Malers Markus Lüpertz.

### **Pflege der Alten und Förderung der Neuen Musik**

Als zum Jahresbeginn 1982 mit der *Alten Feuerwache* die neue Spielstätte des *Saarländischen Staatstheaters* eröffnet wird, gewinnt nicht nur das Sprechtheater einen repräsentativen und modernen Theatersaal, der die alte Kammerbühne im großen Haus und die Spielstätte im Brauhaus Stiefel am St. Johanner Markt ersetzt. Die *Feuerwache* wird zugleich als zweite Bühne für das Musiktheater genutzt – und hier besonders für klein besetzte, zeitgenössische Stücke. Im Frühjahr 1983 gibt es die Doppelproduktion von Francis Poulenc's *Die menschliche Stimme* und Gian-Carlo Menotti's *Das Telefon*, im Februar 1984 erleben dort die beiden Einakter *Das Federgewand* von Wolfgang-Andreas Schultz und *Hexenskat* von Babette Koblenz ihre Uraufführung.

Den Kernbestand der Saarbrücker Opernspielpläne bilden natürlich auch unter Matthias Kuntzsch die Werke des klassisch-romantischen Repertoires, von den Opern Mozarts über Beethovens *Fidelio*, die deutschen Spielopern, Verdi, Wagner und Puccini bis hin zu Richard Strauss. Überregionales Interesse wecken Matthias Kuntzsch's *Arabella* von 1980/81, Götz Fischers *Tristan* in der Spielzeit 1982/83 oder die Neuproduktion von Alban Berg's *Wozzeck* 1983/84. In derselben Spiel-

<sup>16</sup> SAARBRÜCKER ZEITUNG, 5./6.5.1979.

<sup>17</sup> Brief György Ligeti's an den Orchestervorstand vom 6. 8. 1983, Privatbesitz Eberhard Pleyer.

Wien, 6. 8. 83

An das  
Saarländische Staatsorchester  
Saarbrücken

Z. H. des Vorstandes, Herrn Eberhard Pleyer

Sehr geehrter Herr Pleyer,  
herzlichen Dank für Ihre lie-  
ben Geburtstagswünsche.  
Daran über erinnere ich mich an  
die wunderbare Leistung des  
Orchesters beim "Macabre".  
Bitte, übermitteln Sie meine  
herzlichen Grüsse allen Orches-  
termitgliedern, sowie Herrn  
GMD Kuntzsch!  
Herzlichen  
György Ligeti

Brief György Ligetis an das Saarbrücker Staatsorchester vom 6. August 1983,  
Privatbesitz Eberhard Pleyer

zeit findet sich die selten gespielte Mozart-Oper *Die Gärtnerin aus Liebe/La finta giardiniera* auf dem Spielplan und in der Saison 1979/80 inszeniert John Dew heiter-ironisch Verdis *Nabucco*. Michael Wedekind, der Sohn des ehemaligen Saarbrücker Intendanten, inszeniert mit großem Publikums-erfolg 1979/80 Jacques Offenbachs Operette *Die schöne Helena* und drei Jahre später Donizettis *Opernposse Viva la Mamma!*. An Gian-Carlo del

Monacos Interpretation des *Tannhäuser* in der Spielzeit 1984/85 scheiden sich die Geister. Der Regisseur - Sohn des Sängers Mario del Monaco - verlegt das Geschehen ins 19. Jahrhundert und interpretiert es, ähnlich Wolf Siegfried Wagners *Parsival*, aus psychoanalytischer Sicht. Musikalisch wird die Produktion unter dem Dirigat Matthias Kuntzschs, mit James McCray als *Tannhäuser*, Sylvie Anderson als *Venus/Elisabeth*, Otto Daubner als *Wolfram*,

Rudolf Schasching als Walther und Karl Ridderbusch als Landgraf, beim Publikum ein großer Erfolg.

Aber auch Randwerken des Repertoires wird wieder mehr Beachtung geschenkt: Leo Delibes *Lakmé* wird 1980 mit viel Erfolg produziert, eingebettet in eine Eugen-d'Albert-Woche hat im Juli 1983 dessen Oper *Der Golem* Premiere. Zum Abschluß der Spielzeit 1984/85 gibt es Albert Lortzings so gut wie unbekanntes komische Oper *Hans Sachs* und in derselben Spielzeit begibt sich das Staatstheater mit der Doppelproduktion von Jacopo Peri *Euridice* und Sigmund Theophil Stadens *Seelewig* zurück zu den Anfängen der Operngeschichte. Peri *Euridice* entstand 1600 in Florenz zu den Hochzeitsfeiern Maria von Medicis mit dem französischen König Heinrich IV. Jacopo Peri gehörte ebenso wie sein Librettist Ottavio Rinuccini der *Florentiner Camerata* an, einer Gruppe von Intellektuellen und Künstlern, die die antike Tragödie wiederzubeleben versuchte und mit der von ihnen entwickelten musikdramatischen Form die ersten Opern der europäischen Musikgeschichte schufen. Den zweiten Teil

des Abends bildete mit Stadens *Seelewig* die erste vollständig erhaltene Oper mit deutschem Text. 1644 in Nürnberg uraufgeführt, verbindet Staden zusammen mit seinem Librettisten Georg Philipp Harsdörffer einen heiteren Stoff mit den neuen Ausdrucksmitteln der italienischen Oper zu einem poetisch-leichten Schäferspiel.

Realisiert wurde das ungewöhnliche Projekt in Kooperation mit Musikhochschule und Universität. Bernhard R. Appel vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes hatte die Bearbeitung und Partiturtranskription übernommen, es spielte das *Instrumentalensemble für Alte Musik der Hochschule für Musik und Theater* unter der Leitung Kazimierz Piwowski. Am *Staatstheater* war es die erste Aufführung musikdramatischer Werke aus der vormozartischen Zeit seit der Produktion von Händels *Xerxes* in der Spielzeit 1965/66. Zugleich steht das Projekt für den wachsenden Stellenwert, den die Pflege der Alten Musik in einer breiteren Öffentlichkeit gewinnt und die sich in einer intensivierten Musikforschung und der zunehmenden Zahl von En-

Das Orchester in der Spielzeit 1982/83, aus: *Selbstdarstellung Saarländisches Staatstheater 1987*, Robert-Hahn-Archiv Saarbrücken



sembles niederschlägt, die auf Alte Musik spezialisiert sind. In Saarbrücken gründet sich – neben dem Ensemble der Musikhochschule – aus Musikern des Staatsorchesters 1978 das *Barockensemble des Saarländischen Staatstheaters*, das mit seinen regelmäßigen Konzerten in der Basilika St. Johann und Auftritten an zahlreichen anderen Orten im Saarland zur Pflege der Alten Musik beiträgt.

Weiterhin bildet die gute alte deutsche bzw. Wiener Operette einen festen Bestandteil des Spielplans, zunehmend setzt sich jedoch das Musical – auch über den Dauerbrenner *My Fair Lady* hinaus – durch.

In den Konzertprogrammen jener Jahre fällt zunächst die große Anzahl namhafter Solisten ins Auge. Gleich zweimal – in den Spielzeiten 1983/84 und 1984/85 – gastiert Anne-Sophie Mutter in Saarbrücken, in einem Sonderkonzert am 18. Dezember 1981 spielt der Jahrhundert-Geiger Yehudi Menuhin zusammen mit dem *Saarländischen Staatsorchester* unter Matthias Kuntzsch Beethovens Violinkonzert. Der rumänische Pianist Radu Lupu gastiert 1983 mit Beethovens 4. Klavierkonzert, eine Saison später interpretiert Justus Frantz Mozarts Es-Dur-

Konzert in Saarbrücken. In der Spielzeit 1981/82 spielt Heinrich Schiff Schostakowitschs Cellokonzert Nr. 1, Kolja Blacher interpretiert 1983 Henry Vieuxtemps 4. Violinkonzert, im darauffolgenden Jahr gastiert David Geringas mit Antonín Dvořáks Konzert für Violoncello und Orchester. Im Februar 1981 spielt Gerhard Oppitz Béla Bartóks 2. Klavierkonzert und im fünften Sinfoniekonzert der Spielzeit 1981/82 ist Shura Cherkassky mit Pjotr I. Tschaikowskys *Konzert für Klavier und Orchester Nr. 2* Gast des *Saarländischen Staatsorchesters*. Mit den Pianisten André Watts und Robert Leonardy verbindet das Staatsorchester in jenen Jahren eine regelmäßige Zusammenarbeit, ebenso mit dem bekannten Dirigenten Rolf Reuter, dem damaligen GMD der *Komischen Oper Berlin*.

Eine kleine Sensation gab es im sechsten Sinfoniekonzert der Saison 1979/80. Die Amerikanerin Judith Somogi springt kurzfristig für den verhinderten Gastdirigenten Gabor Ötvös ein, übernimmt ein Programm mit Bartóks *Konzert für Orchester*, der *Oxford-Sinfonie* von Joseph Haydn und den von Sigmund Nimsgern gesungenen *Old American Songs* von Aaron Copland. Zum ersten Mal in seiner Ge-

*Das Orchester bei der Probe, Spielzeit 1982/83, aus: Selbstdarstellung Saarländisches Staatstheater 1987, Robert-Hahn-Archiv Saarbrücken*



schichte wird das *Saarländische Staatsorchester* von einer Frau dirigiert!

Auch der Neuen Musik wird in der Amtszeit von Matthias Kuntzsch wieder mehr Raum gegeben: Neben den Klassikern der Moderne wie Webern, Bártok und Strawinsky sind insbesondere Repräsentanten der „jungen Komponistengeneration“ der späten 70er und frühen 80er Jahre vertreten: Hans Zender, Detlev Müller-Siemens, Reinhard Febel, Diether de la Motte, Hanno Hussong und Jürg Baur. Und im fünften Sinfoniekonzert der Spielzeit 1982/83 wird das Orchesterwerk *Zeit – Enden* von Theo Brandmüller uraufgeführt. Albert-Peter Bitz schreibt in der SAARBRÜCKER ZEITUNG: *„Das dem Ohr Genehme ist in der Tonkunst jedoch nur sehr eingeschränkt als Wert-Gradmesser gültig. Und wenn ein Komponist wie Theo Brandmüller in Klängen über das Ende der Zeit, über die Apokalypse, sinniert, will er mehr als seinen Hörern schmeicheln. [...] Brandmüllers beziehungsreiche und klanglich imponierende Komposition wurde vom Orchester unter Georg W. Schmöhes Leitung konzentriert und spannungsvoll dargeboten, und das Publikum [...] spendete sehr viel Beifall.“*<sup>18</sup>

Ein weiterer Schwerpunkt in den Programmen von Matthias Kuntzsch ist die Fortsetzung der intensiven Pflege der sinfonischen Werke Anton Bruckners und Gustav Mahlers. Ein Werk Anton Bruckners ist es dann auch, mit dem sich Matthias Kuntzsch im achten Sinfoniekonzert der Spielzeit 1984/85 vom Saarbrücker Publikum verabschiedet. In einem Gespräch mit der SAARBRÜCKER ZEITUNG zieht Matthias Kuntzsch unter anderem folgende Bilanz: *„Hier wurden mir Wege des eigenen Formens und Gestaltens eröffnet, die ich in den Einstudierungen und Spielplänen nach bestem Vermögen auch wahrgenommen habe.“*<sup>19</sup> Und ebenfalls in der SAARBRÜCKER ZEITUNG kommentiert Albert-Peter Bitz Kuntzschs Abschiedskonzert: *„Wenn der Dirigent selber seine acht Saarbrücker Jahre als ‚Prozeß des*

*Reifens‘ sieht, dann war seine Bruckner-Deutung ein überzeugender Beleg dafür. In seinem Ringen mit der vielschichtigen Materie ließ er sich Zeit, da wurde kein Tempo forciert oder gar verheizt. Die Abschnitte wurden klar geordnet, die kontrapunktischen Kombinationen, Umkehrungen, Engführungen und Erweiterungen erhielten plastische Deutlichkeit. Dabei verlor Kuntzsch nie den großen Zusammenhang, vor allem nicht den eminenten Ausdrucksgehalt der Brucknerschen Sinfonie-Komplexe.“*<sup>20</sup>

Matthias Kuntzschs weitere künstlerische Laufbahn führte ihn als ständigen Gastdirigenten an die *Hamburger Staatsoper*, die *Metropolitan Opera*, *Sadler Wells* in London und an das Opernhaus von Montreal. Er arbeitete unter anderem zusammen mit den *Münchener Philharmonikern*, den *Radio-Sinfonieorchestern* von Stuttgart, Saarbrücken, Hamburg und Hannover und dem Orchester des *Teatro La Fenice*. Derzeit arbeitet er regelmäßig mit verschiedenen großen Orchestern und Opernhäusern in den Vereinigten Staaten zusammen, so mit der *Colorado Springs Symphony*, der *Utah Opera*, der *San Diego Opera* und der *Sacramento Opera*. Seine Nachfolge als Generalmusikdirektor des *Saarländischen Staatstheaters* übernahm zwischen 1985/86 und 1989/90 der Tscheche Jiří Kout, vormals GMD in Pilsen und nach einer abenteuerlichen Flucht aus der damaligen CSSR erster Kapellmeister der *Deutschen Oper am Rhein* in Düsseldorf.

18 SAARBRÜCKER ZEITUNG,  
9.3.1983.

19 SAARBRÜCKER ZEITUNG,  
15.6.1985.

20 SAARBRÜCKER ZEITUNG,  
19.6.1985.

# I do it my way

Die Nachwuchskomponistin

Zeynep Gedizlioglu

Von Angela Mense

**M**it Pink Floyd hat es angefangen. Mit acht Jahren saß Zeynep Gedizlioglu (sprich: seinep gedislioulu) nicht brav am Klavier oder blies in eine Blockflöte. Statt dessen hing sie mit einem Ohr am Recorder und hörte von morgens bis abends ihre erste Musikkassette. Später kamen unter anderem Deep Purple, Yes, King Crimson und Traffic hinzu. Sie saugte Bob Dylan, Frank Zappa, die Beatles und Doors in sich auf. Jetzt sitzt sie mit rechteckiger Sonnenbrille im Biergarten am Saarbrücker Staden in der Frühlingssonne und erzählt von ihrer ersten Liebe. Nicht von der zu John Lennon oder Tony Morrison, sondern zu ihrer Musik, den schrillen E-Gitarren-Sounds, den elektronischen Klangexperimenten und dreckigen Harmonien. „I fell in love with music“, resümiert sie schlicht.

Heute, mit 26 Jahren, kann Zeynep Gedizlioglu ein Komponistendiplom von der Universität Istanbul, ein ansehnliches Werkverzeichnis und eine erste Auftragskomposition für das Forbacher Festival *Rendez-vous musique nouvelle* vorweisen. Auf einigen ihrer Künstlerfotos sieht sie mit ihren glatten, dunklen Haaren, den großen braunen Augen, der etwas breiteren Nase und den vollen Lippen fast mädchenhaft aus. Doch im Gespräch mit ihr kommt die Miene in Bewegung, hüpfen die Augenbrauen, runzelt sich die Stirn, gestikulieren die Hände und peilt der Blick den des Gegenübers an, das wie hypnotisiert zuhört. Sie ist ganz bei sich, eine Künstlerin, die von ihrem Werdegang spricht, als habe sich alles einfach ergeben.

Im türkischen Izmir als Tochter einer Schauspielerin und eines Malers geboren, ist sie im westlich geprägten Istanbul aufgewachsen. Ihre Eltern hätten nie versucht, sie in eine

bestimmte Richtung zu lenken. „Wir haben einfach zusammengelebt“, sagt sie. „Und ich habe bei ihrer Arbeit zugeschaut. Ich glaube, es war weniger, was sie gemacht haben, was mich beeindruckt hat, als vielmehr wie sie es gemacht haben, die Atmosphäre im Haus und ihre Einstellung zum Leben.“ Während die Mutter an der Universität in Izmir ihre Doktorarbeit in Theaterwissenschaften schrieb, hörte Zeynep beim Spielen zwischen Staffelei und Farbtöpfen Vaters Lieblingsmusik. Eben diesen 70er-Jahre-Alternativ-Rock, von dem sie später „besessen“ war, wie sie es ausdrückt. Die musikalische Erziehung Zeyneps beschränkte sich darauf, daß der Vater ihr ab und zu eine Kassette mit der Bemerkung auslieh: „Willst du das hören? Das ist interessant.“

Die Entscheidungen traf sie selber. Daß sie kein Instrument lernen wollte, weil das zu sehr nach trockenem Unterricht aussah; daß sie unabhängig davon mit neun Jahren beschloß, Musik zu machen; daß sie mit elf aufs Konservatorium ging. Die Anstalt war Teil der *Mimar Sinan Universität* in Istanbul und die einzige Möglichkeit für junge Leute, eine musikalische Karriere zu starten. Sie sei damals voll gewesen mit Musik, sagt Zeynep und greift mit beiden Händen an den Kopf, rollt mit den Augen wie unter einem Druck. Bei der Aufnahmeprüfung konnte sie mühelos Rhythmen klatschen, Melodien nachsingen und die Anzahl der Töne in einem Akkord erkennen. Man begutachtete ihre Lippen und Finger und suchte ihr ein Instrument aus: Oboe. Sie habe im Lexikon nachschlagen müssen, gesteht sie, um herauszufinden, was sie künftig spielen sollte. Am wichtigsten aber sei ihr gewesen, die musikalische Sprache zu lernen, um die Musik in ihrem Kopf in den Griff zu bekommen, sie zu benennen.

Wobei es nicht blieb, denn nach zwei Wochen Klavierunterricht komponierte die Elfjährige ihre ersten Stücke für Oboe und Klavier, die sie ihren Freunden regelmäßig vortrug. „Das war modale, etwas mediterrane, aber schon klassische Musik“, versucht sie ihre ersten Werke zu beschreiben. Und zu ihrer Motivation sagt sie: „Ich wollte das einfach machen, aus dem Bauch heraus. Ich habe das sehr geliebt.“ Deswegen mußte sie sich irgendwann gegen die Oboe entscheiden, auch wenn sie in den Prüfungen nie unter 95 von 100 Punkten lag. Die Zeit reichte nicht für Instrument und Komposition zusammen.



Mit 14 Jahren wechselte Zeynep in die Kompositionsklasse. Da wurde weniger über das künstlerische Selbstverständnis reflektiert als vielmehr Harmonielehre, Musiktheorie und Gehörbildung gepaukt. Den eigentlichen Kompositionsunterricht unter Anleitung eines Komponisten, Professor Cengiz Tanç, erhielt sie mit 17 Jahren an der Universität. Zur Aufnahmeprüfung hatte sie aus ihrem Repertoire fünf, sechs Stücke zum Vorspielen ausgesucht, die sie als „fertig“ betrachtete. Zu der Zeit hörte sie längst nicht mehr nur Pink Floyd, sondern vor allem Brian Eno und John Cale, aber auch Wagner, Strawinsky, Schönberg, Bartók, Messiaen und Satie. Mit 22 schloß sie ihr Studium ab.

Schon als Zwanzigjährige hat Zeynep am Konservatorium Musiktheorie unterrichtet. Eine Stelle an der Privat-Universität Akademie Istanbul kam hinzu. Daß sie jetzt hier am Saarbrücker Staden sitzt, hat sie einer fixen Idee in ihrem Hinterkopf zu verdanken. Und die hieß Ausland. Ein paar Empfehlungen kamen von der einen und der anderen Seite: Deutschlands Kunstszene sei sehr rege und kreativ, der Name des Komponisten und Hochschulprofessors Theo Brandmüller fiel. Mittlerweile hat sie knapp drei Jahre bei Brandmüller in

Saarbrücken studiert, im Sommer wird sie ihr Diplom machen. Manchmal wundert sie sich, wie ihr dies alles zufiel.

Vielleicht haben ihr nicht nur Talent, sondern auch Offenheit dabei geholfen. Sie fühlt sich wohl in Deutschland. In der kalten Jahreszeit könne man sich so schön zurückziehen und arbeiten. Sie genieße die Ruhe auf öffentlichen Plätzen. Jeder antworte freundlich, wenn sie jemanden anspreche, wundert sie sich aus ihren großen, dunklen Augen, sei es an der Bushaltestelle oder an der Hochschule. Man glaubt ihr sofort.

Wenn Paris eine schöne, kapriziöse Frau sei und Istanbul eine charmante Muse, so vergleiche sie Saarbrücken am ehesten mit einem gemütlichen, rundlichen und altersweisen Mann. Hier habe sie das Gefühl von Metropole nie sonderlich vermisst. In einer kleinen Stadt sei es einfacher, Gleichgesinnte zu treffen, untereinander zu diskutieren. Man müsse nicht nach der Szene suchen, in Saarbrücken sei sie greifbar in Konzertreihen und Festivals.

Und da mischt Zeynep Gedizlioglu kräftig mit. Ab dem zweiten Semester erhielt sie Stipendien von der *Bruno und Elisabeth Meindl Stiftung*, in diesem Jahr vom Kultusministerium. Dafür mußte sie in einem Freunde-und-Förderer-Konzert der Hochschule zwei Stücke präsentieren: *Blank blank blank, blank* für Gesang solo und *Streichquartett* unter Mitwirkung von Wolfgang Mertes, Konzertmeister am *Saarländischen Staatstheater*. Im November 2003 dann die Uraufführung ihrer Auftragskomposition *Die Tat* – ihr erstes elektronisches Stück – für *Rendez-vous musique nouvelle*, die in der FAZ lobend erwähnt wurde. Ihre Erklärung: „Vielleicht sehe ich so brav aus.“ Das glaubt man ihr nicht.

Was sie hier gelernt hat? Zum Beispiel, daß man mit Computern neben E-Mails schreiben auch komponieren kann. Im Forbacher Studio des Vereins *Rendez-vous musique nouvelle* und unter Anleitung des Komponisten François Donato vom GRM (*Groupe de recherches musicales*) in Paris kam sie zum ersten Mal in Kontakt mit elektronischer Musik. „Mit dem Computer schreibt man keine Noten, man denkt nicht nur über die Musik nach, sondern produziert sofort Klänge und hört gleichzeitig das Resultat. Da muß man die Form mehr kontrollieren. Das hat auch mein Schreiben von Instrumentalmusik verändert. Mir ist auch hier die Form wichtiger

## Werkverzeichnis (Auswahl)

Musik für die Theateraufführung von Edward Bonds *Olly's Prison*, Theater der Capa Universität, Istanbul, 1994

Musik für Samuel Beckett's *Act Without Word II*, Theaterkompanie *Studio Players*, Istanbul, 1994

*Kusku (Verdacht)* für Klavier, Uraufführung Festival *Grenzenlos. Kulturelle Begegnung mit der Türkei*, Berlin, 1995

*Untitled I, Untitled II* für Klavier, Uraufführung von Prof. Metin Ülkü im Rahmen des Konzerts *Zeitgenössische türkische Komponisten*, Radioübertragung AÇIK RADYO, Istanbul, 1997

Stück für großes Orchester, Komposition für Streichquartett, Oktett für 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Klarinetten und 2 Fagotte, eingereicht zum Abschlußexamen an der *Mimar Sinan Universität*, Istanbul, 1999

Musik für die Theateraufführung *Player* von Sahika Tekand, Theaterkompanie *Studio Players*, Istanbul, 2000

*Vier Stücke für Oboe, Klarinette und Fagott*, Uraufführung anlässlich eines Konzerts der Klasse Theo Brandmüller an der Musikhochschule Saarbrücken, 2001

*Blank blank blank, blank* für Stimme solo, *Atemlos* für Elektronik, Uraufführung anlässlich eines Konzerts der Klasse Theo Brandmüller an der Musikhochschule Saarbrücken, 2002

*Rufe* für Klarinette solo, Auftragswerk der Klarinettenklasse Eduard Brunner, Uraufführung Musikhochschule Saarbrücken, 2002

*Streichquartett*, Uraufführung Klassenabend Theo Brandmüller, Musikhochschule, Saarbrücken, 2003 (nächste Aufführung anlässlich des SR-Festivals *Musik im 21. Jahrhundert* am 19. Mai 2004 in der Musikhochschule Saarbrücken)

*Die Tat* für Elektronik, Auftragswerk des Festivals *Rendez-vous musique nouvelle* in Forbach, 2003

*Pentagramme* für Klavier, Auftragswerk für das Festival *Frau und Musik* in Colmar, 2003

geworden, und ich denke nicht mehr nur in Intensität oder Dynamik.“

Anders über Musik zu denken, das hat Zeynep auch von Theo Brandmüller und im Dialog mit Komponisten in den *Internationalen Ferienkursen für Neue Musik* in Darmstadt und in Avignon gelernt. „Am Istanbul Konservatorium genügte es meist, wenn sich die Komposition aus sich selbst heraus erklärte. Aber Komposition ist keine akademische Sache, es ist eine Kunst und muß mit einer Idee, mit dem Leben zu tun haben.“ Ihre erste Begegnung mit diesem Leben war zunächst einmal ein Schock, „ein angenehmer Schock“, korrigiert sie. Das war Stockhausens Aufführung von *Freitag* aus dem Zyklus *Licht* beim Forbacher Festival 2002. Bis dahin kannte sie den Komponisten nur aus dem Lehrbuch. „Leben“, das sei die ständige Auseinandersetzung mit der Musik, nicht zu fragen, was sie ist, sondern warum sie ist.

Sie scheint bereit für die letzte Frage: Warum komponiert sie? „Ich fühle mich dabei gut, satisfied“, sagt sie nach einiger Überlegung. „Das paßt zu einem Teil meines Charakters.“ Mit den anderen Teilen singt sie und spielt Klavier in Clubs und Bars in Istanbul, in Saarbrücken ab und zu im Zapata. Nebenbei

erwähnt sie, daß sie auf der CD eines berühmten Istanbulers einen Gastauftritt hat. Zeichnen tut sie auch, sozusagen zur Erholung. Aber sie hätte nie akzeptiert, daß ihr Vater, der nach ihrer Zeichnerie ganz verrückt sei, ihr ein eigenes Atelier einrichtet. Es sei nicht ihre Berufung. „Mit der Komposition weiß ich, daß ich etwas – nicht ändern – aber vielleicht bewegen kann. Mit meiner Musik baue ich etwas auf, das vorher nicht da war. Vielleicht ist es nicht völlig neu, aber in gewisser Weise speziell, I do it my way.“

Das heißt, erst mal Schritt für Schritt zu leben. Nach ihrem Abschluß im Sommer möchte Zeynep Gedizlioglu noch ein Aufbaustudium bei Theo Brandmüller machen und versuchen, in Istanbul künstlerisch Fuß zu fassen. Die Zeichen stehen gut: Als sie kürzlich auf Heimaturlaub war, attestierte man ihr bei einem Komponisten-Seminar, sie sei die künftige Vertreterin Nummer Eins ihrer Komponistengeneration in der Türkei. „Ok, ich muß noch viel lernen und arbeiten. Es gibt sehr viele Türen zu öffnen.“ Lächelt verlegen und wundert sich über das gelungene Schlußwort.

# Ein Sender ohne Format

## Radio Salü in der Krise

Von Uwe Loebens

### Vögeln für die Quote

Die Auguren der Radioszene prophezeiten es schon länger, und aus dem SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK wurden Gerüchte genüßlich darüber ausgestreut, was jetzt eine Pressemitteilung vom 15. Juni verkündete. RADIO SALÜ teilt mit, daß der bisherige Geschäftsführer Jan-Michael Meinecke „zum Spätsommer 2004 aus der Geschäftsführung der Radio Salü – Euro-Radio Saar GmbH ausscheiden und in den Aufsichtsrat des Unternehmens wechseln“ wird. Es war zu erwarten, daß der hausintern ungeliebte Geschäftsführer aus seinem Job herauskomplimentiert werden würde. Spätestens seit der Niederlage von RADIO SALÜ bei der Bewerbung um die landesweite Frequenz 103,7 MHz. befindet sich das erfolgreichste Privatrado der Bundesrepublik in einer Krise, die zu bewältigen nicht nur erklärte Gegner Meinecke nicht mehr zutrauten. In der Szene war man sozusagen fünf Minuten früher informiert.

Aber hätte man gedacht, daß es inzwischen derart schlecht um die Gunst der Hörer bestellt sein soll, und geglaubt, daß in der Geschäftsleitung und beim Morningshow-Moderator Wallitzek die Rechenkünste so erschreckend schwach ausgeprägt sind? Not macht erfinderisch, und wer es im Kopf nicht hat, der hat es vielleicht in der Hose. Selbst mit Viagra randgefüllte Potentaten werden angesichts der folgenden Zahlen beschämt in Klöster abwandern – sollten Meinecke, Wallitzek und Co. von ihren Fähigkeiten auf die ihrer Mitmenschen geschlossen haben. Wurden doch zu Jahresbeginn im RADIO-SALÜ-Gewinnspiel *1.000 Babys für das Saarland* für „die größte Liebesnacht aller Zeiten“ 50 saarländische Paare zu einem Verwöhnwochenende in einem Weiskircher Wellness-Hotel ausgelost, um dort in von stimulierenden Düften geschwängerten Betten die Schar der SALÜ-Hörer zu vermehren. Wenn sich die Herrschaften eben nicht verrechnet haben, müßten im sehnsüchtig erwarteten Jubelmonat

Oktober demnach in 50 Kreißsälen Zwanziglinge das Licht der Welt erblicken.

Die Ergebnisse der letzten *Media Analyse (MA) 2004/I* legen solch verzweifelte Maßnahmen körperlicher Ertüchtigung nicht einmal nahe. Erneut hat RADIO SALÜ mit 460.000 Hörern die asthmatische Konkurrenz der einzelnen SR-Wellen entspannt hinter sich gelassen. Man sollte meinen, die Salü-Welt sei so gutge-launt und heil, wie sie aus dem Äther übers ganze Saarland schwappt. Noch-Geschäftsführer Jan-Michael Meinecke wirkt an jenem kalten Wintervormittag auch gar nicht, als hätte er im Dienst der Quote eine anstrengende Nacht verbracht. Sonnengebräunt, als sei er gerade aus dem Urlaub – *Après-Ski* der gehobenen Mittelklasse – in Saarbrücken eingetroffen, empfängt er seinen Besucher in der Saarbrücker Richard-Wagner-Straße, wo der Sender in einem gesichtslosen 60er-Jahre-Bau residiert. Meinecke spielt die Aufregung eines Medienmenschen, der vorgibt, sich von politischen Ereignissen noch in irgendeiner Form beeindrucken zu lassen. „Haben Sie gehört?“ Der Besucher hat noch nichts gehört, er war gerade auf dem Weg zum Termin. Meinecke weiter aufgeregt: „Bundeskanzler Schröder ist vom Parteivorsitz zurückgetreten.“ Dazu wedelt er mit der aktuellen Ausgabe der *BILD*-Zeitung, deren Schlagzeile nicht zu übersehen ist: „Woher die das schon wieder wußten? Die müssen einfach über ausgezeichnete Kontakte verfügen.“ Während der Besuch im nüchternen Büro am Besprechungstisch Platz nimmt und dabei ein vages Bild von einem bissigen Bundeskanzler Schröder vor seinem inneren Auge aufsteigen läßt, wählt Meinecke an seinem Schreibtisch betont eifrig eine Telephonnummer und flötet seiner Nachrichtenredaktion ein Lob für die gute Aufbereitung der gerade beendeten Kanzler-Pressekonferenz in den Hörer. Er weiß, wie gerne sein Gast sich solche Kleinigkeiten merkt. Dagegen weiß er nicht, daß dieser wiederum darüber informiert ist, wie wenig Einblick Meinecke über die Vorgänge in den Räumlichkeiten eine Etage über ihm hat. Leider kann man nicht das hektische Fußgetrappel hören, das vom Erscheinen seiner Nummer auf dem Telephon-Display ausgelöst worden ist, noch den panischen Fluchtreflex dort oben sehen – oder das bleiche Erstaunen über ein äußerst selten gehörtes Lob. Denn gewöhnlich herrschen zwischen Geschäftsleitung und Programm-

abteilung Umgangsformen in der Lautstärke eines formatuntypischen *Heavy Metal*-Konzerts.

Inzwischen hat sich Meinecke an den Besprechungstisch gesetzt und gibt mit dem letzten verbliebenen Rest eines vorpubertären Knabencharmes den windschnittigen Geschäftsführer, der mit für die saarländische Konkurrenz manchmal allzu deutlichen Aussagen das Privatradio gegen allerlei unsittliche Übergriffe in Schutz nimmt (siehe auch SAARBRÜCKER HEFTE 89/2003, S. 47ff.). Wenn er sich zu einer seiner mit Nachdruck vorgebrachten rhetorischen Fragen aufschwingt - „Ich bitte Sie, ist *das* öffentlich-rechtliches Radio?“ -, klingt es, als verteidige er mindestens die freiheitlich-demokratische Grundordnung, wenn nicht gar den Weltfrieden. Er sei eben ein blendender Darsteller, behaupten einige frustrierte Gestalten aus den Anfängen des saarländischen Privatradios und werden sentimental. Was waren das für Zeiten, als man sich das Wort „Piratensender“ noch wie eine geheimbündlerische Beschwörungsformel zumurmelte und in „Privatradio“ die marktwirtschaftlich legitimierte Variante - Urlaubsanspruch inklusive - jener auf hoher See schippernden Sendemäste sah. Wer dachte damals schon an Dividenden und Formatprogramm (siehe auch Anmerkung rechte Seite).

Dem smarten Meinecke, der den modernistischen Radiogeist vertritt, ist die gebräunte Haut zuletzt sehr dünn geworden. Zur Vergabe der Frequenz 103,7 an UNSER DING vom SAARLÄNDISCHEN RUNDfunk befragt, spricht er sofort hochtourig. („Ich bitte Sie, ist *das* öffentlich-rechtlicher Rundfunk?“) Nicht zum ersten Mal wird offenkundig, wie sehr ihn diese berufliche Niederlage schmerzt. Als der SR etwa die Frequenzentscheidung Anfang des Jahres in einer Plakataktion bejubelte und nicht ohne augenzwinkernde Häme dabei ein graffiti-artig übersprühtes RADIO SALÜ-Logo benutzte, platzte dem ohnehin als Choleriker verrufenen Meinecke der Kragen. Er drohte mit rechtlichen Schritten gegen den Mißbrauch und prangerte die Verschwendung von Rundfunkgebühren zum Zwecke unredlicher Werbung an. Ein bißchen mehr Gelassenheit hätte er schon erwartet, ließ Andreas Weber, SR 1-Wellenchef und Verantwortlicher von UNSER DING, in der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 17. Januar 2004 verbreiten und konterte seinerseits mit einer rhetorischen Frage: „Endet der Hu-

mor bei SALÜ nach der Morningshow?“ Weber, der jahrelang im SALÜ-Aufsichtsrat jene 20% Anteile repräsentierte, die der SR hält, um unliebsame „Medienkonkurrenz wie die SAARBRÜCKER ZEITUNG vom Privatradio“ (SR-Intendant Fritz Raff) fernzuhalten, erweist sich nicht nur darin als gelehriger Schüler. Auch für das Programm von SR 1 und dessen Werbung hat er sich in dieser Zeit bekanntermaßen wertvolle Anregungen geholt.

### Tücken einer Frequenzvergabe

Der Kampf zwischen SR und RADIO SALÜ um die Frequenz 103,7 und damit um gewichtige Marktanteile hat in der saarländischen Rundfunklandschaft tiefe Spuren hinterlassen. Die feinbetuchten Herrschaften gingen ziemlich unfein miteinander um. Da wurden in verräucherten Hinterzimmern Strippen gezogen, da wurde gepokert, verleumdet und gedroht. RADIO SALÜ scheute sich nicht, über seinen größten Anteilseigner Radio EUROPE 1 (45%) und Tochterunternehmen des französischen Verlags- und Flugzeugbau-Multis *Lagadère* mit besten Kontakten zur Regierung, auf den damaligen französischen Kulturminister einzuwirken. Er erhielt den Auftrag, mit dem saarländischen Ministerpräsidenten Peter Müller, der als Bundesbevollmächtigter für deutsch-französische Kulturfragen immer wieder gerne in Paris dinieren geht, ein ernstes Wörtchen zu reden. Peter Müller wird bei diesem Gespräch der Appetit vergangen sein. Er, der wenige Monate nach seiner Amtsübernahme 1999 dazu übergegangen ist, die einfältigen Sprüche seines aus Schulzeiten vertrauten Werbestrategen als Politik zu verkaufen, benötigte keine Marketingberatung, um sich derlei Einflußnahme zu verbitten. Ziemlich beleidigt sagte er einen vorgesehenen Besuch des Pariser Stammhauses von EUROPE 1 kurzfristig ab. Weitere diplomatische Peinlichkeiten folgten. Aber darüber schweigt sich Staatssekretär Karl Rauber, Leiter der saarländischen Staatskanzlei und Herr über deren Propagandaabteilung, vornehm aus - und der ist sonst nicht gerade für eine einfühlsame Diktion berühmt. Die Drohung Meineckes gegenüber der Landesregierung bzw. der Landesmedienanstalt (LMS), bei einer Frequenzvergabe zu Ungunsten von RADIO SALÜ 20% der Belegschaft zu entlassen, soll das Klima endgültig vergiftet

haben. „Stimmt nicht. Die Drohung wurde nicht ausgesprochen,“ behauptet Rauber.

Dies sei nicht geschehen, bestätigt eine jugendliche Vertreterin der LMS. Diese Übereinstimmung befremdet um so mehr, als Medienkenner behaupten, Staatskanzlei und Medienanstalt stünden sich spinnefeind gegenüber. Die Feindseligkeit wird kaum mit der Berufung des CDU-Mitglieds Gerd Bauer zum LMS-Direktor zusammenhängen. Seine Parteifreunde hatten den Kommunalpolitiker, dessen ausgewiesene Kompetenz in der unerschrockenen Verarbeitung von Wahlunterlagen liegt, nach seiner grandiosen Schlappe – trotz der Unterstützung eines einsatzfreudigen *Junge Union Wahlkampfteams* – als Saarbrücker OB-Kandidat in die LMS entsorgt und deren Bedeutung für die Regierung damit eindeutig unterstrichen. Daß Gerd Bauer, kaum im Amt, vier Mitarbeiter mit dem Argument fehlender Betätigungsfelder entlassen hat, um kurz darauf zwei Mitstreiter seines Wahlkampfteams mit Posten zu belohnen, dürfte die Parteifreunde in der Staatskanzlei kaum geschockt haben. Ob die Medienanstalt als Sachwalterin der Privaten die Frequenzentscheidung der Landesregierung zugunsten von UNSER DING – „ein klares Bekenntnis zum Erhalt des SR“ (Karl Rauber) – uneingeschränkt mitträgt, darf dagegen bezweifelt werden. Schlimmer noch: Die Liberalisierung der Sendelizenzenvergabe durch das neue saarländische Mediengesetz bedeutet eine erhebliche Einflußverringerung der LMS, die zwar die Lizenzverfahren ausschreiben, aber erst drei Monate nach Start eines neulizensierten Programms dessen Rechtmäßigkeit überprüfen und gegebenenfalls Auflagen verordnen kann. Ihr Einfluß auf die Gesellschafterstruktur eines Senders bzw. deren Veränderung durch Veräußerung von Anteilen ist erheblich eingeschränkt worden. Ein Umstand, vor dem Medienrechtler warnen. Es sei eine bedenkliche juristische Grauzone entstanden und niemand könne derzeit einschätzen, inwieweit sie von kartellrechtlichen Bestimmungen oder gar dem Grundgesetz eingegrenzt wird. Es heißt, den saarländischen Landtagsabgeordneten sei die ganze Tragweite ihrer medienpolitischen Entscheidung noch nicht bewußt. Aber in ihrer Vorbereitung sei es zu erheblichen Friktionen zwischen Landesregierung und LMS gekommen. „Stimmt alles nicht,“ die jugendliche Vertreterin der Medienanstalt gibt

sich erstaunt, „wir arbeiten sehr einvernehmlich mit der Landesregierung zusammen.“

„Ist nicht wahr,“ bringt sich Jan-Michael Meinecke wieder in Erinnerung. Er meint allerdings seine angebliche Drohung, die keine gewesen sein soll: „Ich habe nur auf die Folgen einer für RADIO SALÜ negativen Frequenzentscheidung hingewiesen.“ Er rechnet vor: Bei der Vergabe der Frequenz 103,7 an UNSER DING mit seiner Ausrichtung

auf das Hörersegment der 14- bis 29jährigen verlöre der Privatsender in dieser für ihn nicht unwichtigen Zielgruppe (laut MA 2003/II etwa ein Drittel der täglichen SALÜ-Hörer) an Boden. Zumal mit dem *black music*-Format JAM FM, dem zwei zusätzliche lokale Frequenzen zuerkannt wurden, ein weiterer Konkurrent um die begehrte Zielgruppe buhlt. Die Geschäftsleitung von SALÜ, so Meinecke, befürchte dadurch Werbeverluste von bis zu 750.000 EUR jährlich, ein Betrag, mit dem man zehn festangestellte Mitarbeiter oder 20% der Belegschaft finanzieren könne. „Ist dies noch Mittelstandsförderung,“ Meinecke verlegt sich wieder auf große Gesten, „wenn eine Landesregierung, die sich doch gerade die Förderung des Mittelstands auf die

Fahnen geschrieben hat, den SR bevorzugt?“ Allerdings übersieht er, daß sich der SR gerade selbst ein Problem importiert hat. Derzeit streitet sich nämlich UNSER DING mit SR 1 EUROPAWELLE darum, wer wann welche Hits spielen, wer also das attraktive Publikum bezirzen darf. Erneut bezweifelt Meinecke, daß UNSER DING ein Programm nach Maßgabe des öffentlich-rechtlichen Auftrags anbietet. Die an die Frequenzvergabe gebundene Auflage einer werbungsfreien Jugendwelle hält er für eine Farce, der Übergang von Eigenwerbung für

### Was ist Formatradio?

Ein Formatradioprogramm verfolgt das Ziel, im Hörfunkmarkt auf der Grundlage von Marktforschungsinformationen und einer daraus entwickelten Marketingstrategie ein unverwechselbares Radioprogramm als Markenprodukt zu etablieren, das genau auf die Bedürfnisse einer klar definierten Zielgruppe abgestimmt ist.

Dies geschieht, indem alle Programmelemente sowie alle übrigen Aktivitäten eines Senders konsequent auf die strategischen Marketingvorgaben ausgerichtet und konstant empirisch auf ihre Hörerakzeptanz überprüft werden.

Es dient dazu, die Hörerbedürfnisse der Zielgruppe möglichst optimal zu befriedigen, um so möglichst viele Hörer an das Programm zu binden und im Falle einer Werbefinanzierung des Senders diese Einschaltquoten gewinnbringend an den Werbekunden zu verkaufen.

aus: Klaus Goldhammer, *Formatradio in Deutschland*, Konzepte, Techniken und Hintergründe der Programmgestaltung von Hörfunkstationen, *Wissenschaftsverlag*, Berlin 1995.

Veranstaltungen zu Sponsoring usf. sei fließend. Das Argument der Programmvielfalt, mit dem die Staatskanzlei ihre Entscheidung rechtfertigt, läßt Meinecke ebensowenig gelten; mit zwei RADIO SALÜ-Wellen wäre sie genauso gewährleistet.

Trotz des Grolls von Meinecke bemüht sich der Sender um die atmosphärische Verbesserung der Beziehung zur Landesregierung. Im Frühjahr ging eine gemeinsam mit der Landesregierung initiierte Höreraktion zur Lehrstellensuche über den Äther – logisch, die Wahlkampfzeit hatte längst begonnen. Und Peter Müller wird eingedenk des rapiden Saarländerschwunds die erheblichen Anstrengungen in einem Weiskircher Wellnesshotel zur wundersamen Vermehrung seines Volkes mit Wohlgefallen zur Kenntnis genommen haben.

### Rabatte und Dividenden

Auf die Frage, ob Geschäftsführung und Aufsichtsrat nicht ein *worst-case*-Szenario durchgespielt hätten, versinkt Dr. Rüdiger Furkel im Sessel. Der derzeit amtierende Aufsichtsratsvorsitzende von RADIO SALÜ und Geschäftsführer der *Europäischen Rundfunk- und Fernseh-GmbH Europe 1* blickt wie ein von einem plötzlichen Lichteinfall aufgeschreckter Kauz reichlich irritiert aus seinem graublauen Anzug, der den Endfünfiger zur Unauffälligkeit verdammt. Seine Anwaltskanzlei, die im Dachgeschoß eines großbürgerlichen Hauses der Jahrhundertwende untergebracht ist, füllt abendliche Ruhe. Soeben hat die Sekretärin den Kopierer ausgeschaltet und sich mit einem blonden Lächeln dezent in den Feierabend verabschiedet. Draußen überschüttet der Winter ein letztes Mal die Stadt mit fetten, geräuschkämpfenden Schneeflocken, während die sich auf dem Schreibtisch türmenden

### Die Gesellschafter von Radio Salü

Radio EUROPE 1, das als Speerspitze des Mutterkonzerns *Lagadère* innerhalb der von deutschen Verlagen als *closed shop* dominierten bundesrepublikanischen Radiolandschaft dienen sollte und technische Aufbauhilfe bei der SALÜ-Gründung leistete, hält 45% der Anteile, der Saarländische Rundfunk ist mit 20% zweitgrößter Anteilseigner. Über immerhin 12% verfügt die *Radio 2000 Beteiligungs-GmbH*, die aus einer Juso-Initiativgruppe zur Gründung eines Privatradios hervorgegangen ist. Neben der *Sparkassenförderungsgesellschaft Saar* mit 10%, sind die *Union Druck- und Zeitungsverlag GmbH* mit 6%, hinter der die *SAARBRÜCKER ZEITUNG* steht, und die *Prisma Plus Gesellschaft für Beteiligungen* mit 5% beteiligt. Über den Paulinus Verlag mit 2% der Anteile ist auch kirchlicher Einfluß gewährleistet.

Akten in einen wohligen Dämmer gefallen sind. Nichts deutet auf die hektische Lage an der Radiofront hin.

Nein, man hätte, so Dr. Furkel, noch im August letzten Jahres aus der Staatskanzlei zur Vergabe der Frequenz 103,7 äußerst positive Signale empfangen und wäre von der Entscheidung im Dezember völlig unvorbereitet überrascht worden. Bei dieser für ein privatwirtschaftlich geführtes Unternehmen nicht sehr vertrauenserweckenden Antwort rutscht er noch tiefer in das Polster, läßt die Arme flüggellahm hängen und schaltet die Augen auf Nachtblende. Inzwischen wurde als erste Konsequenz aus dem Frequenzdebakel RADIO SALÜ GOLD eingestellt, das über DAB probelief und als Konkurrenz zur SR 3 SAARLANDWELLE für die Frequenz 103,7 vorgesehen war – „Ein Oldie-Programm, das im Saarland keine Chance gehabt hätte.“ (Karl Rauber). Aber reicht dies? „In Zukunft müssen wir unsere Präsenz im Saarland erheblich verstärken,“ Dr. Furkel reagiert damit auf einen vielfach geäußerten Vorwurf, insbesondere Meinecke wäre im Gegensatz zu den agilen Fritz Raff und Matthias Bimmermann von JAM FM nie auf Parteitag, Gewerkschaftskongressen und Gesellschaftstänzen gesichtet worden und hätte das schlechte *standing* von SALÜ im Saarland mitzuverantworten.

Wenn Dr. Furkel wüßte, was alles an Freundlichkeiten über den SALÜ-Aufsichtsrat kolportiert wird, würde er nicht nur die Augen noch weiter aufreißen, sondern zugleich auch die Ohren undurchlässig verschließen: Der Aufsichtsrat – von Medieninsidern in „Wegsichtsrat“ umgetauft – erwache pünktlich zum Empfang der Dividenden aus seinem ganzjährigen Winterschlaf und kümmerge sich, solange der Geldsäckel gefüllt sei, nicht im Geringsten um das Produkt RADIO SALÜ. Der wirtschaftliche Erfolg des Senders ist aber auch zu verführerisch und einschläfernd – er gilt weithin als Gelddruckmaschine. Seine Gründung war allerdings nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch motiviert. Sie wurde von SPD-Kreisen in der Hoffnung mitbetrieben, dem als „schwarzlastig“ empfundenen SR einen linksorientierten Privatsender entgegensetzen zu können. Die 1989 austarierte Gesellschafterzusammensetzung, Voraussetzung für die Lizenzierung des

musikorientierten Vollprogramms durch die LMS, stellt das Beispiel eines „saarländischen Konsensmodells“ dar, in dem die gesellschaftlich-relevanten Gruppen berücksichtigt worden sind (s. auch linke Seite unten). Mittlerweile sind der Medienanstalt insbesondere die Anteile des SR ein Dorn im Auge. Sie müht sich, eine Neuverteilung der Gesellschafteranteile zu betreiben – in Zeiten, in denen die großen Medienkonzerne sich in jedes schwächelnde Unternehmen einzukaufen versuchen, ein bedenkliches Unterfangen. Der Aufsichtsrat debattiert derweil über die essentielle Frage, ob die Regierungspartei CDU in diesem Gremium nicht personell unterrepräsentiert sei. Wozu auch über Programminhalte streiten. Denn das Radio, das am 1. September 1990 mit rund 1 Mio. Euro Startkapital auf Sendung gegangen ist, hat innerhalb kürzester Zeit der drögen öffentlich-rechtlichen Konkurrenz, die sämtliche radiophonen Entwicklungen verschlief, den Rang in der Gunst der Hörer abgelaufen. Die im Saarland für private Radioanbieter bequeme Konkurrenzsituation hat ihr übriges dazugetan. Dieser im Vergleich zum SR andauernde Erfolg ermöglicht SALÜ, sich mit RADIO ROCKLAND in Pirmasens, 100,5 DAS HITRADIO in Eupen und ANTENNE AC in Aachen gleich drei Tochterunternehmen zu halten, die derzeit noch mit Verlust senden.

SALÜ besteht die mit der Rezession einhergehenden Rückgänge der Werbeeinnahmen dank der guten Quoten besser als andere Privatradios, als RPR etwa, das sein zweites Programm eingestellt und dessen Personal entlassen hat. Bundesrepublikanische Privatradios verzeichnen einen Werberückgang von 10 bis 15%. Zum einen hat sich das Verhalten der Werbewirtschaft dahingehend verändert, daß an die Stelle längerfristig angelegter Partnerschaften zunehmend unverlässliche und kurzfristige Buchungen von Werbezeiten getreten sind. Zum anderen lassen die Werbekunden ihre Spots nur noch in der quotenträchtigen Radio-Primetime laufen. Insider der Radioszene wollen wissen, daß sich zwar der Einnahmerückgang bei SALÜ auf nur 6 bis 8% belaufe, dieser aber zu wiederum 70% hausgemacht, auf die Unfähigkeit der Marketingleitung zurückzuführen sei. Bisher habe zwischen der mit insgesamt neun Mitarbeitern als aufgebläht empfundenen Marketingabteilung und ihrer Leitung ein absonderlicher Konkurrenzkampf um die Werbekundschaft stattgefunden.

den. Der Marketingchef habe mit Sonderangeboten seiner Abteilung bereits fest gebuchten Kunden Nachlaß gewährt in der Hoffnung auf ein paar Rabatte beim Einkauf oder einen Wochenendausflug in einer kostenlos zur Verfügung gestellten Nobelkarosse. Da dieser Mißstand unmittelbar die Dividenden der Gesellschafter bedroht, ist der Aufsichtsrat zum ersten Mal erwacht und hat im April mit dem Marketingchef einen Busenfreund Meineckes entlassen – der Stern des Geschäftsführers schien damit auch im Sinken begriffen. Aber nicht nur personell liegt vieles im Argen. Darauf weiß Dr. Rüdiger Furkel an jenem Spätwinterabend in seiner dämmerigen Kanzlei kaum mehr als einen Allgemeinplatz aufzusagen: „Die neue Mediensituation muß bewältigt werden.“ Es klingt wie der hohle Ruf eines Käuzchens im kältestarren Wald.

### Folgen einer päpstlichen Befugnis

Selbst eingefleischte Verteidiger des Privatfunks verstehen, in Anbetracht einer intellektuellen Unterforderung der Hörer, die inzwischen den Tatbestand der Körperverletzung erfüllt, die ungebrochene Beliebtheit von SALÜ nicht mehr. Aber Meinecke läßt nichts unversucht, damit es weiterhin so bleibt. Unter dem Stichwort „Wissensakquisition“ ruft er sich regelmäßig einen Radioberater ins Haus. John Mönninghoff von *Coleman Europe* – der Berater seines Vertrauens – stellt man sich als einen knapp über 30jährigen mit reichlich gegeltem Kurzhaar vor, der in börsentauglichem Streifenhemd, teurem Jackett, Markenjeans und auf Hochglanz poliertem Edelschuhwerk jungdynamisch und von sich selbst euphorisiert desorientierte Funkhäuser auf Vordermann bringt, Radioprogramme auf ökonomischen Erfolg hin optimiert. Daß Mönninghoff durch die bundesrepublikanischen Lande zieht, jede noch so unschuldige private Station mit einem überall gleichlautenden Einmal-konzept beglückt und damit große Mitverantwortung für den einheitlichen deutschen Dudelteppich trägt, stört Meinecke wenig. Mönninghoff genießt päpstliche Vollmacht; was er sagt, wird in der Richard-Wagner-Straße eins zu eins umgesetzt. Als ausgewiesener Philosoph des Äthers wartet Mönninghoff mit knackigen Weisheiten auf: „*Wie das Radio Bedürfnisse befriedigt: Langeweile vermeiden*“

- Erinnerungswert schaffen - Antrieb/Vermittlung guter Laune - Entspannung - in Kontakt bleiben.“, oder: „Erfolgsstrategie im Radio - was wir heute wissen: - Vom Sendungsmedium (Blockprogrammierung) zum Sendermedium - Radio ist in erster Linie ein Unterhaltungsmedium - Radio muß eine emotionale Ebene mit den Hörern aufbauen (der ‚coolste‘ meiner Freunde) - Haupteinschaltgrund ist die Musik - Ausschaltgründe vermeiden - Einschaltgründe provozieren“, oder: „Die Botschaft: Radio hat Format - Radio bewegt - für alle Unzufriedenen: die Rettung ist nah ... - Stell's lauter!“. Auf der

## Wort und Werbung

Laut der Studie *Profilanalyse saarländischer Hörfunkprogramme. Ergebnisbericht* schlüsselt sich der Wortanteil auf in 47% Werbung (in der saarländischen Radiolandschaft der absolut höchste Wert), 24% informationsorientierte Wortbeiträge (der niedrigste saarländische Wert). Die „informationsorientierten Wortbeiträge“ wiederum teilen sich zu 59% in Nachrichten, zu 35% in Service wie Verkehrs- und Wetterinformationen und zu 6% in Sonstiges auf. „Die geringste Dauer [informationsorientierter Beiträge zwischen 6.00 und 18.00 Uhr] weisen JamFM mit 38 Minuten, Radio Salü mit 37 Minuten sowie Unser Ding mit 27 Minuten auf. (S. 23)

Die Werbung unterteilt sich zu 54% in kommerzielle Werbung, zu 8% in Sponsoring, zu 3% in ODS (öffentliche Durchsagen) und zu 34% in Promotion. „Der höchste Umfang kommerzieller Werbung findet sich bei Radio Salü, gefolgt von SR 1, SR 3 und JamFM.“ (S. 52)

Grundlage dieser Plati- tuden nötigt er die Pro- grammacher von SALÜ dazu, immer neue Mar- ketinggags und Pro- gramminfantilitäten in die ohnehin minutiös durchstrukturierten Sen- destunden einzuweben. Aber die Hörer dan- ken derlei Inventionen mit einer zunehmen- den Flucht in den Nicht- hörerbereich. Sie stellen sich lieber per CD-Play- er ihr eigenes Musik- programm zusammen - eine Entwicklung, die nicht nur RADIO SALÜ, sondern private wie öf- fentlich-rechtliche Sen- der gleichermaßen be- trifft. Für den Saarbrük- ker Privatsender bedeu- tet dies einen Verlust - in der Durchschnitts- stunde zwischen 6 und 18 Uhr gemessen - von allein im letzten Jahr 20.000 Hörern. Auch die Verweildauer der Hörer auf dem SALÜ-Pro- gramm nimmt in besorgniserregender Weise ab. Immer häufiger wird nur noch gezielt zu den Gewinnspielen eingeschaltet, mit denen SALÜ in den für die MA-Umfrage relevanten Programmzeiten seinerseits die Quote künst- lich hochpuscht - wie zuletzt mit dem 50.000 Euro-Gewinnspiel.

Ein drittes Phänomen wächst sich für SALÜ zu einem ersten Problem aus. Mit der Erwei- terung der angesprochenen Zielgruppe auf die werbewirksamen 14- bis 49jährigen, die

laut Kritikern eine Verwässerung des Profils zur Folge hat, koppelt sich der Sender zuneh- mend vom jungen Publikum ab. Die Hörer- schar, im Durchschnitt Mitte Dreißig, altert mit ihm mit. So gesehen verwundert Meineckes Zorn auf die erstarkte Konkurrenz von UNSER DING mit dem wesentlich jüngeren Programm nicht. All diese Entwicklungen könnten aber auch ein Hinweis darauf sein, daß sich das Formatradio zu überleben beginnt.

Jenen frustrierten Gestalten, in deren See- len noch ein letzter Traumfetzen vom „Piraten- sender“ haust, sind externe Berater und For- matradio sowieso ein Graus. Sie gedenken der Anfänge von RADIO SALÜ, als ein regional orientiertes Programm mit deutsch-französi- schem Touch junge Hörer mit Hintergrund- informationen, aber natürlich auch und vor- nehmlich mit Hitparadenmusik unterhalten wollte. Berichte aus der regionalen Wirt- schafts- und Unipolitik hätten gerade bei dem universitären, „intellektuellen“ Publikum gro- ßen Anklang gefunden. Mitte der 90er Jahre sei man sogar das Wagnis eingegangen, zu- sammen mit Deutschlandradio ein zweites, musikalisch ambitioniertes, informatives Ra- dioprogramm anzubieten. Während letzteres hausintern umstritten war, deshalb nicht von einem mittelfristig angelegten Vermarktungs- konzept begleitet wurde und bald darauf scheiterte, konnte ersteres bei der potentiellen Werbekundschaft keinen überzeugenden Er- folg verbuchen. Vornehmlich der französische Gesellschafter drängte auf Veränderung; seine Investitionen sollten sich endlich rechnen. Spätestens mit der Inthronisation Meineckes 1998 wurde RADIO SALÜ zügig in ein *main- stream*-Formatradio umgewandelt, der Wort- anteil auf das vorgeschriebene quantitative Mindestmaß reduziert - nicht ohne ein ver- nehmliches Grollen der LMS, die schon früh die Einhaltung der Lizenzvorgaben, also 30% Wortanteil im Programm anmahnte. An dieser Maßgabe hangelt sich das Salü-Programm seit- her entlang. Laut der von der LMS in Auftrag gegebenen, Ende 2002 erhobenen und 2003 veröffentlichten Studie *Profilanalyse saarlän- discher Hörfunkprogramme. Ergebnisbericht* aus dem Haus des Medienforschers Winter- hoff-Spurk, die wegen einiger zweifelhafter, teilweise auch tautologischer Parameter mit Vorsicht zu genießen ist, mit der aber im ver- gangenen Jahr tüchtig Medienpolitik gemacht wurde, betrug der SALÜ-Wortanteil im Pro-

gramm im Erhebungszeitraum quantitativ gesehen 32%. Genaugenommen bedeutet dieser Wert nicht viel, zählt diese Studie doch alles mit, was irgendwie nach „Wort“ klingt (siehe auch Anmerkung linke Seite). Wenn man die mit *Fünf Minuten früher informiert* verkauften Nachrichten von ihren Plapperschlacken reinigt, dann bleiben kaum drei Minuten Information pro Stunde übrig, von denen mindestens eine halbe Wetter und Verkehr gewidmet ist. Hintergrundberichte mit entsprechender Recherche gehören der Vergangenheit an und gelegentliche Interviews mit saarländischen Größen dienen als Alibi-Reihe der Sicherung des vorgeschriebenen Wortanteils. Das Privatrado von regionalem Zuschnitt, das Radioinsider als vorbildlich für die ganze Bundesrepublik bezeichnen, ist damit so gut wie erledigt.

Die SALÜ-Mitarbeiter schütteln über Marketinggags, Entregionalisierung und Entwertung des Programms nur verständnislos den Kopf. Sofern sie nicht familiär gebunden und hoffnungslos saarlandabhängig sind, suchen sie das Weite. Ihre Entmündigung durch den externen Berater Mönninghoff ist so weit fortgeschritten, daß selbst der Morningshow-Moderator „Walli“ Wallitzek, dem man beim morgendlichen Zuhören diese Geistesgegenwart nicht zutrauen würde, entnervt zum Jahresende gekündigt hat. Er, der, so wollen es Insider wissen, ein Naturtalent der Komik sei und der auf Mitarbeiterversammlungen die wahrhaft witzigen Beiträge liefere, hat es satt, in der Morningshow vorformulierte flau Witze ablesen zu müssen.

### **Frisch frisiert ins radiophone (Un)Glück**

Trotzdem – privates Radio scheint eine magische Anziehung auszuüben. In jeder *Daily Soap*, in denen die jungen Leute „schon so aussehen, als würden sie gut riechen“ (Kabarettist Dieter Hildebrandt), taucht die stereotype Gestalt eines hyperengagierten Nachwuchsreporters auf, der als freier Mitarbeiter der lokalen Radiostation einem Umweltskandal der Güte „Hundekot auf Bürgers Wegen“ hart, aber cool und vor allem adrett frisiert auf den Fersen bleibt. Es darf bezweifelt werden, daß der SALÜ-Nachwuchs sich bei den dortigen Arbeitsbedingungen die Coolness lange bewahrt. Was außer „Mikrophongeilheit“ (ein

Medieninsider) und der Chance, im Radio Erfahrungen zu sammeln, junge Menschen dazu veranlaßt, sich dem Privatsender anzudienen, erschließt sich dem Außenstehenden jedenfalls nicht. Von einer qualifizierten Ausbildung (*air check*, Weiterbildungsseminaren usw.) kann inzwischen keine Rede mehr sein. Mit Dirk Oberjasper sehen sie sich zudem mit einem stellvertretenden Programmleiter konfrontiert, dessen Qualifikationen eindeutig nicht im Journalismus liegen, der es sich aber nicht nehmen läßt, sie genau darin unterweisen zu wollen. In der Regel werden die Werkstudenten (derzeit 14) dazu eingesetzt, auf langweiligen lokalen Pressekonferenzen rumzulümmeln und kostengünstig dem Programm zuzuarbeiten.

Die Mönninghoffschen Vorstellungen eines Formatradios bei RADIO SALÜ spiegeln sich nicht nur im Programm wider, sie haben sich auf die Zusammensetzung der Redaktion ausgewirkt. An die Stelle von drei Chefredakteuren ist neben dem erwähnten stellvertretenden Programmleiter ein Chef vom Dienst getreten, der von zwei sogenannten Chefreportern für Bundesangelegenheiten und für Regionales unterstützt wird.

Nicht nur der Nachwuchs hat mit Oberjasper seine Begegnungen der seltsamen Art. Zum galligen Amusement der Nachrichtenredaktion steuert der stellvertretende Programmleiter immer mal wieder einen selbstgestrickten, von Sachkenntnis unbelasteten Kommentar bei (siehe hier auch SAARBRÜCKER HEFTE 89/2003, S. 62, Verschriftung der Nachrichten). Weniger erheitend findet sie die von Oberjasper mit durchgesetzten Auflagen, unter denen sie die Nachrichten machen muß: Fixierung auf O-Töne, im Gegensatz zum regional unspezifischen Restprogramm Regionalisierung der Themen um jeden Preis, Verwendung von Kundenthemen, die Lancierung von Meldungen wichtiger Werbekunden. Es kann ebensowenig als seriös bezeichnet werden, daß um der sogenannten Durchhörbarkeit des Programms willen den Störfaktor ‚Wort‘ ins erwünschte Maß zu dämmen, die Nachrichten knapp an der Wahrnehmungsschwelle mit zum Teil manipulativ ausgewählter Musik unterlegt werden.

Lohn und Arbeitsklima stellen kaum ausschlaggebende Argumente dar, als Jungreporter mit dem Mikro in der Hand auf der Saarbrücker Bahnhofstraße Passantenstim-

men einzusammeln. Dabei zahlt SALÜ immer noch besser als JAM FM, das sich schon jetzt den traurigen Ruf erarbeitet hat, die Niederschrift des Wortes „Ausbeutung“ sei dort eine vom Lohn nicht mehr gedeckte Arbeitsleistung. Die SALÜ-Mitarbeiter gehen im Schnitt mit einem Drittel weniger als vergleichbare SR-Angestellte nach Hause, wobei sich die Tarifabschlüsse an den öffentlich-rechtlichen orientieren – freie Mitarbeiter arbeiten dagegen entweder auf Stundenlohnbasis oder als Pauschalisten. Betriebsrat und Geschäftsführung einigten sich für dieses Jahr auf 1,7% mehr Gehalt und eine Steigerung von 1,5% plus zwei Einmalzahlungen ab 2005. Im SALÜ-Gehaltsgefüge – so wird häufig kritisiert – stehen wenige Gutverdienende der Chefetage dem Gros der bescheiden Entlohnten gegenüber. Trotzdem können – entgegen häufig kolportierter Behauptungen – auch feste Freie zum Beispiel im Musikprogramm Bereich ordentlich verdienen, während durch den Wegfall der Hintergrundberichte gerade den freien Mitarbeitern zusätzliche Einnahmequellen entfallen.

Der seit Mai 2002 existierende fünfköpfige Betriebsrat steht vor der Aufgabe, für die insgesamt 59-köpfige Belegschaft, die sich aus 26 Festangestellten in Vollzeit, neun Festangestellten in Teilzeit, den erwähnten 14 Werkstudenten, einem Mini-Job und neun Freien zusammensetzt, grundlegende Arbeitnehmerrechte durchzusetzen, ob es sich nun um elementare Mitbestimmungsrechte oder um Fragen des Kündigungsschutzes handelt. Als Meinecke angesichts der im Sender anliegenden Arbeit reichlich unmotiviert nacheinander drei freie Mitarbeiter entließ, statt sie fest einzustellen, versuchte der Betriebsrat vor dem Arbeitsgericht den für private wie öffentlich-rechtliche Sender problematischen Status der Freien bzw. festen Freien zu klären. Bevor aber das Gericht Urteile fällen konnte, strebte die Geschäftsführung außergerichtliche Einigungen an, um Präzedenzfälle zu vermeiden.

Ob die derzeitige Entwicklung, die freien Mitarbeiter sukzessive aus ihrem ungeklärten Arbeitnehmerstatus in Festanstellungen zu überführen, fortgeführt wird, hängt nicht nur von der ökonomischen Situation des Senders ab. Noch zeichnet sich nicht ab, welche Programmstrategie RADIO SALÜ künftig bestimmen und welche Personalumstrukturierungen sie zur Folge haben wird. Immerhin hat sich

der Aufsichtsrat ein zweites Mal zu einer unerhörten Kraftanstrengung aufgerafft. Nicht nur die Position des stellvertretenden Programmleiters steht bereits zur Disposition – Dirk Oberjasper verläßt den Sender –, auch Meinecke muß jetzt seinen Hut nehmen. Und schon melden sich wieder Skeptiker zu Wort. Sie befürchten, daß mit der Berufung des neuen Geschäftsführers Sascha Thiel der Aufsichtsrat alle anliegenden Probleme bereits als gelöst betrachtet und er nunmehr in einen mehrjährigen Erschöpfungsschlaf zurückfällt.

Die Erwartungen, die an den neuen Geschäftsführer geknüpft werden, sind sehr gemischt. Erste Stimmen bezweifeln, daß Sascha Thiel von anderer Statur als Meinecke sei. Aber immerhin kennt der 37jährige Thiel, der voraussichtlich am 1. September seinen Dienst antreten wird, RADIO SALÜ von innen. Er hat in den Jahren 1991–95 in der Richard-Wagner-Straße gearbeitet. Beim Privatsender DELTA RADIO in Kiel ist er anschließend die Karriereleiter bis in die Geschäftsführung und die Programmdirektion des Senders und in die leitende Position einer Verwertungsgesellschaft mehrerer norddeutscher Privatradios hinaufgeklettert. Ob sich SALÜ unter ihm von seiner rigiden Programmausrichtung wieder wegentwickeln wird, bleibt abzuwarten. Wenn es mit dem frisch frisierten Nachwuchs, der *Daily Soaps* mit dem wirklichen Leben verwechselt, nicht gelingt, vielleicht richten es die alten Hasen. Es heißt, in der Programmabteilung würden sich schon die ersten ehemaligen Mitarbeiter melden, die vor dem Formatradio zum SR geflüchtet sind und aus denselben Gründen wieder zu SALÜ zurückkehren möchten. Thiel wird es trotzdem nicht einfach haben: Er sieht sich einer vorsichtig gewordenen Belegschaft und einem Aufsichtsrat gegenüber, über dessen künftige Zusammensetzung spekuliert wird.

Dem alten, weggelebten Geschäftsführer Jan-Michael Meinecke mag dies gleichgültig sein; er ist zu Höherem berufen. Er *„übernimmt für die Gruppe Europe 1 / Lagadère [...] den Aufbau eines neuen Radiosenders im Rhein-Main-Gebiet. Außerdem soll er sich um die weitere Entwicklung der deutschen Hörfunkbeteiligungen der Gruppe Europe 1 / Lagadère kümmern.“* (Pressemitteilung vom 15. Juni 2004) Es ist zu vermuten, daß man ihn in Saarbrücken kaum vermissen wird.

# Lieber Vogelscheuche als Gärtner

Gedankensplitter zu

Alfred Guldens 60. Geburtstag

Von Christine Hohnschopp

**D**as ist ein kritischer Mensch, dachte ich, als ich Alfred Gulden das erste Mal begegnete. Dieser fast unfreundliche Blick, die Batschkapp schräg auf dem rötlichen Haar, und sieht genau hin, wenn er spricht: zunächst mit Skepsis. Stellt richtig, führt aus und weiß, was er will. Ist nicht auf „Mundartdichter“ oder „Filmemacher“ festzulegen. Gehört der Region genauso wie er in seinem Erzählungenband *Silvertowers* Alltagsszenen aus New York beschreibt. *Ich-Reisen durch Lothringen* heißen sechs Kurzfilme, die er von 1992 bis 1995 für den SR drehte. Man könnte das Prinzip ausdehnen: Ich-Reisen durch Amerika, durch den Saargau, Frankreich, durchs Ich. Die anderen Welten sind immer dabei, aus dem Kontrast entsteht die Spannung: *Immer gespannt in den Gegensatz* lautet denn auch eines seiner Gedichte.

Eine ins Saarland zugereiste Freundin überraschte mich vor Jahren mit dem Satz: „Lou mol lo lo laida“ – einem Buchtitel von Alfred Gulden, wie ich erst später erfuhr. Damals war der Saarlouis-Rodener Dialekt eine Fremdsprache für mich – für Gulden ist er seine Muttersprache (im wörtlichen Sinne), in der er Anfang der 70er Jahre viele Dialektlieder und Gedichte schrieb, Theaterstücke wie *Naatschicht*, die aus dem Dialekt und dem mundartlichen Umgang leben. Diese Lyrik entstand aus der Dialekt„bewegung“ der 70er Jahre heraus, in der Gulden Gründungsmitglied des *Internationalen Dialektinstituts* in Österreich wurde, und gegen das Gefühl, daß Moselfränkisch oder Rheinfränkisch minderwertige Dialekte seien. Um welche Dimensionen der Dialekt bereichert, erahne ich, wenn ich seine Lieder höre: Da gibt es was Vertrautes wie das „Gätscha“, das er ins kollektive Regionalbewußtsein holt. Und staune und wundere mich nicht mehr, daß die Mundartkalender für ein Jahrzehnt in saarländischen Küchen

und Zahnarztpraxen hingen und von Taxifahrern verkauft wurden.

## Da ewewich Widdaschpruch

Auch wenn ein Lyrikband diesen Titel trägt, so sind für mich die Lieder und Gedichte sehr gut „verdaubar“, harmlos und konsumierbar. Aber ein Autor kann sich nicht immer so weit nach vorne wagen (ohne daß dies an seiner Substanz zehrt) wie zu seinen experimentellen Münchner Theaterzeiten Ende der 60er Jahre, von denen faszinierende verblaßte Farbdias mit Großaufnahmen eines Mundes oder von Bewegungsabläufen der Darsteller zeugen. Oder als Regisseur des *Sechstagerens* von Hermann Nitsch 1998, wofür er in der saarländischen Presse nur Unverständnis und Ablehnung erntete – wurden da doch Tiere in aller Öffentlichkeit geschlachtet und damit auf sonst gut Verborgenes gedeutet.

Viel Kraft und Herzblut gekostet haben auch die beiden Bücher *Greyhound* und *Ohnehaus*, die zu meinen Favoriten zählen: *Greyhound* – da erzählt Gulden wie gehetzt (s)eine Fahrt durch Amerika, durch die fremde Kultur der glatten Oberfläche, auf der dann doch so mancher ausrutscht, und von (s)einer gescheiterten Ehe. Sprache als *Free Jazz*, ange-regt von der *Beat Generation* Kerouacs, Ferenghettis und Ginsbergs. Sprache als poetische Verdichtung, als spannungsvoll gegeneinander gesetzte Wahrnehmungssplitter aus immer wieder geschilderten *No-Problem-Attitüden* und deren Zusammenbruch. In Reminiszenz an Hitchcocks *Vögel* fährt der Ich-Erzähler an die Bodega-Bay. Kein Zufall, denn der Film funktioniert ähnlich wie die Episoden des Romans: Das vordergründige Idyll reißt auf und gibt den Blick in den Abgrund der Beziehungen und Psych(os)en frei.

*Ohnehaus*: ein ebenfalls musikalisch durchkomponierter und von 800 auf 160 Seiten komprimierter Roman, der virtuose Umgang mit Redensarten, Sprichwörtern und Wortpaaren. Keine Wort-Diarrhöe, sondern Konzentration auf das Wesentliche. Eine gescheiterte Beziehung wird verarbeitet, es geht um gleich doppelten Potenzverlust: Der von katholischen Strafvisionen bedrohten Sexualität und dem Stimmverlust, der für den Sprechwissenschaftler Gulden einem Identitätsverlust gleichkommt. So hat ein Kapitel aus *Ohne-*

haus, eine Phantasmagorie mit der *kleinen Maghrebinerin*, in Zusammenarbeit mit dem Jazzmusiker Christof Thewes ein neues Kleid erhalten. Der assoziativ beschriebene Liebesakt wird von der Posaune begleitet. Diese Zusammenarbeit hat für mich besser noch bei *Fall tot um* funktioniert, wo Kurzgedichte durch die Jazzkomposition von Thewes und die rhythmisierte Lesung von Gulden einen neuen fließenden Zusammenhang erhalten.

Der Katholizismus spukt als faszinierende wie deformierende Religion durch viele Texte Guldens. Wer nicht bereits mit vier Jahren den Priester nachspielte und später in einem Konvikt in Prüm gelandet ist, wird aber wohl kaum die quälenden Widersprüche nachvollziehen können, die diese religiöse Erziehung später evozierte.

So genau und skrupulös Alfred Gulden an seinen Texten arbeitet, so genau bereitet er auch seine Filme vor. Auch hier gibt es Materialien- und Skizzenbücher, Fotoaufnahmen, die die Kameraeinstellungen bei den Filmsequenzen vorgeben. Gulden macht kein Geheimnis daraus, daß viele der für den SR und BR entstandenen über hundert Arbeiten den Lebensunterhalt sicherten. Man merkt längeren Filmen wie dem *Grenzfall Leidingen* aber auch an, daß der Autor ein wirkliches und nicht nur kommerzielles Interesse an seinen Interviewpartnern hat. Er spricht Dialekt, um eine Vertrauensbasis zu schaffen und signalisiert dabei gleichzeitig, daß auch er aus der Gegend kommt. Solche Filme werden in Zu-

kunft auch aus historischer Sicht wertvoll werden: Der befragte Grenzbeamte wirkt heute unfreiwillig komisch, wenn er den Grenzverlauf in der Mitte der Straße und das vorgeschriebene Verhalten der Leidinger schildert.

Überhaupt das Thema Grenze: Da gerät Gulden in Fahrt, denn es ist ein Thema, das uns auch in Zukunft immer wieder beschäftigen wird. Thema der Erzählung *Leidinger Hochzeit* sei ja nicht nur die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, sondern auch zwischen Mann und Frau, alt und jung. Und sollen denn alle Grenzen abgeschafft werden? Ist Grenze nicht auch Begrenzung, identitätsstiftend in einer zunehmend fragmentierten Welt? – Am Beispiel des Gedichts *De Grenz* werden einige dieser Aspekte aufgezeigt, und wie das dem Thema angemessen ist, in Dialekt (moselfränkisch), hochdeutsch und französisch.

Da Alfred Gulden keinen polierten Grabstein will und lieber Vogelscheuche als Gärtner sein möchte, wünscht man ihm und uns, daß er weiter schreibt, solange „da eewich Widdaschpruch“ anhält.

*Zu Alfred Guldens sechzigstem Geburtstag erschien im Röhrig-Verlag das Buch Zwischen Welt und Winkel. Es beinhaltet ein längeres Gespräch über die biographisch-künstlerischen Stationen des Autors mit dem Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsafs, Günter Scholdt, sowie Textproben und eine Werkbibliographie. Außerdem erschienen die Amerika-Texte im gleichen Verlag unter dem Titel Dreimal Amerika neu.*



## „Ich hann die Flemm . . .“

### Shakespeares 66. Sonett auf saarländisch

Von Hansjürgen Blinn

**N**och immer gehört Shakespeare auf der deutschen Bühne zu den meistgespielten Dramatikern. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war er im allgemeinen Bewußtsein so präsent, daß er zum „dritten deutschen Klassiker“ neben Goethe und Schiller avancierte. Sein Erfolg und die nationale Vereinnahmung basierten auf der Rezeption seiner Dramen; 1741 erschien das erste Shakespeare-Drama in deutscher Sprache. Daß er auch Sonette geschrieben hatte, war lange Zeit nur Kennern vertraut. Erste Übersetzungen seiner Sonette erschienen zwar schon 1787, eine Gesamtübertragung publizierte Karl Lachmann aber erst 1820 (noch ohne die Sonette 135 und 136, die unübersetzbar schienen, und Sonett 151, das als anstößig galt). An der Übertragung seiner Sonette versuchten sich nicht nur Philologen und Übersetzer, sondern auch zahlreiche namhafte Autorinnen und Autoren. Dorothea Tieck, Gottlob Regis, Friedrich Bodenstedt, Karl Simrock, Hermann Conrad, Friedrich Gundolf, Eduard Saenger, Stefan George, Ludwig Fulda, Friedrich Huch, Terese Robinson, Karl Kraus, Rudolf Alexander Schröder, Richard Flatter, Paul Celan, Ernst-Edmund Keil, Karl Bernhard, Wolfgang Kausen gehören zu den bekanntesten und/oder erfolgreichsten Übersetzer/inne/n. Sogar der Filmregisseur Douglas Sirk versuchte sich als Sonett-Übersetzer (noch vor der Emigration und unter seinem deutschen Vornamen Hans Detlef Sierck), wobei er den homoerotischen Aspekt betonte. Zu den Genannten gesellten sich in jüngster Zeit Martin Flörchinger, Harald Linke, Richard Bletschacher, Gerd Philipps, Simone Katrin Paul, Christa Schuencke, Ulrich Erckenbrecht und Günter Plessow. Außer den Gesamtübersetzungen erschienen zahlreiche Auswahlen und Einzelübertragungen, deren Zahl kaum mehr zu überblicken ist.<sup>1</sup>

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts setzte ein Übertragungsboom ein, zu dessen Initiatoren Ulrich Erckenbrecht zählt, der 1996 das 66. Sonett in 88 deutschen Versionen publizierte (die zweite Auflage von 2001 versammelte schon 132 verschiedene Übertragungen<sup>2</sup>, eine dritte ist in Vorbereitung). Dieses 66. Sonett zählt zu den bekanntesten und meistzitierten Sonetten Shakespeares. Von ihm wurde immer wieder behauptet, daß es wahrhaft zeitlos sei, daß es mustergültig die allgemeinemenschliche Misere, Lebensüberdruß, Leid des Daseins, das Unrecht der Welt epigrammatisch verkürzt zum Ausdruck bringe.

Ulrich Erckenbrecht betont zu Recht, daß kein anderes Werk der Weltliteratur so häufig ins Deutsche übertragen wurde wie Shakespeares Sonett Nr. 66. Was aber bislang fehlte, war der Versuch einer saarländischen Adaption. Daß der Gehalt dieses Sonetts nach dem, was oben gesagt wurde, in vielem einer saarländischen Lebenshaltung entspricht, die man gemeinhin mit dem Ausdruck „Flemm“ belegt, ist manchem bei der Lektüre wohl gleich aufgefallen. Kein Wunder also, daß im Couplet, dem abschließenden Zweizeiler, der sozusagen die Quintessenz des Ganzen enthält, die Summe zieht, das Wort „Flemm“ auftaucht. Und daß „Meins“ im Saarländischen die Ehefrau, Lebensgefährtin, Liebste meint, sei nur für Nicht-Saarländer hinzugefügt.

Tir'd with all these, for restful death I cry:  
As to behold desert a beggar born,  
And needy nothing trimm'd in jollity,  
And purest faith unhappily forsworn,

And gilded honor shamefully misplac'd,  
And maiden virtue rudely strumpeted,  
And right perfection wrongfully disgrac'd,  
And strength by limping sway disabled,

And art made tongue-tied by authority,  
And folly (doctor-like) controlling skill,  
And simple truth miscall'd simplicity,  
And captive good attending captain ill:

Tir'd with all these, from these would I be gone,  
Save that to die, I leave my love alone.

Was bin ich läädich, dääd am liebschde sterwe,  
Nur weil ich siehn, daß Guddes nix meh zählt,  
Unn meischdens Holzkepp Anerkennung erwe,  
Unn Määnääd werd anstatt der Trei gewählt,

Unn Falsche nur, die kriejn die Orde,  
Unn klääne Määde werre schonn geschänd't,  
Unn's Beschd' werd abgeduun als leere Worde,  
Unn Kraft ins Gejedääl gewend't.

Unn Kunschd steht unner d' staatlich Fuchdel,  
Unn Dummhäät geht vor Ferdichkäät,  
Unn Ehrlichkäät gilt jetzt als Schwuchdel,  
Unn's Gudde dient der Schlechdichkäät –

Ich hann die Flemm unn dääd am liebschde gehn,  
Dääd ich nit Meins allään hie losse stehn.

*William Shakespeare, The Riverside Shakespeare,  
edited by G. Blakemore Evans, Boston, Houghton  
Mifflin, 1974 (Sonnets, S. 68).*

© Hansjürgen Blinn  
(bislang unveröffentlicht)

**Anmerkungen:**

1 Eine bibliographische Zusammenstellung der Sonett-Übertragungen findet sich in: Blinn, Hansjürgen; Schmidt, Wolf Gerhard, Shakespeare – deutsch. Bibliographie der Übersetzungen und Bearbeitungen. Zugleich Bestandsnachweis der Shakespeare-Übersetzungen der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek Weimar, Berlin 2003, S. 199-219. Vgl. auch die Sonett-Datenbank unter [www.uni-bamberg.de/split/britkult/sonette.htm](http://www.uni-bamberg.de/split/britkult/sonette.htm).

2 Shakespeare Sechshundsechzig. Variationen über ein Sonett hrsg. von Ulrich Erckenbrecht, Muriverlag, Kassel, 2001, 263 S.

## Zerrissenes Leben, zerrissenes Land

André Weckmann, *Tamie Heimat*, Roman, mit einem Nachwort von Günter Scholdt, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2003, 219 S.

Ein alter Mann sitzt hoch auf dem Berg, schaut in die Ebene und denkt über sein Land, seine Heimat, sich selbst nach. Das ist die Eingangsszene des neuen Romans von André Weckmann, dem wohl wichtigsten Autor der aktuellen elsässischen Literaturszene. Doch schon wenige Zeilen später springt der Text in das Jahr 1943 an die ukrainische Front im Zweiten Weltkrieg. Der alte Mann ist jetzt ein junger Wehrmachtssoldat, schlimmer noch, ein SS-Mann, der mitten in den Schrecken des Krieges steckt. Und was dann folgt, ist ein atemloser Lauf durch zahlreiche Stationen des rastlosen, unruhigen Lebens dieses Mannes, Stationen im Elsaß, in England, Schottland, Skandinavien, Paris, wieder im Elsaß und in Israel. Erzählt wird dieses Leben abwechselnd vom Autor und vom Protagonisten des Romans, der sich, je nach dem, in welchem Land bzw. in welcher Lebensphase er gerade steckt, Pit, Peter, Pierre, Peetr oder Pjotr nennt. Zusätzlich zu diesen beiden Erzählern schaltet Weckmann immer wieder auch den „alten Mann“ ein, der über die aktuelle Situation in seiner Heimat, aber auch über sein gegenwärtiges Leben, seine körperliche Verfassung, über Ausflüge ins Hochgebirge berichtet. Hin und her springend zwischen diesen drei Erzählern setzt Weckmann das abenteuerliche Leben seines Protagonisten zusammen.

Es stellt sich jedoch schnell heraus, daß es in Weckmanns *Tamie* keineswegs nur um die Lebensgeschichte des Pit/Pierre geht. Das eigentliche Thema des Romans ist vielmehr die Auseinandersetzung des Protagonisten mit seiner Herkunft, seinen Wurzeln, seinem Land, mit dem, was für ihn Heimat bedeutet. Unaufhörlich kreisen Pierres/Pits Gedanken um dieses Thema, wie ein roter Faden zieht es sich durch den Roman. Mal flieht er vor dieser Heimat, mal sehnt er

sich nach ihr, mal versucht er, woanders Heimat zu finden. Unter der Chiffre Tamie, das Wort ist die buchstäbliche Umkehrung des Wortes Heimat, propagiert und erprobt er eine Art kosmopolitischen Gegenentwurf zum traditionellen Heimatbegriff. Wie gesagt, Weckmann ist Elsässer und dem Leser ist schnell klar, daß der zur SS zwangsrekrutierte und später dann desertierte Pierre/Pit, obwohl das nie ausdrücklich gesagt wird, ebenfalls Elsässer ist und daß die Heimat, um die es Weckmann geht, nur das Elsaß sein kann.

Weckmann erzählt also genaugenommen zwei Geschichten: Die wildbewegte Lebensgeschichte seiner Hauptperson und die Auseinandersetzung dieser Person mit ihrer komplizierten elsässischen Heimat. Das Elsaß, so Weckmanns Befund, ist dabei, sein kulturelles und sprachliches Gesicht zu verlieren, mehr noch, dieser Prozeß ist eigentlich schon vollzogen. Das Elsaß ist in den letzten Jahrhunderten solange zwischen Frankreich und Deutschland hin und her gestoßen worden, bis es seine Identität und seine Eigenart verloren hatte. Weckmann, der sich übrigens sein ganzes Leben literarisch und publizistisch mit diesem Thema auseinandergesetzt hat, schreibt: „Das sind sie nun geworden, meine Landsleute. In ein paar Jahren wird vom alten Sprachschatz nur noch das Verdammni übrig geblieben sein, so sehr haben sie das perverse Axiom verinnerlicht, das ihnen seit Jahrzehnten von den Schulmeistern und der Bourgeoisie eingepaukt wird: Die Moderne, die Zukunft kann nur einsprachig französisch sein, Zweisprachigkeit sperrt euch in ein nostalgisches Getto ein. *Soyez modernes, enfin!* Das Dorf. Eingemottet,



Wer zu lesen versteht, besitzt  
den Schlüssel zu großen Taten.  
ALDOUS HUXLEY

**Buchhandlung  
Hofstätter**

Johannisstraße 3  
66111 Saarbrücken  
Telefon (0681) 33825

Öffnungszeiten:  
Montag bis Mittwoch 10.00 – 18.30 Uhr  
Donnerstag & Freitag 10.00 – 19.30 Uhr  
Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

*Rezensionen*

einbalsamiert die alte Kultur in den noch nicht vom Antiquar aufgekauften Truhen. Die Wurzeln abgebissen, ausgedörrt. Neues schießt unordentlich aus dem Boden, schiefwüchsig, bastardiert. Es wird wohl ein halbes Jahrhundert brauchen, bis die Rekultivierung geglückt ist. Aber dann wird's ein anderes Land sein.“(155)

Man hat als Leser von Weckmanns Roman angesichts der vielfältigen Verschachtelung der Schauplätze, der Personen und des Geschehens, angesichts des Hin und Her zwischen Hauptperson, den zahlreichen anderen Figuren und den essayistischen Passagen des Romans gelegentlich Mühe, den Überblick zu behalten. Außerdem ist die Hauptfigur für meinen Geschmack etwas zu exemplarisch geraten, zu mustergültig in ihrer Heimatlosigkeit, ihrer Suche nach Alternativkonzepten, ihrem Kulturpessimismus. Ihre Fähigkeit, sich mir nichts, dir nichts wie weiland Don Camillo direkt mit dem lieben Gott unterhalten zu können, rückt sie darüber hinaus unnötig in die Sphäre des Wunderlichen und Fantastischen. Leider wirken auch die Passagen

über das Thema Heimat gelegentlich etwas spröde und didaktisch. Sie erschweren und verlangsamen unnötig den Erzählfluß und bremsen das ansonsten sehr schnelle, oft atemlose Erzähltempo.

Dennoch ist Weckmanns neuer Roman durchaus lesenswert, gerade auch für Saarländer, für die es selbstverständlich ist, ihre saarländische Eigenheit zu pflegen, ihren Dialekt zu benutzen und zum „Reich“ wie zu Frankreich ein freundschaftlich-entspanntes Verhältnis zu haben. Sie, die ja auch Grenzbewohner sind und die häufig in die deutsch-französischen *Querelles* verwickelt waren, erfahren in Weckmanns neuem Roman nicht nur eine Menge über die Probleme unserer elsässischen Nachbarn angesichts des sprachlichen und kulturellen Schicksals ihrer Heimat, sie können auch begreifen, wieviel unbeschädigter sie selbst aus diesen deutsch-französischen Auseinandersetzungen herausgekommen sind.

Dietmar Schmitz

## Hexenjagd

Sibylle Knauss, *Füße im Feuer, Roman*, Claassen Verlag, München 2003, 447 S.

Hexen – gibt's die? Um die Walpurgisnacht könnte man es annehmen! Wer im Harz unterwegs ist, bekommt es auf Schritt und Tritt suggeriert. Die deutsche Literatur berichtet über die Jahrhunderte hinweg von diesen Wesen. Zwischen der grausamen Hexe in *Hänsel und Gretel* und den Blocksberg-Szenen in Goethes *Faust* hat sich eine Fülle von Imaginationen entfaltet. In den Hexen sollte das Bedrohliche faßbar werden. Hexen und schwarze Magier waren die großen Verbrecher der Frühen Neuzeit, die nicht zuletzt – nach neuern Erkenntnissen – in unmittelbarer Auswirkung des Wettergeschehens verfolgt wurden. In der „kleinen Eiszeit“, einem Klimawandel in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts mit einer Häufung extrem kalter Winter und verregneter Sommer, suchte man die Schuldigen in Hexen und Hexern. Nach den Ha-

gestürmen von 1562 wurden auf der Schwäbischen Alb 63 Frauen und Männer verbrannt. Nach 1590 eskalierte dieser grausame Verfolgungswahn. In ganz Europa wurden Tausende von Opfern verbrannt. Eine dritte Welle von Prozessen erlebte das Reich zwischen 1626 und 1630, als zu den Kriegswirren noch mehrere äußerst ungünstige Wettersequenzen kamen. Wenn irgendwo Korn oder Wein erfror, war es die Schuld von Hexern und Hexen. Um 1660 kam es zu einer letzten großen Verfolgungswelle. Dann fanden noch vereinzelt Prozesse statt. Die letzte Verbrennung einer Hexe ist von 1782 im schweizerischen Glarus bezeugt.

An literarischen Gestaltungen dieses europäischen Wahns herrscht kein Mangel. Allzuoft wurden diese Darstellungen mit der Absicht geschrieben, die stofflichen Reize zwischen wilder Erotik, Grausamkeit und Masochismus auszukosten. Jeder Roman über die europäischen Hexenwelten muß prinzipiell versuchen, solchen Verlockungen möglichst nicht zu erliegen. Die Nähe zum Schwarzen Kitsch droht dabei immer wieder. Sibylle Knauss, die inzwischen eine ganze Reihe historischer Romane vorgelegt hat, ist

dieser Gefährdung ihrer Darstellung aus dem Weg gegangen. Allein durch die eigenwillige Komposition hat sie immer wieder distanzschaffende Strategien realisiert. Die einzelnen Kapitel sind meist zeitversetzt datiert. Eine chronologisch ununterbrochene Handlung ist nicht intendiert. Doch bleiben die einzelnen Phasen in einem engeren zeitlichen Zusammenhang. Am 9. November 1609 bereitet man die letzte Hexenverbrennung vor. Das Schicksal des Hexenarztes Lallemand wird bis zu seinem Tod in Köln 1627 erzählt; dabei gibt es Rückblenden auf sein früheres Leben. Im Mai 1610 taucht er auf der Flucht vor der Polizei – man sucht ihn als Fluchthelfer der drei Hexenpriester – in Paris im Menschengewimmel unter. Gerade (14. Mai 1610) ist Henri IV. ermordet worden.

Wie die Zeiten, so variieren auch die Handlungsorte. Das zentrale Geschehen der Hexenverfolgungen während vier Monaten ist im äußersten Südwesten Frankreichs lokalisiert, im Labourd, in der Gegend von Bayonne, in dem Ort St. Pée und in den Höhlen von Sare, dem Zentrum des Hexensabbats und der Schwarzen Messen. Dennoch zerfällt die Komposition nicht in die zahlreichen Verschiebungen von Ort- und Zeiteinheiten. Im Prolog versucht eine fast gewagte Imagination dem Bewußtsein einer sterbenden Frau gerecht zu werden, die als Letzte einer langen Serie verbrannt wurde. Empfindungen und Gedanken der zu Tode gemarterten Frau, während sie sich „himmelwärts“ bewegt, deuten mit geradezu artistischem Geschick die Dimensionen des Themas an. Am Ende der IV. Hexenjagd beginnt die Szene mit demselben Satz „Etwas geschah“ wie im Prolog. So führt der IV. Hauptteil zum Anfang zurück.

Die Handlungslinien, die durchaus nicht kausal nacheinander entwickelt werden, hat die Autorin als „Hexenjagden“ bezeichnet. Es sind vier umfangreiche Kapitel, in welchen die Verhöre der Hauptfigur, Pierre de Lancre, erzählt werden. Er ist ein Abkömmling der *noblesse de robe*, ein Parvenü der dritten Generation, einziger Sohn und Jesuitenzögling. Er zeichnet sich durch Beredsamkeit, Bildung, gewandtes Auftreten und Eleganz aus. In Prag und Turin hat er studiert und kehrt mit 24 Jahren nach Bordeaux zurück. Als Docteur en Droit wartet er nicht lange auf eine der käuflichen *Parlement*-Stellen und wird Parlamentsrat. Sein Leben ist von einer elementaren Unsicherheit bestimmt. Er verzehrt sich im Hunger nach Anerkennung. Seine Lehrer haben ihm jede Lust an religiösen Experimenten

ausgetrieben. Den Hang zu „schmutzigen Gedanken“ glaubten sie seiner Pubertät gutschreiben zu dürfen. Sein brennender Ehrgeiz bezieht sich allerdings nicht auf die juristische Karriere, sondern auf die Schriftstellerei. Eine „Abhandlung über die Unbeständigkeit der Dinge“ oder mit ähnlichem Titel versehen wird kein großer Erfolg. Mit 35 heiratet er Jehanne de Mons, eine Großnichte von Michel de Montaigne, von dem er nicht viel hält. Ein Sohn stirbt früh; die Tochter Elisabeth, ein blasses Kind, hungert sich zu Tode. Sie hat irgendwann in ihren letzten Wochen die Füße ins Feuer gehalten, um zu verstehen, was ihr Vater den Frauen antut, die er zum Tode durch Verbrennen verurteilt. Daher der Titel – eine Beziehung zu C.F. Meyers Ballade *Die Füße im Feuer* ist nicht beabsichtigt. De Lancre foltert kaum und zieht es vor, bei den Verbrennungen nicht anwesend zu sein. Schließlich flieht er vor den Männern, die von langen Seefahrten im November zurückkehren und den Hexenrichter wegen der Verfolgung ihrer Frauen zur Rechenschaft ziehen wollen. Ein Wachmann steckt den Holzstoß ohne Befehl des Gerichts an, auf dem Jeanne Auclair verbrannt werden soll – sie ist die Letzte einer langen Reihe.

Dank der Absicht des Parlamentsrats, ein weiteres Buch „Über die Dämonen und bösen Geister“ zu schreiben, hat die Autorin die Möglichkeit gefunden, dem Roman immer wieder Metaebenen einer Reflexion über das Schreiben und Erzählen zu integrieren. Diese Passagen dienen zur Distanzierung vom Stoff wie die bereits genannten kompositionellen Mittel. „Ein Autor, der Erfolg zu haben beabsichtigt, muss sich als Sachverständiger fürs Unerhörte einführen.“ (S. 27) „War es nicht ein wahrer Segen, Schriftsteller zu sein? Gewährte es einem nicht Trost und Hilfe selbst unter schwierigen Umständen?“ (S. 308)

Bei den „Hexenjagden“, in welchen die Vernehmungen und das Protokollieren beschrieben werden, aber auch das „Stechen“ durch den Arzt Martin Lallemand, wodurch teuflische Unempfindlichkeiten am Körper der Frauen entdeckt werden sollen, ist außer dem Parlamentsrat, den Protokollanten und Beisitzern jeweils der Arzt anwesend. Dessen Biographie wird am Ende des Romans bis zu seinem Tod in Köln, seinem Geburtsort, verfolgt. Er hilft den Frauen, wenn immer er kann. Im Auftrag des Bischofs von Bayonne befreit er die zum Tod verurteilten drei „Hexenpriester“. Lallemand

und der Bischof sind diejenigen Figuren des Romans, für die das Verfolgen und Verbrennen von Frauen und Männern Unsinn ist. Der Arzt weiß: Sein „Stechen“ ist ohne Sinn. Die fünf zuletzt verurteilten Frauen, von welchen nur Jeanne Auclair zu Tode kommt, hält er für unschuldig.

Sibylle Knauss hat gut daran getan, die Hexenjagden weitgehend aus der Perspektive des männlichen Richters zu beschreiben. Er wird von einem ungeheuren Ehrgeiz getrieben, herauszufinden, was die Frauen mit dem Teufel treiben oder getrieben haben. Sein pseudo-wissenschaftliches Interesse wird auf seine Ich-Schwäche und seinen Drang nach Anerkennung zurückgeführt. So höflich er normalerweise mit den Frauen spricht, so unerbittlich ist er in seinen Urteilen. Der Masochismus seiner Persönlichkeit, der sich ja vornehm verbergen kann, fordert 57 Todesopfer in vier Monaten. Der „Epilog“ führt im Sommer 2002 an die Schauplätze an der französisch-spanischen Grenze.

Dort versammeln sich in den Höhlen jedes Jahr noch immer Frauen und Männer zum Hexensabbat. Gewiss sei die Gegenwart nicht mehr so gläubig, wie es frühere Zeiten gewesen sind. Aber das „Böse in ihr“ sei „das tiefste Geheimnis der Gegenwart“. (S. 447)

Der Roman ist in einem geradezu klassischen Deutsch erzählt. Die Sprachebenen sind stimmig. Die Erzählerin erliegt nirgendwo den Versuchungen des Stoffes zur Obszönität. Sie zeigt den Hexenrichter als Opfer seiner Sozialisation und Veranlagungen, die ihn zum mitleidlosen Täter werden lassen, während der Arzt und der Bischof im Grunde als Aufklärer denken und handeln und deshalb Hexenverfolgungen nicht nur als Unsinn bezeichnen, sondern nach Möglichkeit auch verhindern. Ein ungewöhnlicher historischer Roman, der die Geschichtlichkeit menschlicher Schwäche und der daraus erwachsenden Grausamkeit erhellt.

Gerhard Sauder

## Gelebtes Leben – widerfahrene Geschichte

Adele Thelen, *Glück am Abgrund – Lebensbericht einer Zeitzeugin*, Conte Verlag, Saarbrücken 2003, 184 S.

Adele Thelen, geborene Berger, hat nach einem an Ereignissen und Geschehen reichen Leben im Alter von 80 Jahren aufgeschrieben, „wie unser Leben war.“ (S. 176) Den Antrieb dazu, ihr Leben aus ihrer Erinnerung aufzuschreiben, nennt sie ein Bedürfnis, von dem sie nicht weiß, ob es richtig war, ihm nachzugeben. Thelen hat einiges zu erzählen. Und daher hat sie recht getan, alles aufzuschreiben, Bilanz zu ziehen, wie es heißt.

Als gebürtige Saarlouiserin, Jahrgang 1922, erlebt sie Kindheit und Jugend inmitten der Hochzeit des Jahrhunderts der Ideologien. Dem Leser werden die Ereignisse wie die sog. Machtergreifung 1933, Saarabstimmung 1935, Zweiter Weltkrieg und Kapitulation eher aus der Be-

trachtung der Makroebene bekannt sein. Thelen nun gibt ihm mit ihren Geschichten eine Lupe an die Hand, um am Beispiel eines Lebens und seiner vielfältigen Verzweigungen und Verästelungen einen Blick auf den Mikrokosmos zu werfen. Auch wenn Thelen nicht sagen kann, warum alles so geworden ist, so wird dennoch an ihrer Geschichte und ihren Geschichten ein Teil der saarländischen Zeitgeschichte aus einer Perspektive „von unten“ nachvollziehbar.

Aus einer politischen Familie stammend – der Vater, „Pilo Peter“ genannt, ist Saarlouiser KPD-Stadtrat, die Mutter sitzt als Abgeordnete im Kreistag – ist die Tochter eher Spielball als Akteurin, Betroffene mehr als Handelnde. Mit Mut, hinhaltendem zähen Widerstand und zuweilen einer Portion chamäleonhafter Anpassung bewahrt sie sich in der Innenperspektive über das Jahrzwölft des Terrors hinweg Mitmenschlichkeit und Aufgeschlossenheit für die Verfolgten und die Andersdenkenden.

Früh werden im Elternhaus die Weichen für eine sensible Wahrnehmung der Umwelt gestellt: „Mein Papa hatte für jeden, der zu ihm kam, gute Ratschläge parat. Außer einem Früh-

stück und auch schon mal einem Teller Suppe, versuchte er sie politisch aufzuklären. [...] Mein Vater sprach von Karl Marx, von Lenin, Stalin, von der Sowjetunion. Oft saß ich dabei und hörte zu. Ich bewunderte meinen Papa. Daß er sich so für die armen Leute einsetzte, imponierte mir.“ (S. 26/27)

Die Jahre 1935 bis 1945 bedeuten für die Heranwachsende emotionale Berg- und Talfahrten. Permanent brechen die politischen Geschehnisse in den familiären Rahmen ein, reißen die Familie immer wieder auseinander und führen schließlich dazu, daß sie 1945 nur noch einen überlebenden Bruder zählt. Die Mutter stirbt 1942 krankheits- wie verfolgungsbedingt, der Vater im März 1945 im KZ Dachau, nachdem er viele Male vorher von der Gestapo verhört und gefoltert wurde und schließlich auch das Lager Neue Bremm über sich ergehen lassen mußte. Adeles zweiter Bruder Nikki stirbt 1942 im Lager Mauthausen, wohin er nach seiner Inhaftierung 1938 verbracht wurde.

Thelens Erlebnisse der Jahre 1935 bis 1945 spiegeln schnörkellos berichtet auf der Ebene des Alltagsgeschehens einer im Handwerker- und kleinstädtischen Milieu angestammten Familie die bekannten Phänomene der Zeit wider:

die Abneigung gegen den sog. Erzfeind Frankreich gepaart mit Revanche- und Rachegeüsten, den ubiquitären Nationalismus, das durchgängige Phänomen des Mitläufertums und des Nachkriegs-Blackout. „Am achten Mai erfolgte die bedingungslose Kapitulation und Krieg und Nazi-Zeit waren zu Ende. Und was das Allerschönste war: Es gab überhaupt keine Nazis mehr.“ (S. 136).

Thelens sprachlich schlichte Formulierungen, die eher ein Versuch zu sein scheinen, die Gedanken der Jugendlichen Adele Berger nachzuahmen – „Bis dann ein Mensch namens Hitler aus Braunau am Inn auftauchte und mit Hilfe des Kapitals die Macht ergriff und das Volk regelrecht verführte.“ (S. 27) – stören kaum, denn die Autorin nimmt oftmals kein Blatt vor den Mund, wenn es darum geht, die Namen der willigen Helfer und Helfershelfer zu nennen.

Adele Thelens Erinnerungen lohnen es, den Blick hineinzuworfen, weil sie mit Saarlouiser Lokalkolorit versehen, eine brutale, menschenverachtende und zugleich auch von persönlicher Freude und Glück (am Abgrund) geprägte Zeit vergegenwärtigen.

Herbert Temmes

## Gescheiterte Lebensläufe, verworrene Seelenlandschaften

Simon Werle, *Der Schnee der Jahre*, Verlag Nagel und Kimche, München und Wien 2003, 443 S.

Simon Werle gehört bisher nicht zu den Autoren, die gleich genannt werden, wenn von der aktuellen saarländischen Literatur die Rede ist. Mit seinem neuen Roman *Der Schnee der Jahre*, der auch in den überregionalen Feuilletons Beachtung fand, hat Werle sich jedoch endgültig in die erste Reihe der saarländischen Autoren geschrieben.

Werle wurde 1957 im nordsaarländischen Freisen geboren und lebt zur Zeit in München. Er hat zahlreiche Theaterstücke verfaßt, daneben Romane und Erzählungen, etwa *Die Eroberung*

*der Luft*, 1991, und *Abendregen*, 1999. Außerdem hat er sich als Übersetzer einen Namen gemacht. Der 2003 erschienene Roman *Der Schnee der Jahre* ist sicher sein bisher wichtigstes Werk. Werle erzählt darin chronologisch eine Familiengeschichte aus dem Hunsrückdorf Hainitz. Es ist die Geschichte von Edward Callzig, seinem Vater Schlupp, seiner Mutter Kätt, und seinen Kindern Leip und Leve. Edward Callzig, ihre zentrale Figur, wächst in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts in einem kleinen Hunsrückdorf auf. Nach Abschluß der Volksschule verläßt er sein Dorf, um in Köln eine Lehre als Zimmermann zu machen. Den Zweiten Weltkrieg erlebt er als blutjunger Soldat an der Ostfront. Er überlebt diesen schrecklichen Krieg zwar, wird aber kurz vor Kriegsende schwer verwundet. Als Schwerbeschädigter – ein Granatsplitter sitzt nicht operierbar in seinem Kopf – kehrt er in sein Dorf zurück. Zunächst erholt er

sich auch einigermaßen und heiratet Brigg, ein Mädchen aus der Nachbarschaft. Dennoch bleibt er ein schwerkranker Mann. Seine beiden Kinder, die Tochter Leve und der Sohn Leip, sind noch klein, als er physisch und psychisch zermürbt, stirbt. Doch auch in der dritten Generation ist die Familie Callzig nicht vom Glück verfolgt. Leip entwickelt sich zum Außenseiter und Sonderling, der mit dem Leben nicht zurechtkommt. Der Roman endet damit, daß Leip, als seine Mutter nach Mannheim umzieht, sich weigert, mitzugehen. Statt in der Stadt ein neues Leben zu beginnen, bleibt er im Dorf zurück, ohne Zukunft, ohne Perspektive.

Ein Familienroman also, den Werle erzählt. Aber diesmal ist es nicht die Geschichte einer Lübecker Kaufmannsfamilie, nicht eine opulente Ostküsten- oder Südstaaten-Saga aus Amerika, diesmal geht es um eine Hunsrückler Handwerkerfamilie. Es geht um Schlupp, Edwards Vater, eine ehrliche Haut, der ein Leben lang hart gearbeitet hat, der nie aus seiner kleinen Welt herausgekommen ist, dafür aber von seiner hochgestochenen und bigott frömmelnden Frau Kätt unterdrückt wird. Es geht um Edward, der die enge Welt des Dorfes Richtung Köln verläßt, dessen Entwicklung jedoch durch den Krieg abrupt gestoppt wird. Es geht um seine Frau Brigg, die, beschädigt durch eine schwierige Kindheit, auch in ihrer Rolle als Ehefrau und Schwiegertochter im Hause Callzig keinen leichten Stand hat. Und schließlich geht es um Briggs und Edwards Kinder Leve und Leip, wobei vor allem Leip sich nur schwer im Leben zurechtfindet. Werles Familie Callzig ist also alles andere als eine Vorzeigefamilie und Werles Hunsrückdorf ist alles andere als ein Stück heile Welt. Miteinbezogen in die Geschichte der Familie Callzig sind die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit und ihr Widerhall in der Hunsrückler Welt, zum Beispiel das Eindringen des Nationalsozialismus ins Dorf oder der Machtkampf zwischen den Nazis und der traditionell das dörfliche Leben dominierenden katholischen Kirche.

Leider sind gegenüber diesen sehr dichten und sehr intensiven Hunsrückkapiteln die Kölner Kapitel des Romans, also Edwards Lehrjahre in der Stadt, nicht ganz so überzeugend gelungen. Hier wird die bis dahin sehr klare und straffe Erzählweise des Autors weitschweifig und ungenau. Bei den Geschichten von Edwards Vermieterin Frau Buratt-Bollsche, dem schwulen Frater Fredegar, der ominösen Wahrsagerin Frau Yar-

munoff, den etwas halbseidenen Bekannten Yvette und Caputh aus der Hotelbranche oder Edwards Kölner Freundin Philine weiß man oft nicht so recht, in welchem inneren Zusammenhang das alles mit Edward steht und wohin die Reise Edwards eigentlich gehen soll. Ist dieses Köln der Ort, an dem er sich im klassischen Sinne weiterbilden und entwickeln soll? Geht es darum, die bunte Welt der Großstadt mit ihren Kuriositäten und Verlockungen kennenzulernen? Oder sind die Kölner Jahre vor allem eine Lehr- und Probezeit in Sachen Frauen und Liebe? Eigentlich nichts von allem. Irgendwann reist er Hals über Kopf ab und läßt seine Freundin Phine und das Kölner Leben zurück, fast so, als hätte es dieses Leben und diese Freundin nie gegeben.

Unbedingt überzeugend dagegen ist die Art und Weise, wie Werle das Innenleben seiner Figuren beschreibt, ihre Psychologie, ihre Gedanken und Gefühle. Werle ist ein begnadeter Seelenzergliederer und Gedankenentschlüsseler – auch der geheimsten und verworrensten. Mit großem Können zerlegt und seziiert er seine Figuren, steigt in die hintersten Winkel ihrer Seelen, offenbart ihre verborgensten Gedanken und Gefühle. Leips halsbrecherisches Hin und Her zwischen Sinn und Unsinn, zwischen Einsicht und Konfusion beschreibt Werle so: „Auch durch den jenseits der Wörter befindlichen Namen Gottes stürzt Leip wie durch ein morsches Netz, das über dem Abgrund nicht trägt; auf alle Verknüpfungen – von Mutter zu Sohn, von Bruder zu Schwester –, die das Netz bewerkstelligt, erhebt er keinen Anspruch mehr, schon längst in freiem Fall. Der wahre Leip, der niemals irgendwo noch irgend etwas war, ist Luft und blau und als Luft und blau bei allem. Leip, der nichts liebt, nichts haßt und nichts versteht, ist ungetrennt, sofern er unaufhörlich stürzt und nie und nirgends aufschlägt ... Leip entsagt dem Gefängnis, das ihn in den Leip der eigenen Erscheinung zwingt, und läßt es zu, daß diese Erscheinung zerspringt und daß sich alles, was auch immer mag, in die Bruchlinien dieser Zersprungenheit anlagert.“ (427)

Simon Werle beschreibt und analysiert seine Romanfiguren jedoch nicht nur ungewöhnlich scharfsinnig und einfühlsam, er erweist sich auch als außergewöhnlicher Stilist und Formulierer. Er benutzt eine Sprache, die keineswegs modern, schon gar nicht modisch ist. Eher wirkt sie altmodisch, konservativ, maniert-gravitätsch, ja bisweilen sogar geschwollen und unbe-

holfen. So heißt es über Edward: „Schon seit der ersten Kindheit bildeten und hielten sich in Edwards Wesen große weiße, durch die Eltern nicht ausfüllbare Flecken, durch deren Anwesenheit er sich im unklaren darüber befindet, wer er im Grunde ist.“ (18) Oder über Leip: „Die Landschaft seiner Gedanken ist nicht weniger geschlossen als der Talkessel von Hainitz. Sie spiegelt das Einunddasselbe dessen, was Leip als vernünftig erscheint.“ (424) Mit dieser fast heideggerhaft sperrigen und pathetischen Sprache gelingt es Werle jedoch sehr gut, die schwerfällige und altmodische Welt des Hunsrücks in Worte zu fassen und die Schwierigkeiten auszudrücken, die seine Romanfiguren haben, die „um den Körper jedes einzelnen Worts ringen“

(256) müssen. Außerdem wertet er mit dieser besonderen Sprache die Bedeutung der Sprache im Roman gegenüber dem Inhalt enorm auf und zwingt den Leser geradezu dazu, sie als eigenständigen Bereich des Romans wahrzunehmen.

Werles Hunsrückroman glänzt mit einer ungewöhnlich intensiven Beschreibung der komplizierten und verworrenen Seelenlandschaften seiner Figuren. Er ist in einer Sprache geschrieben, die in ihrer Mischung aus Intensität und Gespreiztheit einen ganz besonderen Sog zu entfalten imstande ist. Beides sind sehr gute Gründe, den Roman zu lesen.

Dietmar Schmitz

## Die Kraft des Wortes

Reden an die saarländischen Abiturienten

Die Reihe „Abiturreden“ ist eine Veranstaltung des Saarländischen Kultusministeriums, des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS und einer Stiftung, zu Beginn der *Stiftung Demokratie Saarland*, danach der *Union-Stiftung*.

Was sollte man einem Menschen sagen, der etwa ein Fünftel seines Lebens bereits hinter sich – aber statistisch gesehen noch viel mehr Leben vor sich hat als je ein Mensch in seinem Alter zuvor? Einem, der „von der Schule ins Leben tritt“?

Sollte man darüber sprechen, wie es sein wird, sich im Leben einzurichten, eine Familie zu gründen – einem Jugendlichen, der statistisch gesehen mit immer höherer Wahrscheinlichkeit aus einer Patchworkfamilie kommt und sich eher der Single-Existenz mit wechselnden Lebensabschnittspartnern zuwenden wird? Sollte man über den Beruf als Berufung reden? Zu einem, der in seinem künftigen Job – statistisch gesehen – eher nicht bis zum Rentenalter bleiben wird?

Sollte man über Sinn und Moral sprechen, sich über Werte verständigen, die für die Dauer eines Lebens Gültigkeit behalten? Und über welche Werte ließe sich ein Konsens herstellen

in einer Zeit, in der selbst Lebensweisheiten immer kürzere Halbwertszeiten haben.

Und wozu sollte man aufrufen angesichts einer Zukunft in Schieflage? Dazu, Mut zu haben, Neues zu wagen, zum Engagement, zur Vorsicht, zum Optimismus? Wo es im großangelegten Individualisierungsprozeß nicht mehr darum geht, die Welt, sondern nur noch die eigene Haut zu retten?

Andererseits – wem würde er angesichts von Autoritätsverfall und Mangel an verantwortlicher Instanz in unserer Gesellschaft noch zuhören? Seinen Eltern, der Generation der Ratlosen? Den Burnout-Lehrern, den politischen Schönrednern und Gutpredigern, den Zaudernenden und Zurückrundernden?

Oder gar einem Schriftsteller? In einer Rede? Klingt nicht sehr zeitgemäß. Wo ein Schulabgänger – statistisch gesehen – bisher selten mehr als Harry Potter und die kanonisierte Deutschpflichtreclamlektüre hinter sich gebracht hat.

Der SR versucht es trotzdem. Mit der Reihe *Reden an Abiturienten* hat die Literaturredaktion des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS die Tradition der Schulrede wiederbelebt. Eine Tradition, die in Deutschland lange zurückreicht. „Eine ganze Reihe bekannter Autoren des 18. Jahrhunderts hat solche Ansprachen gehalten, darunter Jean Paul, Johann Gottfried Herder und Friedrich Schiller. ... Daß die Tradition der Schulrede später abgerissen ist, liegt zum Teil an ihrer natio-

nalistischen Instrumentalisierung im 19. und 20. Jahrhundert, gewiß aber ist es auch eine Konsequenz der Jugendrevolte nach 1968.“ (Ralph Schock)

Zeitgenössische Autoren sollen völlig frei „ein Jahr lang darüber nachdenken, welche Ratschläge, Ermahnungen oder Warnungen, auch in der Rückschau auf die eigene Biographie, man einem abgehenden Abiturientenjahrgang mit auf den Weg geben möchte“, so der Initiator Ralph Schock. Und auf die eigene Biographie bezogen sind denn auch alle fünf Reden, die bislang gehalten und in schmalen, zwar aufwendig eingebundenen, aber altbacken-pastellfarbenen Bändchen veröffentlicht wurden.

Den Anfang machte im Juni 1999 Wilhelm Genazino. Seine Rede *Fühlen Sie sich alarmiert* über Rechtsradikalismus und Gewalt, ihre Ursachen und mögliche Reaktionen darauf ist eine Resonanz auf die politische und gesellschaftliche Situation. Genazino, inzwischen ausgezeichnet mit dem Büchner-Preis, beschreibt darin öffentliche Herabsetzungen von Personen – etwa durch verbale Angriffe – und typische Reaktionsmuster: „Ich will Sie auf eine peinliche Eigentümlichkeit unseres Bewußtseins hinweisen: Es identifiziert, bevor es denkt.“ Dabei übt er recht wahllos diffuse Kritik an „unseren Politikern“, „dem Rechtsstaat“ und den Medien, klagt die mangelnde Bereitschaft der politisch Verantwortlichen ein, gegen Faschismus vorzugehen, und fordert eine Verstärkung der Polizeipräsenz.

Seine Rede mündet in einen denkwürdigen Appell. Wer Zeuge gewalttätiger Übergriffe wird, der möge sich mitnichten persönlich einmischen als „antifaschistischer Nahkämpfer“, sondern zivilcouragiert zum Stift greifen und Briefe schreiben. Briefe! An Politiker, Amnesty und die Polizei. Das zeugt von sehr viel Vertrauen in die Kraft des Wortes.

Auch Birgit Vanderbeke sehr lebendige, witzige und durch und durch literarische Rede im Juni 2000 nimmt ihren Ausgangspunkt im Bezug zum aktuellen Gesellschaftsgeschehen. *Ariel oder Sturm auf die weiße Wäsche* verbindet Shakespeare mit Goethe mit Huxley mit Orwell, und das alles mit Spendenskandal und *Living-in-a-box* im *Big Brother Container*, um kritisches Bewußtsein zu wecken für Medienpolitik, ihre Hintergründe, ihre Macht, ihre Auswirkungen und Auswüchse. Sie versucht den Blick zu schärfen dafür, wie Stimmungen manipuliert werden und Öffentlichkeit hergestellt wird.

Ein Jahr später denkt die rumäniendeutsche Autorin Herta Müller nach „über den unterschiedlichen Charakter von Grenzen, über die (manchmal unterschiedlichen) Freiheiten des Kopfes und der Füße, die Verwandlung der Dinge beim Wechsel von einer Sprache zur nächsten.“ In ihrer Rede *Heimat ist das, was gesprochen wird* spricht sie sehr poetisch, in der ihr eigenen spezifischen Bildsprache über die Wahrnehmung von Dingen, die verschiedenen Bilder der Welt, die von Wahrnehmung und persönlich Erlebtem erzeugt werden. Über die politische Dimension von Sprache – und von Schweigen. „Sprache ist nicht außerhalb des Lebens. Man muß ihr ablauschen, was sie mit den Menschen tut. ... Und was sie mit den Menschen tut, war und bleibt das einzige und für jeden von uns unabdingbare Kriterium, Sprache zu beurteilen.“

*Wer ertrinkt kann, auch verdursten* – Guntram Vesper umkreist in seiner Rede 2002 mit Erzählungen und Anekdoten von Privatem, Gelesenem und Gehörtem sein Thema *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein*, er kann verdursten, während er im Überfluß von Warenwelt und Tagesspaß förmlich ertrinkt. Wir brauchen das Wort, den geschriebenen Text – im besten Fall in Form von Literatur, von Briefen, Gedichten, Romanen, Essays – als eine „Ergänzung, Komplettierung des wirklichen Lebens, eine Vermehrung sogar, eine Entschlüsselung.“ Kunst nicht als Idylle, als Flucht vor der Realität, sondern als Möglichkeit zum Standhalten, zur Befreiung, Selbstentdeckung und Verständigung.

Als fünfter in der Reihe wagt sich Dieter Wellershoff an *Die Frage nach dem Sinn*. „Zu diesen Menschen, sagte ich mir, kannst du nicht über ein beliebiges Thema sprechen, sondern nur über das existentiell Anstehende – ihr zukünftiges Leben in einer hochkomplexen, sich ständig verändernden Welt.“ Wellershoff berichtet von seiner „Zweiten Geburt“ nach dem 2. Weltkrieg, dem Glücksgefühl zu leben, frei zu sein. „Angesichts der Möglichkeit des Nichtseins war Leben die Letztbegründung für alles.“ Seine Erfahrung, daß es im Leben jedes Menschen um das eigene Selbst-sein-können geht, bringt ihn zur Philosophie des Existentialismus. Er denkt nach über ein richtiges Leben im falschen, über „Enklaven von Glück, ... Selbstgewißheit und menschlicher Solidarität, ... gegenseitiger Anerkennung, neuer Zuversicht und Hoffnung“ in noch so schwierigen Zeiten. Eine Optimismus verströmende Rede, die den persönlichen Le-

bensinn zu finden als höchste und lösbare Aufgabe ansieht.

Im Juni diesen Jahres hat Raoul Schrott seine begeistert aufgenommene Rede *Der wölfische Hunger. Über das Alter der Jugend* vor der literarisch interessierten Öffentlichkeit gehalten.

In der Zeit von lebenslangem Lernen ist das Ende der Schulzeit nicht wirklich ein Abschluß. Das Bild des reifgeprüften jungen Menschen, der hinauszieht, sein Glück zu machen, gilt nicht mehr. Die Vorstellung, hier begänne das ‚eigentliche‘ Leben, ist der Einsicht gewichen, daß ein Lebensabschnitt zu Ende ist und ein

anderer beginnt. Dennoch sucht man an den Schnittstellen Zuflucht zur Literatur: zu dem Taufspruch aus dem Buch der Bücher, einem Goethe-Zitat des Lieblingslehrers im Poesiealbum, Saint-Exupéry zur Eheschließung, Rilke im Nachruf.

Es ist ein kühner Versuch des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS, weiterhin der Kraft der Literatenrede zu vertrauen. Aber es wäre trotz allem der belebten Tradition zu wünschen, daß sie lange anhält.

Margot Behr

Wilhelm Genazino, Fühlen Sie sich alarmiert (Vortrag am 28. Juni 1999, Kongreßhalle Saarbrücken), Blieskastel 2000, 31 S.

Birgit Vanderbeke, Ariel oder Sturm auf die weiße Wäsche (Vortrag am 19. Juni 2000, Gymnasium am Stefansberg, Merzig), Blieskastel 2001, 55 S.

Herta Müller, Heimat ist das, was gesprochen wird (Vortrag am 15. Juni 2001, Schloßtheater Ottweiler), Blieskastel 2001, 47 S.

Guntram Vesper, Wer ertrinkt, kann auch verdursten. Vom Überleben eines gelösten Rätsels (Vortrag am 24. Juni 2002, Ministerium

für Bildung, Kultur und Wissenschaft, Saarbrücken), Blieskastel 2002, 70 S.

Dieter Wellershoff, Die Frage nach dem Sinn (Vortrag am 27. Juni 2003, Landesakademie für musisch-kulturelle Bildung, Ottweiler), Blieskastel 2003, 46 S.

Raoul Schrott, Der wölfische Hunger. Über das Alter der Jugend (Vortrag am 30. Juni 2004, Saarlandmuseum, Saarbrücken), Blieskastel 2004, 47 S.

Alle Bände sind im Gollenstein-Verlag erschienen.

## Die Seele des Verbrechers

August Gottlieb Meißner, *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Mit einem Nachwort hrsg. von Alexander Košenina (Kleines Archiv des achtzehnten Jahrhunderts, hg. von Christoph Weiß, Bd. 42), Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2003, 112 S.

Die Schilderung der blutigen Mordtat eines märkischen Schäfers, der seine drei geliebten Söhne aus religiösem Wahn Gott opfert, und die Geschichte eines jungen Pariser Advokaten, der ein Mädchen verführt, ihr zur Belohnung ein Lotterielos schenkt, dieses Los, das sich unverhofft als Hauptgewinn erweist, später vor Gericht zurückfordert und schließlich die Verführte dem salomonischen Ratschlag des Richters gemäß ehelicht, haben auf den ersten Blick wenig ge-

meinsam. Als einendes Band erweist sich jedoch das Interesse ihres Verfassers August Gottlieb Meißner an der Psyche der Täter, an der Dechiffrierung ihrer Seelen, an der Suche nach den Motiven, die sie an- und umtrieben, und folglich nach nachvollziehbaren Beweggründen ihrer Taten. Die beiden erwähnten Fälle wurden zunächst mit etwa 50 anderen Kriminalgeschichten in Meißners *Skizzen* genannter Erzählsammlung veröffentlicht, die zwischen 1778 und 1796 in 14 Bänden erschien und mehrfache Auflagen erlebte. Sie machte ihren Autor zu einem viel gelesenen, heute aber weitgehend vergessenen ‚Bestseller‘ des späten 18. Jahrhunderts. Aus diesem Fundus hat Alexander Košenina 13 Erzählungen für das *Kleine Archiv des achtzehnten Jahrhunderts* ausgewählt und mit einem sehr kenntnisreichen und lesenswerten Nachwort bedacht, das den Lesern sowohl das Genre „Kriminalgeschichte“ als auch die Person August Gottlieb Meißner nahebringt,

dessen Geburtstag sich im vergangenen Jahr zum 250. Mal jährte.

Meißner war ein Pionier der Kriminalerzählung, in der unterschiedliche neue (literarische) Entwicklungen des 18. Jahrhunderts zusammenfanden. Zum einen wäre hier der frühe englische realistische Roman eines Samuel Richardson, Tobias Smolett oder Henry Fielding zu nennen, dessen Werke Meißner teilweise aus dem Englischen übersetzte. Zum andern ist der Einfluß populärer juristischer Fallgeschichten unverkennbar, wie sie sich etwa in der bekannten, zwischen 1734 und 1743 zusammengestellten Sammlung der *Causes célèbres et intéressantes* des französischen Advokaten François Gayot de Pitaval finden; diese schildern nicht nur juristisch relevante Fakten oder den Prozeßverlauf, sondern auch menschliche Verwicklungen und schicksalhafte Verstrickungen. Und schließlich reflektieren die Kriminalgeschichten den tiefen Wunsch nach der „erfahrungsseelenkundlichen Durchdringung“ des ganzen Menschen in der Tradition von Ernst Platner und Karl Philipp Moritz. Zugleich war Meißner ein ‚Unterhaltungsschriftsteller‘ im besten Sinne des Wortes, dessen Erzählungen die *crime sells*-These lange vor ihrer Formulierung bewiesen und die Macht der ‚großen Gefühle‘ im Guten wie im Schlechten beschworen: Die Antriebsfeder seiner Protagonistinnen und Protagonisten sind Liebe, sei es die große Liebe, die Liebe gegen gesellschaftliche Konventionen oder die unmögliche Liebe, aber auch Rache aus verschmähter Liebe, Habsucht, Scham über die schuldlos verlorene Ehre oder Verrat aus Neid. Seine Kriminalgeschichten konkurrierten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts mit einer Vielzahl anderer Texttypen, die das Feld „Verbrechen und Devianz“ beackerten und selten exakt zwischen literarischer Fiktion und sozialen Fakten unterschieden. Meißner beteuert zwar nachdrücklich die ‚Wahrheit‘ seiner Erzählungen, ihre Authentizität und Aktenmäßigkeit, räumt aber zugleich ein, daß er „unter mehreren Vermuthungen die Wahrscheinlichste wählte“ und „kleine Lücken“ (S. 9) der oft mündlichen Überlieferung selbst schloß, daß er also das authentische Material nicht nur mit Phantasie und Erfindungsreichtum fortschrieb, sondern auch bekannte Überlieferungen und Motive aufnahm und weiterverarbeitete – ihm war, so schreibt er bezeichnenderweise in einer Fußnote, „als hätt‘ ich schon irgendwo eine ähnliche Geschichte gelesen“ (S. 79).

Meißners Geschichten sind in diesem Sinne gelegentlich – sicher auch mit planvoller Absicht – idealtypisch konstruiert. Als eifrigem Vertreter der Volksaufklärung lag ihm nicht nur, wie die immer wieder aufscheinende Kritik an Folter und anderen Mißständen der alten Justiz erkennen läßt, an der Durchsetzung ‚moderner‘ Rechtsformen und -institutionen, sondern fraglos auch an der Beeinflussung, wenn nicht Formung zeitgenössischer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Verbrechen und Verbrechern. Von zentraler Bedeutung waren ihm nicht die Beurteilung der Tat, sondern die Beurteilung der Täterinnen und Täter, die dem Publikum die Einsicht vermitteln sollte, daß in jedem Menschen ein potentieller Verbrecher und umgekehrt in jedem Verbrecher ein menschliches Wesen steckt. Die meist in extenso geschilderten Vorgeschichten charakterisieren die Täter nicht als von Natur aus hoffnungslose Unmenschen, sondern als Menschen, die durch eine Verkettung unglücklicher Umstände eher ‚zufällig‘ zu Tätern wurden. Meißner legt den Schluß nahe, daß die meisten Menschen eher aus Zufall nicht zum Täter werden. Nur äußerst geringfügige Unterschiede in Lebensumständen und Gedankenwelt zum ‚Normalbürger‘ – jene in Meißners Worten „dünne March zwischen Tugend, Schwäche und Laster“ (S. 9) – führen den Täter schließlich auf die schiefe Bahn; solch minimale Abweichungen sind auch dafür verantwortlich, daß etwa der untreue Hausmeister jahrelang unerkannt seinen Diebereien nachgehen konnte und der Gattinnen mordende, aber angesehene Dorfbürgermeister erst nach der dritten Tat in Verdacht gerät und überführt wird.

August Gottlieb Meißners mehr als 200 Jahre alten Kriminalerzählungen eignet somit bereits eine Erkenntnis der modernen Kriminalsoziologie, die durch die im 19. Jahrhundert einsetzende Pathologisierung und Enthumanisierung des Kriminellen lange verloren oder verdrängt worden war. Überaus modern ist zudem ein weiterer Aspekt von Meißners Werk: Trotz aller geschickten Lenkung seines Publikums sind seine Geschichten von einer gewissen Offenheit gekennzeichnet, indem er sich jeglichen (moralischen) Urteils enthält und dieses seinen Leserinnen und Lesern überläßt: Dies brachte ihm den Vorwurf ein, er rechtfertige „zuweilen wirkliche Verbrecher“ (S. 10).

Peter Wettmann-Jungblut

## Diskretion Ehrensache!

Manfred Pohl, Angelika Raab-Rebentisch, *Die Deutsche Bank an der Saar 1872 – 2003*, Piper Verlag, München 2003, 125 S.

Wenn eine Bank zu gründen ein noch größeres Verbrechen ist als eine Bank auszurauben, dann ist die Veröffentlichung dieser reichlich dünnen Bankgeschichte – die Häme sei gestattet – als minder schweres Vergehen zu bewerten, für das freilich auch nicht auf Freispruch erkannt werden kann. Unter anderem betreiben die Täter, pardon: die Autoren, regionalgeschichtlichen Etikettenschwindel.

Beschrieben, nein: angedeutet wird, wie eine kleine, als Familienunternehmen 1872 gegründete Saarbrücker Bank im Zuge verschiedener Konzentrationsbewegungen zu einer Filiale zuerst eines Geschäftspartners, und dann 1914, als auch dieser geschluckt ist, zur Zweigstelle der *Deutschen Bank* wird. Den längsten Abschnitt widmen die Autoren der Zeit zwischen 1914 und 1947: Erster Weltkrieg, Völkerbundzeit, Nazi-Regime, Zweiter Weltkrieg, Übergang zur neuen Währung, dem Franc. Ausgesprochen dürftig sind die Ausführungen zur Nachkriegszeit, als die Filiale der Deutschen Bank unter dem Namen *Saarländische Kreditbank* zeitweise unter französischer Führung stand. Der Schluß, die Zeit von 1978 bis zum Ende der Filiale als Deutsche Bank Saar, liest sich wie eine mehr oder weniger offene Werbung für die aktuell angebotenen Dienstleistungen.

Der Etikettenschwindel beruht darauf, daß über weite Teile keine Informationen gegeben werden über die Entwicklung in Saarbrücken, sondern über die Geschichte der Bank im Reichs- bzw. Bundesgebiet. Sehr anschaulich wird das in den Passagen für die Zeit von 1935 bis 1939, als es um die Rückgliederung des Saargebietes, die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft (!) und um „Bankpolitik und Bankgeschäfte“ geht. Die Autoren geben sich alle Mühe mit dem Nachweis, daß die Bankführung in Berlin mit Rücksicht auf ihre Geschäftsbeziehungen ins Ausland sich bemühte, sich aus der Politik „herauszuhalten“, also nicht an der Arisierung der jüdischen Unternehmen beteiligt war – oder wenigstens nicht führend. Dann aber wird ein auffällig langes Zitat gebracht eines englischen Historikers, der die Verantwortung individualisiert: Nicht „die“ Bank

beteiligt sich an der Arisierung, sondern eine größere Anzahl ihrer Direktoren. Das ist der kleine, feine Unterschied! Eher beiläufig, auf gerade einmal acht Zeilen, erfährt der Leser vom Schicksal der jüdischen Anteilseignerin an der Saarbrücker Filiale, die „ihre Vermögenswerte weit unter Wert verkaufen“ muß. Ein Blick in die im Saarbrücker Landesarchiv aufbewahrten Akten zur „Entschädigung“ der Opfer des Nationalsozialismus hätte aufgezeigt, zu welchen Schädigungen es tatsächlich gekommen ist und welche Auswirkungen sie hatten auf das weitere Schicksal der Betroffenen und ihrer beiden Töchter. Wie weit die Deutsche Bank, Filiale Saarbrücken an weiteren Machenschaften ab 1935 beteiligt war, erfahren wir nicht.

Das ist ein weiteres schwerwiegendes Defizit dieses Textes: Die beiden Autoren benutzen ausschließlich Quellen aus dem *Historischen Archiv der Deutschen Bank*, quasi ihrem Haus-Archiv und weisen nicht einmal nach, auf welche Unterlagen sie sich dabei im einzelnen berufen. Ist das Geheimniskrämerei oder Wahrung des Bankgeheimnisses? Auf jeden Fall ist die Quellenbasis zu dürftig! In den *Colmarer Archives de l'Occupation française en Allemagne et Autriche* enthält der Bestand *Mission juridique* des Hohen Kommissars in Saarbrücken zahlreiche Hinweise darauf, wie kompliziert, kostspielig und zeitaufwendig die Entflechtung des saarländischen Banken- und Versicherungswesens nach 1955 war. Dazu findet sich in dem Buch keine brauchbare Angabe. Hatte die Deutsche Bank damit nichts zu tun? Bankgeheimnis!

Unumwunden gibt der Text zu, was alle Welt ohnehin schon lange weiß: Die Deutsche Bank ist eine Industriebank; da lesen sich dann manche Passagen wie ein *Who is who* der saarländischen Wirtschaftsgeschichte. Die Deutsche Bank steht in Kontakt mit allen Hütten, Bergwerken, V&B usw. usf. Wie aber die Beziehungen konkret aussehen und welche Auswirkungen sie auf die Wirtschaftsgeschichte haben, darüber bewahren die Autoren Diskretion; das Bankgeheimnis ist bei ihnen in guten Händen. So gut, daß über die Rolle der Deutschen Bank in den Strukturkrisen der letzten ca. vierzig Jahre fast kein Wort verloren wird.

Ein kurzer Text hat den Vorteil der schnellen Lektüre, das Textverständnis ist allerdings nur dann möglich, wenn man zum Beispiel über ausreichende Kenntnisse zur regionalen Konjunkturgeschichte verfügt. Ohne diese bleiben z.B. die Ausführungen zur Gründungs- und

Konzentrationsgeschichte im Kaiserreich eher rätselhaft.

Noch eine Bemerkung zur Sprache: Es ist schon ziemlich irritierend, wenn gestandene Historiker völlig unreflektiert von „Hitlers Macht-ergreifung“ schreiben. Ärgerlich ist auch die Wortwahl auf S. 12, wo „von den Röchlings, jener ruhmreichen Industriellendynastie“ die Rede ist. Nicht nur ehemalige Zwangsarbeiter dürften das entschieden anders bewerten. Die Verlegung des ersten Wohnsitzes von Saarlouis nach St. Johann ist auch bei einer Bankiersfamilie ein ganz gewöhnlicher Umzug. Daß in diesem Zusammenhang, S. 19, von „einwandernden jüdischen Familien“ geschrieben wird, ist eine recht perfide Ausgrenzung!

Zum Schluß noch einmal ein wenig Häme: So kurz und schlecht der Text auch ist, er enthält

doch etliche Flüchtigkeitsfehler. Sollte die Bank bei ihren sonstigen Geschäften ähnlich nachlässig sein, müssen sich zumindest die Privatkunden Gedanken machen.

Fazit: Am Ende wird sich das lesende Publikum fragen: Was soll das Ganze? Der Erkenntnisertrag für die regionale Wirtschaftsgeschichte geht gegen Null. Im Autorenhinweis wird Manfred Pohl als Leiter des Bereichs *Corporate Cultural Affairs* aufgeführt. Das klingt nach Imagepflege und Werbung. Indes war es auch bei der Deutschen Bank bislang üblich, ihre Werbebroschüren gratis zu verteilen. Warum für dieses Heftchen teures Geld bezahlt werden muß, bleibt wohl auch ein – Bankgeheimnis.

Wilfried Busemann

## Zum Profit der Stadtverwaltung

Fabian Lemmes, *Zwangsarbeit in Saarbrücken. Ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene 1940 – 1945*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2004, 318 S.

Was sich beim Aufräumen nicht alles wiederfindet! So wurde bei Aufräumarbeiten im Saarbrücker Stadtarchiv Mitte der 90er Jahre ein Karton gefunden: „Verschleppte Personen/Gefangene“. Es handelt sich hierbei um Akten, die die Stadtverwaltung 1946 anlegen mußte auf Anordnung der französischen Besatzung, um „... alle erdenklichen Nachforschungen über Militär- und Zivilangehörige der Vereinten Nationen anzustellen.“ Gemeint ist damit hauptsächlich das Schicksal der – so weiß man heute – etwa 30.000 ausländischen Menschen, die im Laufe des Krieges in Saarbrücken der heutigen Grenzen als Zivilisten oder Kriegsgefangene Zwangsarbeit leisten mußten.

Auf dieser wichtigen Quelle basiert das von Fabian Lemmes nun vorgelegte Buch; der Autor benutzt außerdem als neue Quellen etwa 400 um 1999/2000 von ehemaligen Zwangsarbeitern aus Rußland an das Stadtarchiv gesandte Briefe und Datenbank-Auszüge der in Moskau

arbeitenden Organisation *Memorial*. Mit Hilfe dieser neuen Materialien kommt Lemmes zu Ergebnissen, die die verdienstvolle Forschungsarbeit von Hans-Henning Krämer und Inge Plettenberg (*Feind schafft mit ... Ausländische Arbeitskräfte im Saarland während des Zweiten Weltkrieges*, Ottweiler 1992) in bestimmten Teilen bestätigen, vertiefen und erweitern.

Nach der Einführung beschreibt der Autor recht ausführlich einige „Rahmenbedingungen“: Das sind allgemeine Informationen zur historischen Entwicklung des „Ausländereinsatzes“ von 1939 bis 1945 im Nazi-Reich und zur Situation der Stadt Saarbrücken im Krieg, insbesondere Daten zu Arbeitsmarkt, Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftsstruktur. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Analyse der Verteilung der Zwangsarbeiter auf die Wirtschaftssektoren, des Verlaufs und der Organisation des „Ausländereinsatzes“. Hinlänglich bekannt ist, daß Ausländer zur Arbeit gezwungen wurden im Bereich der eisenschaffenden Industrie – Burbacher und Brebacher Hütte – und der eisenverarbeitenden Industrie. Unerwartet hoch ist dagegen ihr Anteil im Dienstleistungssektor, speziell im Transportgewerbe, wo die Menschen eingesetzt wurden zum Be- und Entladen von Eisenbahnwaggons und LKW's, zur Aufrechterhaltung des ÖPNV und des Reichsbahn-Betriebes. Besonderes Augenmerk legt

Lemmes auf die Stadtverwaltung als Nutznießer der Zwangsarbeit. Hier gelingt ihm der überzeugende Nachweis, daß die Stadt Saarbrücken gleich in mehrfacher Weise von der Zwangsarbeit profitiert. Einerseits setzt sie für ihre eigenen Belange Zwangsarbeiter ein, andererseits „verleiht“ sie sie gegen Gebühr vorwiegend an kleine und mittlere Unternehmen – und schließlich sichert und erhöht Zwangsarbeit die städtischen Einnahmen an Gewerbesteuer. So gesehen ist es nur konsequent, wenn die Stadtverwaltung gleichsam aus eigenem Antrieb bedeutende Baracken-Lager einrichtet, in denen sie „ihre“ die Zwangsarbeiter und diejenigen kleiner und mittlerer Betriebe unterbringt. Da die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt im Krieg nicht einmal rudimentär erforscht ist, und auch die benutzten Quellen hierzu keine Angaben erlauben, kann Lemmes keine Informationen geben, mit welchem Anteil Zwangsarbeit zur Wertschöpfung in der Stadt beiträgt. Alles deutet auf eine beträchtliche Höhe hin.

„Verlauf und Organisation“ der Zwangsarbeit zeigen einige Abweichungen zur Gesamtentwicklung im Reich. So wurden wegen der ersten Evakuierung der Stadt 1939/40 nur wenige Polen zur Arbeit gezwungen; naheliegenderweise war der Anteil französischer Zwangsarbeiter überdurchschnittlich. Die größte Gruppe, fast 50%, stammte aus der Sowjetunion.

Die Darstellung endet mit der Zusammenbruchphase im Winter 1945, als Willkür und Terror gegen Zwangsarbeiter bislang ungeahnte Dimensionen annahmen. Mit der Eroberung der Stadt durch die Amerikaner am 20. März 1945 werden die Überlebenden befreit.

Dieses Ende des Buches ist zwar „klassisch“, wirkt aber abrupt, denn spätestens hier wären

einige Ausführungen notwendig gewesen zur Frage der „Entschädigung“ der NS-Zwangsarbeiter. Schließlich hat diese Frage zu dem Buch geführt. In seinem Vorwort schreibt Rainer Hudemann zur Entstehung des Buches: „Die Landeshauptstadt wollte sich ihrer Vergangenheit als Verwaltung stellen, und das aus eigener Initiative.“ Ganz so war es nicht.

Als im Jahre 2000 der *Stiftungsfonds der deutschen Wirtschaft* zur „Entschädigung“ der ehemaligen NS-Zwangsarbeiter aufgelegt wurde, jene unsägliche und unwürdige Regelung, mit der sich die deutschen Unternehmer von ihrer historischen und moralischen Verantwortung auf billigste Weise freigekauft haben, standen alle Städte und Gemeinden vor der Frage, welchen Anteil sie beisteuern müssen. Im Saarland gingen die Sorgen so weit, daß auf dem SPD-Landesparteitag 2000 in Schiffweiler Kommunalpolitiker eine Resolution zugunsten einer großzügigen Vereinbarung im Sinne der noch lebenden ehemaligen Zwangsarbeiter mit der inoffiziellen Begründung verhinderten: „Wir wissen doch gar nicht, was da alles auf uns zukommt!“ Um eben diese Frage klären zu lassen, wandte sich der damalige Oberbürgermeister Hajo Hoffmann an die Universität des Saarlandes. Beantwortet das Buch von Fabian Lemmes die Frage der Stadt? Diese Frage wiederum ist müßig, denn inzwischen ist das Thema „Entschädigung“ von Zwangsarbeitern bei Kommunalpolitikern und einer breiteren Öffentlichkeit in Vergessenheit geraten. Ob Fabian Lemmes' Buch dem entgegen wirken kann, ist ungewiß. Das aber ist kein wissenschaftliches, sondern ein politisches Problem.

Wilfried Busemann

## Chancenmaximierung als erste Regel im Arbeitsleben

Christian Scholz, *Spieler ohne Stammplatzgarantie. Darwiportunismus in der neuen Arbeitswelt*, Wiley-VCH Verlag, Weinheim 2003, 263 S.

Zwei Begriffe werden bei Christian Scholz vermischt, um die (heimlichen) Spielregeln der heu-

tigen Arbeitswelt zu benennen: Zum einen *Darwinismus* als kollektiver Mechanismus, der zum Überleben des „Fittesten“ führt und sich aus der Biologie auf ökonomische Zusammenhänge übertragen läßt. Die Selektion geschieht über den Markt und bezieht sich auf Unternehmen (beispielhaft dokumentiert am sogenannten *Neuen Markt*) ebenso wie auf den Umgang mit Mitarbeitern: So können umworbene *High Potentials* nach kurzer Zeit aufgrund veränderter Marktbedingungen überflüssig werden und ha-

ben kurzfristig ihren Arbeitsplatz zu räumen. Zum zweiten geht es um *Opportunismus* als einem individuellen Prinzip der Chancennutzung mit Streben nach Geld, Spaß und Unterhaltung sowie – als Folge davon – abnehmender Loyalität gegenüber dem Arbeitgeber.

Die beiden Prinzipien, die Scholz hier zum *Darwiportunismus* zusammenführt, sind grundsätzlich weder im gesellschaftlichen Kontext noch im Wirtschaftsleben wirklich neu. Ob nun deutsche Stars ihre Einnahmen im Ausland versteuern („Otto-Normalbürger“ bleiben da eher die Steuertricks à la Konz) oder ein Fußballtrainer nach einigen verlorenen Spielen seiner Mannschaft bzw. ein Vorstand nach einer schlechten Bilanz das Feld räumen muß – beide Meldungen sind nur kurzfristig für eine Schlagzeile gut.

Interessant sind vielmehr die Schlußfolgerungen, die Scholz aus diesen Beobachtungen zieht: Wenn alte Deutungsmuster nicht mehr gelten, zum Beispiel das „Hochdienen“ in Unternehmen mit der daraus resultierenden Gewißheit auf lebenslange Beschäftigung, Beförderung und Jubiläumsfeiern, müssen neue Spielregeln gefunden werden. Dies gilt für die Beschäftigten ebenso wie für Unternehmen, die erleben, daß junge Mitarbeiter, die soeben mit viel Aufwand eingearbeitet wurden, ohne einen Blick zurück ein besseres Angebot am Arbeitsmarkt annehmen – individuelle Chancennutzung ohne schlechtes Gewissen.

Scholz votiert für eine neue Definition des psychologischen Vertrags zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber: Mehr Ehrlichkeit auf bei-

den Seiten statt treuherzig geäußerter Loyalität in Leitlinien und Vorstellungsgesprächen, die oft nicht haltbar ist und zu Enttäuschungen führt.

Darwiportunismus wird von Scholz als positives Szenario verstanden, welches für alle Beteiligten Chancen birgt. Als Lösung für moralische Fragen – was ist mit Schwächeren, Verlierern, Menschen mit „falschen“ Kernkompetenzen? –, die sich in radikalen Marktszenarien unmittelbar stellen, wird eine darwiportunistische Diskursethik vorgeschlagen, die durch das Ausloten von Grenzen mittels gesellschaftlichem Dialog zu neuen ethisch vertretbaren Spielregeln führen soll. Demzufolge soll der Staat seine Aufgabe auf die in Marktwirtschaften originäre Rolle des Nachtwächters beschränken und mehr individuelle Freiheit zulassen.

Die Empfehlungen des Autors mögen nicht für jeden Leser politisch und emotional erwünscht sein. Dem Optimismus des Autors („Jeder hat es selbst in der Hand“, S. 237) kann man je nach eigener Weltsicht durchaus vorwerfen, zu sehr auf die Marktprinzipien zu vertrauen und dem amerikanischen Traum zu huldigen. Eines aber bietet das Buch auf jeden Fall: Eine interessante und durch viele Beispiele aus jüngster Zeit geprägte Diskussionsgrundlage zu beobachtbaren Realitäten am Arbeitsmarkt, die weder durch gesetzgeberische Kontrollversuche noch durch moralische Appelle wieder in die alten Bahnen zurück zu bringen sind. Am besten sollte man es also lesen und darüber streiten – Diskurs eben für ein neues Miteinander.

**Heike Schinnenburg**

## Autorinnen und Autoren

**Margot Behr**, M.A., geb. 1964, Dipl. Kommunikationsdesignerin, Studium Literaturwissenschaft, seit 1990 selbständig tätig.

**Georg Bense**, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

**Hansjürgen Blinn**, Dr., Literaturwissenschaftler an der Universität des Saarlandes, Schwerpunkte seiner Publikationstätigkeit: Informationstransfer in den Geisteswissenschaften (*Informationshandbuch Deutsche Literaturwissenschaft*, 4. Ausgabe 2001), Frauenliteratur, erotische Literatur (*Erotische Lyrik der galanten Zeit*, 1999; *Ich will dich*, 3. Aufl. 2003) und die deutsche Shakespeare-Rezeption (4 Bde.).

**Hermann Burkhardt**, siehe S. 19ff.

**Wilfried Busemann**, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

**Bernhard Dahm**, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

**Stefan Fricke**, geb. 1966, Musikwissenschaftler, lebt in Berlin.

**Sebastian Hanusa**, geb. 1976, Studium der Philosophie und Musik in Dortmund und Saarbrücken.

**Christine Hohnschopp**, Dr., Studium der Germanistik und Politikwissenschaft in Frank-

furt a.M., Promotion über Tod und Emanzipationsprozeß im Werk des B. Traven, seit 1996 wissenschaftliche Bibliothekarin an der *Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek*, seit 1998 Mitarbeit im *POCUL*-Verlag und bei der saarländischen Literaturzeitschrift *STRECKENLAEUFER*.

**Uwe Loebens**, geb. 1958 in Völklingen, bildender Künstler, journalistische Tätigkeit.

**Angela Mense**, geb. 1976, studiert Interkulturelle Kommunikation und Germanistik an der Universität des Saarlandes, Tätigkeit als freie Journalistin.

**Gerhard Sauder**, Prof. Dr., geb. 1938, seit 1976 Professor für Neuere Deutsche Philologie und Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, Mitherausgeber der *Münchener Goethe-Ausgabe* und der *Maler Müller-Ausgabe*, Herausgeber der *Werkausgabe Ludwig Harig*.

**Heike Schinnenburg**, Prof. Dr., geb. 1965, Studium der Wirtschaftswissenschaften in Hannover, Professorin für BWL und Personalmanagement an der FH Osnabrück, Personal- und Unternehmensberaterin.

**Dietmar Schmitz**, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im saarländischen Umweltministerium, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit.

**Erich Später**, lebt in Saarbrücken und arbeitet bei der *Heinrich-Böll-Stiftung*, letzte Veröffentlichung: *Perspektive Kirchentag* in: *Goldhagen, der Vatikan und die Judenfeindschaft. Menora*, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, Berlin 2003.

**Herbert Temmes**, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der *Multiple Sklerose Gesellschaft, Landesverband Saarland e.V.*

**Peter Wettmann-Jungblut**, Dr., geb. 1959, Studium der Geschichte und Amerikanistik, Dissertation zur Geschichte der Eigentums-kriminalität in Südwestdeutschland, freiberuflicher Historiker, Veröffentlichungen zur deutschen und englischen Kultur-, Justiz- und Kriminalitätsgeschichte, zuletzt: *Rechtsanwälte an der Saar 1800–1960. Geschichte eines bürgerlichen Berufsstandes* (2004).

**Gert Wiebe**, Rechtsanwalt, langjähriger Vorsitzender der SPD-Stadtratsfraktion in Saarbrücken.

Bevor es die **alten** Hefte der  
**neuen saarbrücker hefte** nicht mehr gibt ...  
... erwerben Sie noch **Anteile** an den  
**schönsten Seiten des Saarlandes**

Diese Saarbrücker Hefte können Sie noch bestellen.

**Veränderung der Stadtlandschaft**

Nr. 61/62, Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte,  
Doppelheft für nur EUR 3,50

**Saarlanditis**

Nr. 63, Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier,  
nur EUR 3,50

**Industriekultur und Industriearchäologie**

Nr. 64, Nov. '90 / Das Heft zur Hütte, fast vergriffen,  
nur EUR 5,-

**Künstliche Intelligenz**

Nr. 65, Mai '91 / Das KI-Heft - lange vor dem Internet,  
nur EUR 3,50

**Mitten im Abseits**

Nr. 66, Dez. '91 / Das Armutsheft - lange vor der  
Globalisierung, nur EUR 3,50

**Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung**

Nr. 67, Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, nur EUR 3,50

**Das Gute Leben**

Nr. 68, Dez. '92 / Das Heft für Gutmenschen?, nur EUR 3,50

**Die Krise als Dauerbeschäftigung**

Nr. 69, Juni '93 / Das legendäre Heft zur  
Wirtschaftspolitik im Saarland, nur EUR 3,50

**Stadtkörper Saarbrücken**

Nr. 70, Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft - lange vor der  
Saarbahn, nur EUR 3,50

**Politische Kultur?**

Nr. 71/72, Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung,  
Doppelheft für nur EUR 3,50

**Melange**

Nr. 73, März '95 / Kein Heft zum clash of civilizations,  
nur EUR 3,50

**Jugend**

Nr. 74, Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation,  
nur EUR 3,50

**Kunst und Chaos im Saarland**

Nr. 75, März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, nur EUR 3,50

**Internet im Saarland**

Nr. 76, Sept. '96 / Das Heft für Einsteiger, nur EUR 3,50

**Stadt der Superlative: Völklingen**

Nr. 77, Frühjahr '97 / Das Heft zum Reiseland Saarland?,  
nur EUR 3,50

**Bildung: Ballast oder Bereicherung?**

Nr. 78, Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, nur EUR 3,50

**Zerbrochene Utopien - Verlorene Illusionen?**

Nr. 79/80, Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68,  
Doppelheft für nur EUR 3,50

**Erinnern, Mahnen, Gedenken**

Nr. 81, Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtausstellung,  
nur EUR 3,50

**10 von 1000 Jahren**

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium, nur EUR 3,50

Nr. 83, Sommer 2000 / Die Hefte im neuen Gewand  
(mit Register Heft 61/62 - 82), EUR 7,41

Nr. 84, Winter 2000 / Es geht voran, EUR 7,41

Nr. 85, Sommer 2001 / Gute Zeiten, schlechte Zeiten,  
EUR 7,41

Nr. 86, Winter 2001 / Früher war sowieso alles besser,  
EUR 7,41

Nr. 87, Frühjahr 2002 / Schuld ist der Euro, EUR 7,80

Nr. 88, Herbst 2002 / Kultur? Ach was!, EUR 7,80

Nr. 89, Frühjahr 2003 / Kakophonie - das SR-Special,  
EUR 7,80

Nr. 90, Herbst 2003 / Citoyens & Sponsoren, EUR 7,80

Die Preise verstehen sich zzgl. Porto, bei Abnahme von  
drei und mehr Exemplaren erfolgt Lieferung frei Haus.

**Bestellungen an: Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken, Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: info@pfau-verlag.de**  
Bei Bestellung von zwei und mehr Heften gibt es gratis ein Exemplar von Nr. 63: Saarlanditis. Erhältlich sind noch Restexemplare der Hefte Nr. 1-60, erschienen von 1955 bis 1988. Restlos vergriffen sind die Nummern 1-15, 18, 20, 22 und 24.